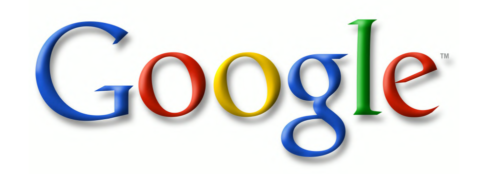


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Digitized by Google

Presented to the Library by Prof H. G. Fiedler.

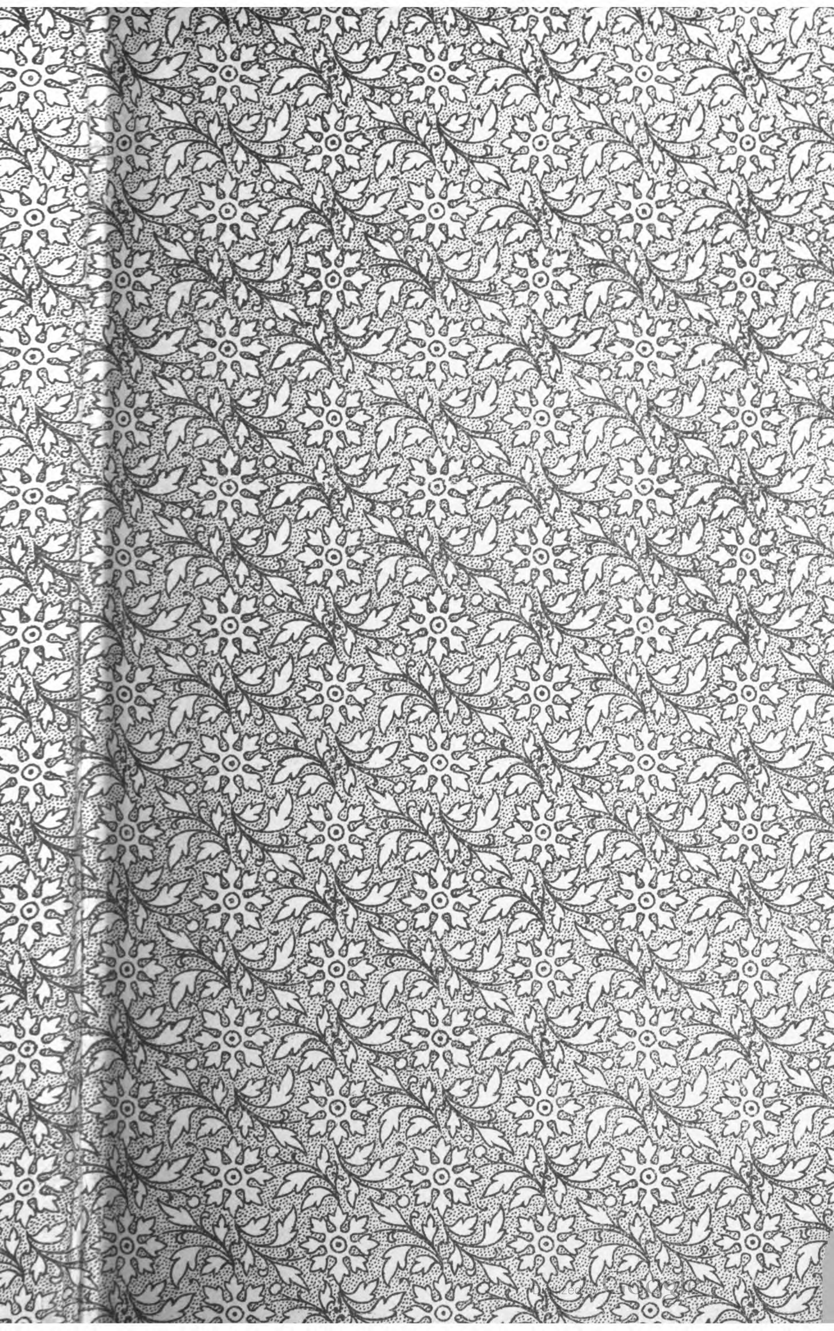
~~FW 495 A. 1~~



~~258 LL 38~~

REP. G. 4131

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Religiöse Studien

eines

Weltkindes.

Von

W. H. Riehl.

Zweite Auflage.



Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Kirchliche Fragen.

Zum Beschluß.

Persönliche Erlebnisse.

Digitized by Google

Zum Eingang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Durch Nacht zum Licht.

I.

In einer Januarnacht des Jahres 1892 träumte mir, ich befände mich in einer wunderschönen Alpengegend. Ein tiefblauer Himmel spannte sich über die Landschaft, welche im hellsten Sonnenlicht erglänzte; blendend weiß hoben sich die fernen Schneegipfel von dem reinen Aether ab, ich konnte jede Schlucht, jeden Zacken ihrer Felswände erkennen; im Mittelgrunde breiteten sich frühlingsgrüne, waldumsäumte Matten, weit ab von mir, und doch sah ich deutlich die weidende Herde. Zu meinen Füßen tief unten floß ein krystallklarer Bach, der sich plötzlich schäumend in den Abgrund stürzte, zu meiner Rechten und Linken ragten mächtige Ahornbäume und das nahe Gestein war bedeckt von einer Flur rotglühender Alpenrosen. Wie war doch die ganze Natur so jung, so frisch, neugeboren: „die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag“. Ich sprang einen schmalen, steilen Felspfad hinab, rasch, mit sichersten Schritten.

Digitized by Google

In hellster Freude durchzuckte mich der Gedanke, daß alle meine Sorgen eitel gewesen seien, und daß ich Gottes schöne Welt in ihrer ganzen Pracht noch — sehen könne!

Die helle Freude weckte mich auf. Da ward ich sehr betrübt: — es war ja alles nur ein Traum gewesen! Und ich entsann mich in der dunkeln Nacht, daß ich dem Erblinden entgegengehe, daß ich jene Alpenfernen schon gar nicht mehr zu sehen vermöge, daß mir ein grauer Nebel auch die Nähen bereits umhülle, und daß der helle Sonnenschein, welcher andre Menschen erfreut und erhebt, mich nur mehr schmerzhaft blende.

Ich war sehr betrübt. Aber nicht lange. Denn ich gedachte bald, daß es doch sehr undankbar sei zu klagen. Nahezu neunundsechzig Jahre war es mir vergönnt gewesen, so viel Schönes und Herrliches zu sehen für mich und auch für Andre. Wie durfte ich mich beschweren, wenn ich nun für den Rest meiner Tage nicht mehr sehen sollte? Wird doch nur den wenigsten Menschen das Glück zu teil, die liebe Sonne so lange zu sehen, als ich sie gesehen hatte!

Im weiteren Nachdenken ging mir aber auch noch ein andrer Gedanke tröstend und begeisternd auf.

Was mein leibliches Auge nicht mehr zu erblicken vermochte, das hatte mein geistiges Auge im Traume geschaut, heller und reiner als es vielleicht jenes je-

Digitized by Google

mals vermocht hätte. Ich hatte ja in langen Jahren so vieles erlebt und erlernt, was noch der eigensten geistigen Durcharbeitung harrte: konnte ich diese jetzt nicht lichter, tiefer, gesammelter geben, als wenn die Außenwelt meinen Blick zerstreute?

Der Gedanke und das Wort blieben mir doch immer noch, und hatte ich denn überhaupt in meinem Leben anders gewirkt als durch Wort und Gedanken?

So vieles aus meinem verschlossenen Innenleben lag nun gleich jener vom hellen Sonnenschein bestrahlten Landschaft vor mir; ich brauchte nur hineinzugreifen, um Erfreuliches für mich zu gestalten, vielleicht gar für andre. Das konnte ich auch im Dunkeln, und ich beschloß es zu thun.

Der 6. Mai 1892 brachte meinen Plan zur Reife. Ich hatte jetzt genau noch ein Jahr bis zum siebzigsten Geburtstage, und ich nahm mir vor, dieses Jahr zu benützen, um mir selbst ein Geburtstagsgeschenk für jenes Stufenjahr zu geben.

Als ich noch ein Knabe war, freute ich mich auf die Geburtstage der Eltern, weil ich diese dann beschenken durfte; aber das Geschenk durfte nicht gekauft, es mußte selbst verfertigt sein: ein geschriebener Wunsch, eine Zeichnung, eine Papparbeit, ein Strauß von Feldblumen, die ich gesucht hatte.

Als ich in meiner Studentenzeit, fern vom halb-

Digitized by Google

verwaisten Elternhause, einsam und in den beschei-
densten Verhältnissen lebte, hatte ich zu meinem Ge-
burtstag keine Geschenke zu erwarten; dafür beschenkte
ich mich selber, indem ich mir ein recht friedenvolles
Quartett von Haydn für Klavier auszog, oder eine
kleine Landschaft nach der Natur zeichnete, ein paar
bedenksame Verse dichtete, oder auch den ganzen schönen
Maitag mit einem großen Stück Brot in der Tasche
durch die Wälder streifte.

Das wurde freilich anders, als ich ein Mann
geworden war und nun eine Familie gründete. Jetzt
wurde ich von Frau und Kindern und Freunden reich
beschenkt, und vergaß ganz, mich selbst zu beschenken,
und fragte auch nicht, ob jenes Geschenkte selbstver-
fertigt sei.

Aber für den siebzigsten Geburtstag gedachte ich
noch einmal zum guten alten Brauch zurückzukehren,
und beschloß, mir ein Buch zu schreiben, dessen fertiges
Manuskript ich mir als eigenes Geschenk auf den
Geburtstagstisch legen wollte.

Ich habe es gethan; ich schrieb mir dieses Buch,
und es wurde fertig zum 6. Mai 1893. Doch nein!
es wurde nicht ganz fertig, wenigstens nicht druckfertig.
Warum? Das will ich erklären, indem ich der Reihe
nach erzähle.

Im Frühjahr 1892 stellte mir der Arzt die Dia-
gnose, daß ich am grauen Star leide; er erklärte eine

Digitized by Google

günstige Operation für möglich und nahm sie für den Herbst und Winter in Aussicht.

Einstweilen mußte ich Geduld haben. Ich bin immer ein ungeduldiger Mensch gewesen, allein man lernt alles, wenn man muß, auch die Geduld.

Ich lebte meinem Berufe wie vorher. Ich las meine Kollegien im Sommer- und Wintersemester vielleicht besser als jemals. Die Vorbereitung darauf wurde mir freilich immer mühsamer; ich mußte mir alles zu Hause vorlesen lassen und vollständig dem Gedächtnisse einprägen. Ich erfuhr dabei den Segen des Hauses, denn meine Töchter lasen mir täglich stundenlang geduldig vor. Ich konnte sonst niemals andauernd vorlesen hören; jetzt hab' ich's gelernt. Trat ich dann auf das Katheder, so beherrschte ich meinen reif durchdachten Stoff mit souveräner Freiheit und war glücklich, wenngleich meine Zuhörer nur wie verschwimmende Schatten vor mir saßen. Nur eines ward mir schwer: den Weg aufs Katheder und vom Katheder hinab zu finden. Das Kathederfieber habe ich niemals gekannt, jetzt lernte ich's wenigstens in dieser Weise kennen.

Doch ich will nicht weiter schildern, wie ich diesen und auch meinen andern Verpflichtungen fast durchs ganze Jahr nachkam, freilich oft mit fremder Hilfe. Es merkten nur wenige, wie schlecht ich sah, und außer meinen nächsten Angehörigen wußte niemand um mein

Digitized by Google

Leiden. Begegnet mir Erfreuliches, so erzähle ich's gern, drückt mich Bekümmernis, so pflege ich zu schweigen.

Zwischen all meinen andern Arbeiten ging ich frischen Mutes an das neue Buch. Das erste Kapitel schrieb ich im Vorsommer noch eigenhändig mit großen Buchstaben. Dann ging dies aber nicht weiter. Ich mußte diktieren.

Ich verweilte während der Herbstferien in Bad Krankenheil bei Tölz. Spazierengehen konnte ich nicht viel; die unerhörte Glutsonne jener August- und Septembertage blendete so entsetzlich und die schattigen Waldpfade waren für einen Halbblinden nicht ratsam. Ich hatte also die breiteste Zeit, an meinem Buche zu arbeiten.

Nun mußte ich aber zuerst das Diktieren lernen; immer ein Mann meiner selbst, hatte ich in meinem Leben nie diktiert und schämte mich geradezu, meine Gedanken andern ohne die letzte Feile in die Feder zu sagen. Dies lernte ich jedoch rasch in der anmutigsten Weise. Eine langjährige Freundin unsers Hauses war bei uns in Krankenheil zu Gaste. Da sie von meinem Zustande vorher so wenig gewußt hatte wie die übrigen Freunde, hatte sie sich darauf gerüstet, Bergbesteigungen mit uns zu machen, erklärte sich nun aber vollkommen schadlos für alle die unmöglich gewordenen Bergpartien, wenn sie statt

Digitized by Google

derselben meine Diktate niederschreiben dürfe. Wie konnte ich dies abschlagen? Hätte ich gleich anfangs meiner Frau oder meinen Kindern diktiert, so würde ich, des lästigen Verfahrens überdrüssig, alsbald wieder aufgehört haben. Allein vor einer fremden, wenn auch altbefreundeten Dame schämte ich mich dessen: und siehe, weil ich mich geschämt hätte, nicht zu diktieren, schämte ich mich nicht mehr zu diktieren. Ich habe allezeit Selbsthilfe geübt und gepredigt und passe darum schlecht in eine Zeit, wo jedermann nach Staatshilfe schreit; Frauenhilfe kann man sich jedoch gefallen lassen. Und weil mich meine Schreiberin täglich erbarmungslos zum Schreibtisch führte, auf strenges Aushalten der Schreibstunden drang und nachher im Gespräch immer wieder zu dem behandelten Gegenstande trieb, so nannten wir sie, eine Schwäbin und obendrein Stuttgarterin, zuletzt nur noch „das Treiberle".

Als das Treiberle abgereist war, fühlte ich mich schon so sattelfest in der neu erlernten Kunst, daß ich fortan auch meiner Frau und meinen Töchtern ganz unbefangen weiter diktieren konnte. In der langen Zeit vor der Operation, in den peinlichsten Monaten zwischen zwei Operationen und in den dunkelsten Tagen unmittelbar nach denselben habe ich immerfort an meinem Buche diktiert.

Es gibt kein besseres Mittel, über die lange Ge-

Digitized by Google

duldprobe vor und nach einer Staroperation ganz leicht hinweg zu kommen, als indem man während dieser Zeit Kollegien liest, ein Museum verwaltet und ein Buch schreibt.

Das neue Buch war zum 6. Mai 1893 fertig. Und doch nicht ganz fertig. Denn es war bis dahin immer nur ein diktiertes Buch, es fehlten noch Verbindungen und Ausgleichungen, die letzten Lichter und Drucker, die letzten Feinheiten des Stils und mancherlei kleiner Humor, und dies alles kann nur ein Sehender geben mit dem Ueberblick des eigenen Auges, mit der eigenen Feder.

Solch letzte Feile war mir bei allem, was ich schrieb, stets die erfreulichste Arbeit, die ich darum auch immer rasch und sicher vollführte, ein wahres Vergnügen. Und dieses Vergnügen hatte ich mir auf die nächste Zeit nach meinem siebzigsten Geburtstage vorbehalten. Ich vergönnte mir's aber nur in besonders guten Stunden und schrieb recht langsam, weil ich mich nebenbei auch kindisch über meine wiedergewonnene feste und klare Handschrift freute. So vergingen Monate, bis das Buch druckfertig wurde, obgleich ich mir's dennoch zum siebzigsten Geburtstage geschrieben hatte.

Und daß ich mir solches bereiten konnte, verdanke ich nächst Gottes Hilfe der geschickten Hand und treuen Fürsorge meines vortrefflichen Arztes.

Digitized by Google

Die volle Sehkraft ist mir wiedergegeben, Gottes schöne Welt liegt wieder farbenreich und hell leuchtend vor mir, ich kann wieder die Gesichter lieber Menschen sehen und konnte die letzten Federzüge meines Buches selber schreiben. Das war doch das beste Geburtstagsgeschenk, welches ich schon seit Neujahr im voraus erhalten hatte! Nennt's Glück, Gnade, Segen — der Name ist gleichgültig — und dem schwachen Menschen bleibt nichts übrig als demutsvoller Dank.

Das „dunkle Jahr" 1892 war für mich ein helles Jahr des inneren Schauens und des inneren Friedens, und wenn ich darauf zurückblicke, so denke ich nicht mehr an Nacht und Nebel, sondern an jene herrliche, lichtbestrahlte Landschaft, von welcher ich im Januar träumte.

II.

Ob nun aber dieses Buch auch meinen Lesern den Eindruck der Stimmung machen wird, in welcher ich's geschrieben habe, den Eindruck einer friedlichen, zum Frieden aufstrebenden Umschau und Selbstschau — durch Nacht zum Licht?

Wer es heutzutag keinem Menschen recht machen will, der muß über religiöse Dinge schreiben und das Geschriebene drucken lassen. Denn wenn er das Ge-

Digitized by Google

schriebene für sich behält, so hat er's vielleicht wenigstens sich selber recht gemacht. Läßt er's aber drucken und sieht, wie er's niemand recht gemacht hat, so wird er zuletzt auch mit sich selber unzufrieden werden.

In Sachen der Religion waren die Menschen zu aller Zeit am empfindlichsten. Nur ballte sich diese Empfindlichkeit früher mehr in große Gruppen zusammen, Kirche stand gegen Kirche und die Kirchen in ihrem Inneren wieder gegen Abtrünnige und Ketzer; man wußte, woran man war und konnte es wenigstens seiner eigenen Gemeinschaft recht machen.

Dem ist nicht mehr so. Der religiöse Glaube und Unglaube ist unendlich individueller geworden und damit auch die religiöse Empfindlichkeit, die sich in ihrem Glauben verletzt sieht. Kein Wunder, daß man's da niemand mehr recht machen kann, sowie man eine ganze Kette religiöser Fragen bespricht.

Ich erzählte jemand von meinem beabsichtigten Buche. „Es wird doch ein freies Buch werden?" fragte er mit etwas zweifelhaftem Blicke. „Selbstverständlich!" erwiderte ich. „Ich schreibe überhaupt nur freie Bücher; denn ich bin immer so frei, nur das zu schreiben, was meine Ueberzeugung ist." Allein so hatte es der Frager nicht gemeint. Er dachte an eine ganz bestimmte prinzipielle Schablone der religiösen Freiheit, an seine Schablone. Hätte dieser mein Buch entsprochen, so würde es jedoch den ganz

Digitized by Google

verschiedenen Freiheitsidealen von hundert andern freiheitlichen Männern wieder nicht entsprochen haben. Und zuletzt wären die allerfreiheitlichsten gekommen und hätten gesagt: die „Umschau", welche man im religiösen Leben der Gegenwart hält, wird den Gescheitesten dazu führen, daß er gar nichts über dasselbe schreibt. Denn für die Gebildeten ist die Religion ein überwundener Standpunkt, und wo sie noch nicht ganz tot ist, muß man sie totschweigen. Religionsfreiheit ist die Befreiung von der Religion. Und so machen's diese Leute allein allen recht, indem sie schweigen.

Hätte mich aber ein Gläubiger gefragt, ob mein Buch ein gläubiges sein werde, so würde ich wiederum geantwortet haben: „Selbstverständlich!" Ich würde ja niemals auf den Gedanken gekommen sein, mich beobachtend in das religiöse Leben der Zeit zu versenken, wenn ich nicht selber unablässig nach der Religion, nach dem Glauben gerungen hätte. Allein so hatte es der Frager wiederum nicht gemeint. Für ihn ist der Glaube der festeste, für immer abgeschlossene Besitz, für mich ein Besitz, der täglich neu errungen werden muß. Und das thun tausend in tausenderlei verschiedener Weise. So wäre am Ende nur die Weise, wie sie's thun, ihr wahrer Besitz? Ja und nein! Die tausend können von den gleichen Grundlehren des Glaubens ausgehen und dieselben heilig halten, allein

Digitized by Google

die Art, wie sie diese Lehren begreifen, auslegen und anwenden, wird bei aller Einheit tausendfach verschieden sein. Wie kann man's da allen recht machen, wenn man von solchen Grundlehren schriebe?

Behandelt man Glaubenslehren philosophisch, so sagt der Theolog: sie dürfen nur theologisch behandelt werden. Behandelt man sie theologisch, so behauptet der Philosoph für seine philosophische Auffassung das höhere Recht. Freilich steckt ein gutes Stück Philosophie in jeder wissenschaftlichen Theologie, und der Philosoph wird die theologische Entwickelung der Menschheit ebenso gut in sein System einbeziehen müssen, wie etwa die staatliche oder künstlerische. Aber wie der Theologe philosophiert und der Philosoph theologisiert, das wird wieder erstaunlich verschieden sein, und die Geschichte der Wissenschaft zeigt, daß beide sich gegenseitig förderten, indem und weil es keiner dem andern recht machte.

Doch ich wende meinen Blick auf das Nächstliegende.

Der hochkatholische Leser hält die Zurückberufung der Jesuiten nach Deutschland für eine der wichtigsten Forderungen, die bei einer Umschau in unsrem religiösen Leben unbedingt erörtert werden müßte. Findet er, wie im vorliegenden Buche, gar nichts darüber, so ist ihm das nicht recht.

Andrerseits aber ist es dem Altkatholiken nicht recht,

Digitized by Google

wenn er vergebens nach einer einschneidenden Kritik über die Beschlüsse des vatikanischen Konzils sucht. Denn er glaubt, daß sie — negativ — einen großen Wendepunkt in der Geschichte der religiösen Kultur, wenigstens des deutschen Volkes, herbeigeführt haben. Man berührt hier ebenso gut Empfindlichkeiten durch das, was man nicht sagt, als durch das, was man sagt.

Der Antisemit und der Semit werden gleicherweise eine gründliche Erörterung der Judenfrage erwarten. Sagt man ihnen, daß die Judenfrage nur zum allerkleinsten Teil eine religiöse sei, zum weitaus größten aber eine sozialpolitische, so werden beide erwidern, daß gerade dieses das Salz der religiösen Fragen in unsrer Zeit bilde, daß sie sich überall mit den sozialen und politischen vermischen, und daß die klugen Parteiführer oft genug den Kunstgriff übten, Gegner und Gleichgültige zu sich herüberzuziehen, indem sie dieselben bei der religiösen Seite packten.

Letzteres ist ganz richtig. Wer die religiösen Zustände des Volkes schildert und dabei wohl gar seinen eigenen Glauben durchblicken läßt, der wird sofort von allen Seiten argwöhnisch darauf angesehen, ob er hiermit ein Gewicht in die Wagschale der Agrarier oder Industriellen, der Feudalen oder Liberalen, der Sozialdemokraten oder des Zentrums, wohl gar der Freihändler oder der Schutzzöllner werfen wolle. So

Digitized by Google

macht man's dann immer gleich nach zwei Seiten nicht recht — auch nach einer Seite, an die man vielleicht gar nicht gedacht hat —, sobald man von religiösen Dingen redet.

Wer seinen Frieden liebt, der sollte demnach gar nicht von religiösen Dingen reden. Ganz gewiß! Wenn es nur nicht einen so unwiderstehlichen Reiz hätte, gerade darüber zu sinnen und zu schreiben, worüber die Leute weder unter sich noch mit uns einig sind! Es ist ohne Zweifel ein großes Kunststück, irgend ein beliebiges Buch zu schreiben, in welchem man jedermann gerade das sagt, was er hören will. Ein solches Buch wäre aber erschreckend langweilig und entsetzlich überflüssig.

Im Mittelalter und der Reformationszeit war die ungeheuere Mehrzahl der Christen überzeugt, daß mit dem Wortlaut ihres Glaubens ihrer Seelen Seligkeit verbürgt sei. Dieser Glaube wuchs aber nicht in den Köpfen der einzelnen, sondern er war der Gesamtheit von der Kirche übermittelt, als das Festeste, Thatsächlichste, Objektivste, was es in der Welt gibt. Sie wollten und durften nicht dulden, daß ihr Glaube angetastet werde, weil ein jeder, welcher der Gnade des rechten Glaubens teilhaftig geworden, zugleich zum Hüter desselben von Gott bestimmt war. Diese Auffassung ist auch heute noch dunkler oder klarer bei vielen Tausenden lebendig, bei einer weit größeren Volksmasse als mancher so obenhin meint; sie bildet

Digitized by Google

die Basis dessen, was man die orthodoxe oder dogmatische Schule nennt.

Andrerseits gehen aber auch viele Tausende, die keineswegs für glaubenslos oder gar für irreligiös gelten wollen, von dem entgegengesetzten Grundgedanken aus. Für sie ist der Glaube das Persönlichste, Subjektivste, was uns aus unsrem eigensten Denken, Fühlen und Wollen, aus unsrem ganzen Lebensgange erwächst, und zu den Thatsachen unsres Lebens gehört dann allerdings auch die Kirche, unter deren Einflüssen wir seit frühester Kindheit erwachsen sind. Die also denken, verteidigen aber dann ihren Glauben nicht als das anerkannt Festeste, Thatsächlichste, Objektivste, sondern als das Subjektivste und darum Angreifbarste, sie verteidigen sich selbst, das heißt, ihr geheimstes, innerstes Dichten und Trachten in ihrem Glauben. Kein Wunder, daß sie oft noch empfindlicher und reizbarer in Sachen ihres Glaubens sind, als die streng Bekenntnisgläubigen.

Ich stelle hier zwei Extreme gegeneinander; bei vielen, und nicht den schlechtesten, Christen werden sie sich verschmolzen und darum in ihrer Schroffheit gemildert zeigen.

Nun komme ich zu meinem zweiten Hauptsatze.

Der erste lautete, daß man es keinem Menschen recht mache, wenn man heutzutag über religiöse Dinge schreibe. Der zweite lautet: daß es heut-

Digitized by Google

zutage sehr dankbar sei, über religiöse Dinge zu schreiben, weil die Teilnahme dafür seit Jahren in stetigem Wachsen begriffen ist und zusehends immer allgemeiner wird.

Der zweite Satz ist zum Teil schon in dem ersten begründet, — aber nur zum Teil. Man liest ein religiöses Buch, um zu sehen, wie es der Verfasser niemand recht gemacht hat, um mit ihm zu streiten, ihn zu widerlegen, zu verbessern, um ihm auf den Zahn zu fühlen, ihm hie und da vielleicht auch zuzustimmen, kurz, um im Geist eine Debatte mit ihm zu führen, die meist weit angenehmer ist, als eine parlamentarische, jedenfalls gemütlicher, weil der geisterweis dabattierende Leser zuletzt immer recht behält. Ist es doch dieselbe Lust am Widerspruch, die heute viele friedliche Philister bewegt, die aufregendsten sozialen Marterschauspiele zu besuchen, deren Tendenz ihnen eigentlich in der Seele zuwider ist, über die sie sich ärgern und ängstigen, und für welche sie dennoch ihr gutes Geld ausgeben, bloß um sich einen Abend mit dem Dichter gründlich im Geiste herumzustreiten, und wann der Vorhang fällt, doch recht zu behalten. Sie nehmen dann zugleich die erhebende Ueberzeugung mit nach Haus, dem Modernsten gehuldigt zu haben, und hat ihnen das Stück auch nicht gefallen, so gefallen sie doch sich selber, weil sie es gesehen haben und weil es ihnen nicht gefallen hat. Hiermit aber sind sie schon auf dem halben

Digitized by Google

Wege, schließlich zu bewundern, was ihnen anfangs mißfiel.

Es gibt jedoch, gottlob, auch tiefere und edlere Gründe für die wachsende Teilnahme an der religiösen Debatte.

Das Bedürfnis, die Bildung unsrer Zeit mit dem christlichen Glauben in Einklang zu setzen, tritt gerade bei den Gebildetesten immer deutlicher hervor. Denn je klarer wir die Fortschritte unsrer Zeit in der Wissenschaft und im ganzen Völkerleben erkennen, um so stärker werden wir uns sehnen nach einer innern Selbstgewißheit unsres Seins, die uns kein Forschen und Zergliedern geben kann, nach einem Urgrund unsres sittlichen Strebens, der in äußerer Werkgerechtigkeit nicht enthalten ist, nach einem Trost und einer Hoffnung, die uns auch der stolzeste Triumph menschlicher Dienstbarmachung der Naturkräfte nicht zu bieten vermag.

Die höchste Bildung erfaßt den ganzen Menschen, und zum ganzen Menschen gehört neben dem Denken und Wissen auch das Empfinden, Vorstellen und Dichten, das Hoffen, Lieben und Glauben. Wer sich mit der Erkenntnis allein begnügt, der ist eben kein höchst Gebildeter, so wenig wie jener, welcher bloß im Glauben leben wollte.

Ich kann aus langer Erfahrung reden. Bei den Kollegien, die ich seit vierzig Jahren gelesen, bei den hunderten von Wandervorträgen, die ich in mehr als hundert deutschen Städten gehalten, nahm ich steigend

Digitized by Google

wahr, daß immer lautlose Spannung durch den Saal ging, wenn ich religiöse Fragen auch nur zwischendurch berührte. Sie gehören doch zu den echtesten Zeitfragen. War man etwa neugierig, wie ich mich wohl verfangen möchte? oder wie ich's nach meiner Art anfinge, es keinem Menschen recht zu machen? Vielleicht! Ist es doch immer interessant, jemand zu beobachten, der aufs Glatteis geht!

Aber nein! — ich denke vielmehr, ein jeder der Tausende hatte doch im stillen sein religiöses Sehnen, seine Kämpfe, seine Zweifel, sein Trostbedürfnis, seine Gewißheit, und es drängte ihn zu erfahren, was ein andrer darüber sagen möchte. Hätte ich von einer neuen Flugmaschine geredet, man hätte nicht aufmerksamer zuhören können. Es gibt aber auch Schwingen des Geistes — freilich keine Maschinen — die vielen völlig neu erscheinen, und die doch ganz uralte sind.

Auch in Büchern, Flugschriften und Zeitungen gewahren wir neuerdings eine wachsende Fülle von Erörterungen religiöser Probleme. Mögen da Kinder allerlei Geistes sich aussprechen: — sie hoffen doch gehört zu werden, weil sie merken, daß die Religion der Gegenwart nicht gleichgültig, daß sie kein überwundener Standpunkt ist, ja daß sie sogar — gleichviel ob verteidigt oder befehdet — ein sehr „aktuelles Tagesinteresse" bietet. Und selbst diejenigen, welche den religiösen Glauben für ein überflüssig gewordenes

Digitized by Google

Erziehungsmittel früherer, kindlicher Kulturperioden halten, bekunden durch den Eifer, womit sie diese Ansicht predigen, daß sie, wie es scheint, die Mehrheit der Kulturmenschen noch stark in jener Kindheitsperiode befangen sehen.

Es gibt allerlei Mittel, die wachsende religiöse Wärme zu fördern und der Geistliche wählt andre wie das Weltkind. Nur wird ein freundliches Entgegenkommen wirksamer sein, als abstoßende Rechthaberei. Man soll einen ehrlichen Glauben bei Andern ehren, auch wenn man ihn nicht bekennt. Unser Glaube ist unser persönlichstes Heiligtum. Reich und harmonisch entwickelte Menschen haben aber auch noch andre persönliche Heiligtümer in den Idealen der Kunst, der Wissenschaft, des öffentlichen Lebens, nach denen sie ringen. Man soll keine Kluft setzen zwischen all diesen veredelnden Bestrebungen und dem Glauben, denn profan ist nur das Nichtige und Gemeine, und wo eine solche Kluft in einseitiger Weltanschauung sich bildet, da soll man sie zu schließen suchen. Im einseitigen Eifer wird da hüben und drüben viel gesündigt und gerade die Verkündiger der Religion als der allumfassenden Geistesmacht sollen sich hüten, daß man nicht von ihnen sage: „Ihr ruft alle herein und macht die Thüren immer enger.“

Digitized by Google

III.

Den Inhalt dieses Buches habe ich schon seit Jahrzehnten mit mir herumgetragen und im Geiste gestaltet, schon seit der Zeit, da ich die „Familie“ und die „Deutsche Arbeit“ schrieb: es ist Geschwisterkind mit beiden Büchern.

Der Kulturhistoriker wirft seinen beobachtenden Blick auf das religiöse Leben der Gegenwart und schildert dasselbe in einer bunten Reihe seiner großen und kleinen Offenbarungen, die nicht vollständig sein kann, aber doch ein Ganzes bildet.

Und zugleich richtet der Sozialpolitiker sein prüfendes Auge auf die ethischen Mächte, welche in unsrer Zeit so gewaltig miteinander ringen, scheinbar die Religion des Volkes zerstörend, um doch nur ihre Unzerstörbarkeit zu erweisen.

Der Kulturhistoriker und der Sozialpolitiker in einer Person verbunden — das Weltkind —, zeichnet seine Beobachtungen, so hoffe ich, im Geiste der Gerechtigkeit, der Versöhnung und des Friedens; er gibt sie nicht in abstrakter Gedankenkette, obgleich er sich mitunter auch den Luxus der Gedanken gönnt, sondern in hundert aus dem Leben gegriffenen Thatsachen, die

Digitized by Google

heute jeden Denkenden bewegen, weil sie immer neue Gedanken erwecken.

Die Religion kann man nicht erlernen, man muß sie in sich erleben. Auch dieses Buch ist ein erlebtes, die Umschau führt zugleich zur Selbstschau, und nachdem ich oben erzählte, wie ich sogar die Niederschrift des Buches erlebt habe, wird sich wohl keiner wundern, wenn sich auch der religiöse Geist des Verfassers in dem Buche spiegelt, und man wird es verstehen, daß ich dasselbe mit einer Erzählung eigener Erlebnisse schließe, die doch zugleich ein Zeitbild geben.

Ich halte Umschau, ich bringe Studien, und gebe dem entsprechend weder ein Lehrbuch, noch ein Erbauungsbuch, wohl aber ein Buch der Beschauung, und es ziemt ja dem Alter beschaulich zu sein. Jedes Buch ist ja zum Lesen bestimmt, aber dieses Buch soll doch vorab ein — Lesebuch sein.

Vielen Menschen ist der Abend, der beschauliche Abend, des Tages schönster Teil und sie finden ihn poesievoller als selbst den leuchtenden Morgen. Man rühmt in diesem Sinne den heiteren Abend, den Abendfrieden. Der Abend würde nicht besonders heiter sein, wenn die Dämmerung ein allmähliches Versinken und Vergehen ohne Wiederkehr, wenn die Nacht das ewige Dunkel, das Nichts wäre.

So werden wir auch unsern Lebensabend frisch und heiter genießen, im Abendfrieden beschaulichen

Digitized by Google

Geistes die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindend, wenn wir in uns selbst gewiß sind, daß auf die dahinsinkende Dämmerung kein ewiges Nichts folgen wird. Denn nicht nur für die Menschheit, auch für den Menschen gilt das begeisternde und tröstende Wort: „Durch Nacht zum Licht!“

Digitized by Google

Erstes Buch.

Ewige Fragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ewige Fragen? — Das Wort hat einen Doppelsinn. Die Menschen stellten zu allen Zeiten Fragen an sich selbst über sich selbst und über Gott und die Welt, die sie niemals ganz beantworten konnten.

Mochten diese Fragen grob oder fein sein, je nach der Bildung der Fragenden, so waren es doch im Grunde immer die gleichen. Sie waren, sind und werden bleiben, stets aufgeworfen und niemals ganz beantwortet, solange die Menschen Menschen sind — ewige Fragen.

Aber auch in anderm Sinne verdienen sie diesen Namen: sie zielen auf das Ewige. Sie sind „Ewigkeitsfragen" in ähnlichem Sinne wie man von „Zeitfragen" spricht.

„Ewig" gehört zu den Worten, die sich einstellen, wo Begriffe fehlen. Wir Menschen verfallen der Zeit und sind gebunden durch den Raum. Darum können sich all unsre Anschauungen und Beobachtungen nur in Zeit und Raum bewegen. Eine Zeit, die keinen Anfang und kein Ende hat, eine „Zeit ohne Zeit", wie es im Liede heißt — die Ewigkeit — vermögen wir mit unsern Sinnen und Begriffen nicht zu er-

Digitized by Google

fassen, so wenig wie einen Raum ohne Schranke, — die Unendlichkeit.

Allein ebensowenig ist uns eine Zeit denkbar, die irgendwann einmal angefangen hat und irgendwann einmal wieder aufhören wird Zeit zu sein; vor derselben und hinter derselben wäre dann das Nichts, und das Nichts ist uns das allerundenkbarste. Durchspähen wir die Himmelsräume, so kommen wir doch zu keinem Ende des Raums, und wir können uns leichter vorstellen, daß hinter den dem schärfsten Fernrohr erreichbaren Fixsternen noch Millionen und Millionen weiterer Fixsterne sich bewegen, als daß der Himmel irgendwo ein Ende habe. Und hinter dem Ende wäre doch wieder ein neuer unendlicher Raum — das Nichts. Aber das Nichts im Raume ist uns ebenso unfaßbar wie das Nichts in der Zeit.

Der Gedanke an das Ewige und Unendliche packt uns mit erschütternder Gewalt, weil wir uns dem Ewigen und Unendlichen gegenüber als ein Nichts erscheinen, und doch sind wir schon um deswillen kein Nichts, weil wir uns über das Beschränkte wie über das Endlose unsre Gedanken machen können, unsre Gedanken, die auf ein ewiges Urdenken zurückweisen.

Das alte Kirchenlied nennt die Ewigkeit ein „Donnerwort“, ein „Schwert, das durch die Seele bohrt“ — und dieses Donnerwort erhebt den Menschen über sich, indem es ihn niederbeugt.

So wird uns das Ewige selbst zur zermalmenden

Digitized by Google

und erhebenden ewigen, immer wiederkehrenden Frage. Wir nennen Gott den Ewigen, weil er in der Zeit und dem Raum webend, „hoch über der Zeit und dem Raume schwebt". Wir suchen unsre Lieben, die der Zeit und dem Raume entrückt sind, in der Ewigkeit und nennen sie „Verewigte". Wir ahnen im Glauben die ewige Wahrheit. Jeder Denker wird zu den „ewigen Fragen" getrieben, nicht trotzdem er denkt, sondern weil er denkt.

So nahe ich mich denn auch hier diesen Fragen, nur einige berührend, und zufrieden, wenn ich dadurch andre anrege, sich tiefer in dieselben zu versenken.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Der Herrscher Tod und das ewige Leben.

I.

Der Tod ist die mächtigste bewegende Kraft in allem menschlichen Leben.

Allem Erdendasein droht zuletzt der Tod; den Tieren und Menschen sowohl wie der Erde selber. Aber der Mensch allein weiß, daß er sterben muß.

Ahnt vielleicht auch das Tier seinen Tod? geht der Todesschauer der Kreatur auch durch die Tier-seele? Wir können nicht darüber streiten. Doch eines ist gewiß, daß das Tier ein klares Bewußtsein von der Notwendigkeit des Todes, von dem unentfliehbaren Tode für sich und alles Lebende nicht hat. Wüßte und bedächte es dies, so würde es gleich dem Menschen zu jener rastlos fortschreitenden Vervoll-kommnung aufgestiegen sein, die im Selbstbewußtsein und Gemeinbewußtsein wurzelt, in dem Bewußtsein des persönlichen Lebens und — des Sterbens.

Man mag die Uebergänge der Körperformen von

Digitized by Google

der höchsten Affenart zum niedrigsten Menschenschlage noch so treffend nachweisen — (eine letzte Brücke fehlt freilich auch hier) —, so hat doch noch niemand aufgezeigt, wo der Affe anfängt, sich selbst zu denken und die ganze Affenheit als ein geschichtlich sich entwickelndes Ganze zu erfassen, ja sogar über alle Affen hinaus ein Weltganzes und eine Weltordnung zu suchen. Wenn der Mensch ein mit selbstbewußter Vernunft begabtes Tier ist, so ist er eben darum kein Tier. Der absolute Unterschied des Menschen vom Tiere gründet in dem Selbstbewußtsein des Menschen, welches sich erweitert zum Menschheitsbewußtsein, zum Welt- und Gottesbewußtsein. Hier ist die breite Kluft zwischen Mensch und Tier, welche kein Naturforscher und kein Philosoph auch nur annähernd jemals zu überbrücken vermochte.

Weil wir uns unsrer Persönlichkeit bewußt sind, wissen wir auch, daß wir sterben werden; kraft unsres Selbstbewußtseins sträuben wir uns aber auch gegen den Tod und kämpfen gegen den Tod.

Den Kampf ums Dasein teilt der Mensch mit dem Tiere, aber den Geisterkampf gegen den Tod hat er für sich allein.

Ich denke hierbei nicht an den Kampf um eine mehr oder minder spannengroße Verlängerung unsres Lebens. Diesen höchst dankenswerten Kampf, der gleichfalls mit geistigen Waffen geführt wird, überlassen wir der medizinischen Fakultät, die uns hierbei darlegen wird, daß der notwendige Eintritt des Todes

Digitized by Google

in den Naturgesetzen unsres körperlichen Organismus bedingt ist und mit aller Kunst über eine knappe Frist von Jahren nicht hinausgeschoben werden kann. Ich denke vielmehr an jenen Kampf, den wir in der innern Erhebung unsres eigenen Geistes wider den Tod führen.

Und eben dieser Kampf gegen den Tod ist es, durch welchen der Tod zur mächtigsten bewegenden Kraft in allem menschlichen Leben wird.

So gestaltet sich der Tod als die höchste Not zugleich zum höchsten Segen.

Das individuelle Selbstbewußtsein würde sich ohne jenen Kampf nie zum Menschheitsbewußtsein erweitert haben, wir hätten keine Geschichte ohne den Tod, und doch ist die Geschichte keineswegs ein großer Kirchhof mit zahllosen Leichensteinen, sie ist vielmehr das bewußt fortwirkende Leben der Menschheit.

Wir suchen in zwiefacher Weise den Tod zu überwinden und sprechen in diesem Doppelsinn von einer zwiefachen Unsterblichkeit, — von einer irdischen und überirdischen.

Wir leben in unsern Kindern fort, die ein Teil unsrer selbst sind, wir arbeiten vorsorglich dafür, daß es ihnen auch nach unsrem Tode gut gehe. Wir ehren das Andenken unsrer Vorfahren, weil sie in uns fortleben, und wir kommen so zu einem historischen Familienbewußtsein, welches auch in den rohesten Völkern schlummert, und dann mit steigender Kultur

Digitized by Google

zu steigender Vertiefung und Klarheit aufwächst. Allein auch die Familien vergehen, das Andenken der Vorfahren verblaßt, der Ausblick auf die kommenden Generationen versinkt bald in nebelhaften Fernen. Und wenn wir auch sagen, daß wir in unsern Kindern fortleben, so ist dies doch nur ein tröstendes und zugleich sittlich anspornendes Redebild. Denn unser persönliches Bewußtsein — so scheint es vielen — erlischt mit unsrem Sterben. Die Familiengemeinschaft, welche uns den Tod auf eine Spanne Zeit vergessen läßt, ist ein Moment im Kampfe gegen den Tod: den Tod besiegen wir damit nicht.

Heute sagt mancher „starke" Geist: ich weiß, daß ich im Tode vernichtet werde und gehe doch dem Tode trotzig und gefaßt entgegen; denn die Menschheit lebt weiter, wenn auch der Einzelne versinkt, nachdem er sein Teil zu diesem Weiterleben mitgewirkt hat.

Die Menschheit? Wir sehen freilich ihr Ende nicht ab und können es nicht nach Jahren und Jahrzehnten vorberechnen gleich unsrem eigenen Ende. Wir überzeugen uns jedoch immer mehr von der Vergänglichkeit unsres Erdballs, gleichviel, ob er einmal in Stücke zerschellen oder in Glut auflodern oder in Eis erstarren wird. Und dann wird auch die „Menschheit" mit zerschellen oder in Asche zerstieben oder in Eis einfrieren, sofern bis dahin überhaupt noch eine Menschheit vorhanden ist.

Doch das sind Phantasien.

Digitized by Google

Der Sprung von der Familie zur Menschheit ist etwas groß. Blicken wir in die Nähe auf die Nation, der wir angehören, die wir lieben, für die wir uns opfern. Ist sie doch zu Urzeiten aus dem Familien- und Stammesverbande erwachsen.

Auch die Nationen sind nicht unsterblich: sie blühen, reifen, altern und vergehen, um neuen Völkermischungen Platz zu machen. Wir suchen dieses Vergehen hinauszudrängen, wir kämpfen für die Dauer, für das Leben unsrer Nation, wie für unser eigenes Leben, ja noch mehr: — mit dem Einsatz unsres eigenen Lebens. Wir stählen hierdurch unsre sittliche Kraft.

Auch bei den edelsten menschlichen Gemeinschaften, die tausend Jahre leben, deren Ende wir nicht absehen, wissen wir aber doch, daß sie sich der Herrschaft des Todes beugen müssen. Und so erblicken wir überall nur vergängliche Bruchstücke und spähen vergebens nach dem dauernden Ganzen.

Trotzdem reden wir von einzelnen hochbegnadeten Menschen, die wir „Unsterbliche" nennen, von unsterblichen Künstlern und Denkern, von unsterblichen Lenkern der Volksgeschicke, von unsterblichen Menschenfreunden. Es ist ein wundersames Ding um diese irdische Unsterblichkeit, die mitunter das Leben der Völker weit überdauert. Das alte Hellas ist versunken, aber Homer lebt.

Das vornehmste Teil unsres Selbst, unser Geistes-

Digitized by Google

schaffen lebt individuell fort, freilich nur sofern es eine gewisse dauernd gültige Form gewonnen hat und in dieser von den Nachlebenden aufgenommen wird und in ihnen nachwirkt, ja sofern es von ihnen immer neu erfaßt, gedeutet und umgedeutet wird. Es ist dies also in der That das Fortleben eines Werkes in stets neuer Entwickelung, in langsam aber stetig veränderter Erfassung, die sich dem persönlichen Willen des ursprünglichen Schöpfers entzieht, die er gar nicht voraussehen konnte. Oder hat Homer vorausgesehen, was lange Geschlechterreihen alles aus seinen Gedichten und seiner Person machen würden, und daß nach mehr als dritthalbtausend Jahren seine Ilias ein Schulbuch sein werde für die Söhne künftiger Nationen, deren Existenz er nicht einmal ahnen konnte? Gerade in dieser rastlosen innerlichen Bewegung und Umgestaltung der Werke unsterblicher Meister beruht das wahre Fortleben. Denn blieben jene Unsterblichen immer was sie gewesen, blieben sie allen Zeiten, was sie ihrer Zeit gewesen sind, so wären sie Mumien, und die einbalsamierten Pharaonen in ihren Pyramiden wären die Unsterblichsten.

Doch hat man oft genug auch jene echte, fortwirkende Unsterblichkeit persönlichster Menschenwerke nur eine verlängerte Sterblichkeit genannt. Und mit Recht. Denn mit dem Lauf der Zeiten ändert sich der Geist der Völker, der jene Werke erfaßt, sie verblassen, werden unverständlich, ungenießbar. Und

Digitized by Google

wäre dies auch nicht, so wird doch die Menschheit zuletzt vergehen, weil die Erde vergehen wird, und wenn einmal selbst die Aequatorialzone sich vergletschert hat, dann wird auch die Ilias samt der Odyssee einfrieren, ich hätte fast gesagt im — ewigen Eise, allein auch das Eis wird nicht ewig sein.

Und so triumphiert zuletzt allein der Herrscher Tod. Ist denn der Tod unsterblich? Der gläubige Christ sagt nein! Umgekehrt: alles wahre Leben ist unsterblich und der Tod allein wird des Todes sterben.

Ich kehre zu den Größen der Menschheit zurück, welche man „die Unsterblichen“ nennt, und betrachte ihre verlängerte Sterblichkeit noch etwas näher.

Die großen Geister haben persönlich kein Bewußtsein, keinen Genuß ihrer Unsterblichkeit; denn um mit Recht ein Unsterblicher genannt zu werden, muß man bereits lange gestorben sein. Erst die Jahrhunderte bringen hier die wahre Feuerprobe. Nur in der Vorahnung, nur im — Glauben, daß seine Werke dereinst ganze Perioden überdauern werden, kann ein schöpferischer Geist sich in seiner künftigen Unsterblichkeit sonnen, und dieser Glaube ist gar oft recht trügerisch.

Aber es ist gut, daß unsre entschlafenen großen Genien die Unsterblichkeit ihrer Werke nur ahnen, nur glauben konnten, und daß sie nicht fortdauernd vom Olymp herab zusehen, wie diese Werke von den Nachlebenden heute gefeiert und morgen mißachtet, heute

Digitized by Google

richtig, morgen verkehrt erfaßt werden, jedenfalls öfters verkehrt als richtig, zusehen, wie man sie geist-los nachahmt und geschraubt zu überbieten sucht. Hätten die gestorbenen Unsterblichen Kenntnis von alle dem, sie würden wohl etwas gestört werden in ihrer Seligkeit.

Würde Goethe seiner Unsterblichkeit besonders froh werden, wenn er sähe, wie man heute Goethe-Philologie treibt und — in größter Verehrung — jedes Stückchen Papier, welches er zu verbrennen vergessen hat, ans Licht zieht und zu weittragenden Folgerungen benützt, während sich andrerseits schaffende Künstler um das Große seines Dichtens und Denkens, um sein Kunst-ideal der harmonischen Schönheit sehr wenig kümmern, ja dasselbe geradezu für abgethan erklären, worin doch gar keine Verehrung liegt? Würde Raphael sich besonders freuen, wenn er hörte, wie heutzutag jüngste Jünger seiner eigenen Kunst eine naturgetreu gemalte Viehmagd im Sonnenschein für eine echtere Kunst-leistung erklären als seine „schablonenhaften“ Ma-donnen?

Nein, es ist besser, daß jene Meister schlafen, daß sie ihre irdische Unsterblichkeit nur geahnt haben, aber nicht fort und fort in allen Wandlungen miterleben. Oder sehen sie vielleicht vom Himmel mit ganz andern, mit verklärten und verklärenden Augen auf unser Erdentreiben und ärgern sich nicht, sondern lächeln?

Die großen Geister sind die seltenen Ausnahmen.

Digitized by Google

Doch auch die kleinen Leute haben die Ahnung ihrer irdischen Unsterblichkeit. Jeder denkende Mensch, der Nützliches thut für sich und andre, weiß, daß sein Thun weiterwirkt von Person zu Person, von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit, daß es, so gering es sei, dennoch der Gesamtheit nützt und in dieser ihn überleben wird. Das ist der erhebende „Erfolg“ unsrer Arbeit im Unterschiede von dem vergänglichen „Gewinn“, welchen sie uns gleich bar bringen mag. Auch dieser Erfolg, sofern wir über die nächste Anerkennung hinausblicken, ist nur eine Ahnung, ein Glaube an die nachhaltige Dauer unsres Wirkens.

Schiller sagt in seinem Prolog zum Wallenstein von dem Künstler, dessen Kunst mit dem Augenblicke ihres Entstehens vergeht, von dem Schauspieler:

— — „So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus,
Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Dieses „Vorausnehmen der Ewigkeit“ ist ein äußerst tiefes Wort des Dichters. Denn wenn der namenlose kleine Mann sich auch nicht die Ewigkeit seines „Namens“ vorausnehmen kann, — welche doch auch bei einem sehr namhaften Schauspieler nur von recht kurzer Dauer zu sein pflegt — so ahnt er immerhin die in andern nachwirkende Dauer seines Schaffens. Er stärkt sich in dieser Voraussetzung und führt solcher-

Digitized by Google

gestalt auch seinerseits den Kampf gegen den Tod. Besiegen kann er ihn freilich durch diese geglaubte irdische Unsterblichkeit so wenig wie die Größten mit ihren weithin leuchtenden Namen.

Wir wissen, daß wir alle sterben müssen, und also scheint der Tod das Gewisseste auf Erden.

Und doch weiß kein Mensch genau, was eigentlich der Tod ist.

Der Arzt sagt uns zwar, aus welchen leiblichen Ursachen der Tod eintritt und nennt uns die Anzeichen des beginnenden und des vollendeten Todes. Wir sprechen auch von einem leichten und schweren Sterben nach den vorausgehenden Umständen. Aber wie das Sterben selber thut, das weiß niemand; denn wer es erlebt hat, kann es uns nicht sagen.

Wir wissen, daß kein Atom unsres Körpers verloren geht, sondern daß dessen organische Stoffe sich in unorganische auflösen, um sich in stetem Kreislaufe wieder in organische zu verwandeln. Da überhaupt nichts auf Erden verloren geht, so werden also wohl auch die Atome unsres Geistes nicht verloren gehen. Doch wer kennt diese Atome, wer kann sagen, was aus ihnen wird, wer kann überhaupt sagen, was eigentlich der Geist ist? Wir reden gar nicht von Atomen des Geistes, weil uns der Geist als eine unteilbare Einheit erscheint, als eine Urmonas, wenn auch nicht im Leibnizischen Sinne dieses Wortes. Physisch hat wenigstens noch niemand die Atome des Geistes

Digitized by Google

aufgewiesen, und die „Kräfte des Geistes“ erkennen wir nur geistig aus ihrem Wirken.

Die unterscheidende Eigenschaft des menschlichen Geistes aber ist das Selbstbewußtsein. Erlischt es im Tode? — oder geht es, vom Körper befreit, in eine neue Phase über? Wenn wir das wüßten, dann wüßten wir auch was Sterben ist und wie das Sterben thut, ob unser Bewußtsein in Nacht versinkt oder zum Lichte aufschwebt.

„Mehr Licht!“ rief Goethe im Sterben. Ein rätselhaftes Wort. Forderte er mehr Licht? oder sah er mehr Licht?

Jedenfalls bleibt der Tod der gewaltige Herrscher in doppeltem Sinne: er treibt uns zu rascher, gesteigerter That, zu erhöhter Lebenskraft, weil wir seiner so gewiß sind, und er führt unser Gemüt, unsre Vorstellung, unsren Glauben über das Leben hinaus, weil wir so ungewiß über ihn sind, weil wir Wesen und Folge des Todes gar nicht kennen, trotzdem er uns stündlich umlauert. Wir sehen täglich Menschen um uns sterben und können das Sterben doch nur an uns selbst erfahren, wann unsre Erfahrung ein Ende hat.

Mancher fürchtet sich nicht vor dem Tode, ja er wünscht tot zu sein, aber er fürchtet sich vor dem Sterben, weil es als das Gewissеste zugleich das Ungewisseste ist, weil es das dunkelste Geheimnis birgt, fast dunkler noch wie der Tod selber.

Digitized by Google

II.

Die „irdische Unsterblichkeit", von welcher ich sprach, ist nur ein Redebild, eine Hyperbel, und doch wirkt sie so mächtig im Kampfe gegen den Tod. Gibt es auch eine Unsterblichkeit des Menschen, die mehr als ein Redebild wäre?

Man hat Beweise versucht für die Möglichkeit der Fortdauer der bewußten Menschenseele nach dem Tode und Beweise für die Unmöglichkeit. Alle diese sehr verschiedenartigen und scharfsinnigen Beweise haben das gemeinsam Eigentümliche, daß sie zuletzt nichts beweisen.

Ich lasse darum alle spekulativen Betrachtungen über die Erweisbarkeit eines persönlichen Fortlebens nach dem Tod beiseite und frage zunächst nur nach dem Einfluß, welchen der Unsterblichkeitsglaube auf uns übt und geübt hat. Denn wenn wir auch die Unsterblichkeit nicht zu beobachten vermögen, so können wir doch die Wirkungen des Glaubens an dieselbe beobachten.

Der Tod ist die mächtigste bewegende Kraft in allem menschlichen Leben. Dieses Leben aber wurde erst wahrhaft menschlich, indem sich mit der Furcht vor dem Tode die Hoffnung auf ein himmlisches Leben verband. Der Glaube an die Unsterblichkeit weiht die Macht des Todes. Er treibt uns, nach einem Ziele zu ringen, welches uns höher hebt, weil es über uns

Digitized by Google

hinausgreift, er versetzt uns in eine Zukunftswelt, deren Grundplan nur die Phantasie ausdichten kann, die sich dabei selbst im kühnsten Fluge doch sofort ihres Ungenügens bewußt wird. Denn wenn auch dem Gläubigen das ewige Leben so gewiß ist wie der Tod, so ist ihm doch das Wie? jenes Lebens in all seinem Lichtglanze nicht minder dunkel wie der Tod.

Und trotzdem hat der durch und durch idealistische Unsterblichkeitsglaube zugleich allezeit die allerrealste Wirkung auf die Menschen geübt, indem er sie im Kampfe ums Dasein ermutigte, über die Härten des Lebens tröstete, über die Ungerechtigkeiten dieser Welt emporhob und dem menschlichen Gesamtwirken einen Hauch der Harmonie gab im Vorschauen geahnter höchster Harmonien.

Mit dem Verzicht auf den Glauben an die Unsterblichkeit verzichten wir zugleich auf das Christentum. Denn dieser Glaube ist unstreitig einer der Grundpfeiler der christlichen Religion. Man kann ihn hinwegnehmen, und es bleibt noch immer viel Herrliches, Segensreiches, Unantastbares von Christi Lehre übrig. Das ist aber dann nurmehr ein Fragment: das ganze Evangelium ist es nicht mehr. Freilich sind viele, die sich heute Christen nennen, nur sehr fragmentarische Christen. Allein wer wagt zu sagen, daß er ein ganzer Christ sei?

Im Kampfe gegen das Evangelium hat David Friedrich Strauß von seinem Standpunkte aus mit

Digitized by Google

Recht gesagt, der Glaube an ein Jenseits sei der letzte Feind, welchen die Wissenschaft zu überwinden habe. Es fragt sich nur, ob sie mit diesem letzten Feinde jemals fertig wird.

Das Christentum hat den Unsterblichkeitsglauben höher, reicher und reiner entwickelt als irgend eine andre Religion: es hat diesem Glauben den tiefsten ethischen Gehalt gegeben.

Die verschiedensten Interpreten des Evangeliums Christi haben gar manches Stück aus demselben hinweg zu interpretieren versucht, allein fast alle ließen doch die Unsterblichkeit stehen.

Die alten Rationalisten scheuten vor jeder Glaubensmystik zurück, predigten aber doch besonders eifrig das Mysterium der Mysterien, den Glauben an ein ewiges Leben. „Gott — Tugend — Unsterblichkeit" standen voran in ihrem Katechismus der vernünftigen Religion. Wir können uns des ahnenden Gemüts nie ganz entschlagen, und zu der Zeit, wo die Religion der meisten Gebildeten so nüchtern aufgeklärt war, setzte man zwar einen Aschenkrug statt eines Kreuzes auf die Grabsteine, schrieb aber dann besonders gern Verse darauf, welche die Hoffnung des Wiedersehens im Jenseits aussprachen und meißelte einen Schmetterling darüber oder eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Die französischen Freigeister und Materialisten des vorigen Jahrhunderts hatten den Unsterblichkeitsglauben verspottet, aber Voltaire sagte noch im Sterben:

Digitized by Google

Je vais chercher un grand peut-être. Er hatte bei Lebzeiten die irdische Unsterblichkeit so stolz und süß wie wenige genossen, daß er sich angesichts des Todes doch der Hoffnung auf „das große Vielleicht" einer himmlischen Unsterblichkeit nicht ganz entschlagen mochte.

Als man in der ersten französischen Revolution unsern Herrgott in Frankreich abschaffte, setzte man auch die Vernichtung an die Stelle des ewigen Lebens. Allein als Robespierre den Konvent bewog, ein Etre suprème wieder anzuerkennen, fügte er auch neben der Tugend die Unsterblichkeit hinzu, und die Theophilanthropen thaten desgleichen. Wo man täglich so viele Menschen köpfte, mußte allerdings die Nachfrage nach Unsterblichkeit wieder beträchtlich wachsen.

Der Glaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode ist oft genug bestritten und geleugnet worden. Das ist sehr bemerkenswert. Aber noch bemerkenswerter ist doch, daß er immer wiederkehrte.

III.

In dem Einfluß des christlichen Unsterblichkeitsglaubens auf die Gesittung der Völker zeigt sich ein großer Unterschied zwischen alter und neuer Zeit.

Der mittelalterige Mensch sah in dem ewigen Leben zunächst die Vergeltung, der moderne Mensch hofft in ihm die fortschreitende Entwickelung.

Digitized by Google

Das sind keine absoluten Gegensätze; denn die Vergeltung kann auch Entwickelung und die Entwickelung Vergeltung sein. Es ist aber doch ein Unterschied, ob wir das eine oder das andre vorwiegend ins Auge fassen.

In letzterem Sinne könnte man den Gegensatz sogar folgendergestalt epigrammatisch zuspitzen: Unsern Vorfahren war das ewige Leben gewiß, aber ein Jeglicher fürchtete sich vor dem, was ihm dieses Leben bringen werde. Wir fürchten uns umgekehrt darüber, daß wir des ewigen Lebens nicht gewiß sind; mit dem, was es uns bringen könnte, glauben wir schon gut zu fahren. Wir fürchten uns mehr vor dem Tod als vor dem Teufel; den Alten war der Teufel fürchterlicher als der Tod.

Allein Mittelalter und Neuzeit stehen im Buche zwar schroff gegeneinander, in Wirklichkeit sind sie keine so fest abgegrenzte Perioden. Sie wachsen ineinander über, und in der Gegenwart lebt noch mehr Mittelalter als man sich's gewöhnlich träumen läßt. Ja man könnte sogar sagen, naiv gesittete Volksschichten unsrer Zeit halten gerne noch den Gedanken der Vergeltung einseitig fest, während der philosophisch Gebildete, vielleicht eben so einseitig, im Fortleben nach dem Tode nur die steigende Entwickelung sieht. Dergleichen kreuzt und mischt sich, ist aber doch als theoretische Gruppierung bedeutungsvoll.

Unsre Vorfahren lebten zunächst in heilsamer

Digitized by Google

Furcht vor den Dingen, die nach dem Tode kommen würden. Sie sahen den unerbittlichen Weltenrichter, vor dem kaum der Gerechte sicher sein wird — wie es im Requiem heißt; sie malten sich die Qualen des Fegefeuers aus und noch mehr der Hölle, und diese Qualen schienen dem Sünder gewisser als die Herrlichkeit des Paradieses. Und wer konnte sagen, daß er kein Sünder sei? Sie flehten die Fürbitte der Heiligen an und ermahnten die Ueberlebenden zu frommen Werken, die ihnen Linderung in den läuternden Flammen schaffen könnten. Die Macht der mittelalterlichen Kirche ruht zu nicht geringem Teil auf der Lehre vom Fegefeuer, wie sie Thomas von Aquin am letzten und festesten ausgebildet hat.

Das Mittelalter war eine Zeit jugendfrischen Aufblühens neuer Völker, bei welchen sich hoher Idealismus mit Roheit und Gewaltthat durchsetzte; seine Jahrhunderte waren die Flegeljahre der neuen europäischen Menschheit. Der Glaube an die rächende Gerechtigkeit Gottes im Jenseits setzte der Barbarei eine Schranke, die der sittliche Wille noch nicht immer in sich selber fand. Das Sehnen nach dem Himmel veredelte die Besten. Allein mochte es bei ihnen auch stark und überstark sein, so wirkte die Furcht vor der Hölle bei der großen Masse doch noch allgemeiner. Der Unsterblichkeitsglaube wirkte begeisternd, erziehend und bändigend zugleich. Die mittelalterliche Gesellschaft mit all ihren edeln und großen Zügen und ihren noch

Digitized by Google

größeren Härten wäre ohne diesen Glauben in ein Chaos zerfallen, und die größte Herrschermacht, die Kirche, triumphierte durch diesen Glauben über die weltlichen Gewalten, welche vielfach den Willen und die Wucht nicht besaßen, Recht und Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Nächstenliebe zur vollen Geltung zu bringen.

So setzte die Gesellschaft des Mittelalters den Unsterblichkeitsglauben voraus und ist ohne denselben gar nicht denkbar und erklärbar. Ohne diesen Glauben würde jene Zeit nicht so verschwenderisch mit Menschenleben umgegangen sein, und die Bedrückten würden den Druck irdischer Machthaber nicht so geduldig ertragen haben. Ein Leugner der Unsterblichkeit wäre als solcher ein sozialer und politischer Revolutionär gewesen, den nicht nur die Kirche verfemte, sondern den auch der Staat um seiner selbst willen nicht hätte dulden können.

Man kann diese Thatsachen noch weiter ausmalen und käme dann zu dem Schluß, daß der Unsterblichkeitsglaube nicht nur sehr humane, sondern auch sehr inhumane Wirkungen auf die naivgesitteten Völker einer vergangenen Zeit geübt hat. Allein dies gilt von jedem religiösen Glauben. Auch der echteste und reinste Glaube ist zeitweilig mißdeutet und verderblich angewandt worden, und aus keinem Buche hat man verkehrtere Folgerungen gezogen als aus der Bibel.

Setzt denn auch noch unsre heutige Gesellschaft

Digitized by Google

den Glauben an die Unsterblichkeit voraus? Hierauf antworte ich unbedingt mit Ja!

Um dieses „Ja" bestätigt zu finden, muß man freilich nicht sozial-philosophische und volkswirtschaftliche Bücher nachlesen, sondern unter das Volk gehen und das Volk in allen seinen Schichten studieren, vom Fürsten bis zum Bettelmann.

Noch rascher kommt man aber zum Ziele, wenn man die Sozialdemokraten befragt. Sie erklären ja die Religion als Privatsache, sie haben dieselbe bei ihrem neuen Aufbau der Gesellschaft nicht berücksichtigt und kümmern sich nicht um religiöse Streitfragen. Nur den direkten Kampf gegen den Glauben an ein jenseitiges Leben haben sie in ihr soziales Programm aufgenommen. Sie wissen, daß unsre jetzige Gesellschaftsordnung nur dann gründlich zerstört, das heißt, aus dem Bewußtsein des Volkes ausgerottet werden kann, wenn wir uns ganz auf das Diesseits beschränken und den Glauben an ein Jenseits ins Fabelbuch schreiben; sie wissen, daß der Unsterblichkeitsglaube noch immer einen Grundpfeiler unsrer heutigen Gesellschaft bildet. Und hierin können gelehrte Darsteller unsres sozialen Organismus von der scharfen Beobachtung der Sozialdemokraten lernen.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, eingehend und wissenschaftlich zu untersuchen, in welcher Weise der Glaube an die Unsterblichkeit die mittelalterliche Gesellschaft zusammenhielt und durchdrang, und in

Digitized by Google

welcher ganz anderartigen Weise das Gleiche auch von der modernen Gesellschaft gilt.

IV.

Aus alle dem Vorgesagten erklärt sich's, daß die Vorstellung eines „Jüngsten Gerichts" auch im Volksglauben unsrer Tage stark zurücktritt, während sie in früheren Jahrhunderten vorherrschte.

Als ein großartiges Bild der göttlichen Gerechtigkeit und Vergeltung wird sie jedoch immer ihre Bedeutung behaupten, vorab für die Kunst. Und hier ist es nicht zufällig, daß die Malerei sich dieses gewaltigen Stoffes am meisten und wirksamsten bemächtigt hat. Sie kann nur das gleichzeitig am gleichen Ort Geschehene wiedergeben und faßt solchergestalt die Auferstehung der Toten, den Richterspruch des Weltenrichters, den Sturz der Verdammten und das Aufschweben der Seligen auf der Fläche eines Gemäldes zusammen. Die Poesie vermag ihr nur andeutend zu folgen, wie in den Hymnenstrophen des Requiems, wozu dann die Musik gesteigerte Stimmung gibt. Wollte die Poesie weitergehen, so würde sie zu episch-dramatischer Breite kommen, die über den allumfassenden Augenblick des jüngsten Tages weit hinausgriffe. Wir besitzen darum kein großes Gedicht vom Weltgerichte, welches sich an gesammelter Kraft bei reichster

Digitized by Google

Vielgestalt der dargestellten Vorgänge auch nur entfernt mit Michel Angelos Freskobild in der Sixtina messen könnte.

Indem ein Michel Angelo ebenbürtiger Geist, Dante, die ewige Vergeltung dichterisch zu schildern unternahm, schuf er eben kein jüngstes Gericht im Sinne der Maler, sondern er führt uns durch Hölle, Fegefeuer und Himmel, das heißt, er zieht den nahezu unfaßbar großen Vorgang zeitlich und örtlich auseinander und gewinnt an reichster Individualisierung wieder, was er an packender Gewalt der Einheit des Bildes verloren geben muß. Dante lebte — für uns Deutsche — noch im tiefen Mittelalter, für die Italiener am Ausgange des Mittelalters und ist in dieser frühen Zeit bereits der erste große Prophet der Renaissance. So erscheint dann bei ihm das ewige Leben zunächst als Sühne und Lohn des diesseitigen, aber der Gedanke der aufsteigenden Entwickelung des persönlichen Menschengeistes im Jenseits klingt doch schon zwischen durch.

Dantes Göttliche Komödie ist die tiefsinnigste und großartigste Gedankenpoesie der Weltlitteratur, ein dauernder Schatz für alle gesitteten Völker. Ist es nicht wunderbar, daß gerade ein solches Werk ersten Ranges vom ewigen Leben handeln mußte? Es wäre doch seltsam, wenn ein so tiefer Denker seine ganze Kraft eingesetzt und solch ein Werk geschaffen hätte, um einen kindlichen Aberglauben zu verherrlichen, der

Digitized by Google

mit der höheren Kultur der Völker in nichts zerrinnen muß. Nicht die Gelehrten allein legen uns das Wahre im Menschengeiste dar: die echten Künstler thun dies ebenfalls, freilich nach ihrer Art im Bilde und Gleichnis. Auch Christus hat uns so oft in Bild und Gleichnis die Wahrheit offenbart.

Es ist lehrreich, die vielgestaltigen Vorstellungen zu beobachten, welche sich die Menschen unsrer Zeit vom ewigen Leben machen, aber die Beobachtung ist schwer, denn ein jeder müßte uns seine geheimsten Gedanken sagen. Wir würden dann wohl finden, was wir jetzt nur vermuten können, daß sich jeder sein besonderes Bild des Jenseits macht — als Spiegelbild seines eigenen Innern. Wie der Mensch ist, so ist nicht bloß sein Gott, sondern so ist auch seine Vorstellung vom Tod und ewigen Leben.

Mancher schämt sich, angesichts „wissenschaftlicher Resultate" den Glauben an die Unsterblichkeit zu bekennen und hofft doch für sich im stillen auf ein klein bißchen Fortdauer nach dem Tode. Ein andrer spricht den zuversichtlichsten Glauben aus und zweifelt doch wieder daran, bevor man die Hand umkehrt. Das ist jedermanns eigene Sache, die nicht einmal der Beichtvater genau zu ergründen vermag.

Ein unterschiedenes Gemeinbewußtsein der Bildungsstufen gibt es aber doch in diesen Dingen.

Ich zeichne den naivsten volkstümlichen Standpunkt mit den Worten Uhlands. In dem kleinen

Digitized by Google

„Lied eines Armen“ klagt der arme Mann seine Not und seinen Kummer. Zuletzt aber spricht er, daß der reiche Gott ihm und aller Welt doch einen süßen Trost gegeben habe:

— „Und wenn die Abendglocke hallt,
So red' ich Herr mit dir.

*

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich zum Mahl.“

In einer „bessern Welt“ werden wir unsrer irdischen Leiden enthoben sein und also selig weiter leben. Das ist die kindlich schlichteste Vorstellung des Himmels, die sich viele Tausende in rührender Einfalt machen und in welcher sie Trost finden, Erhebung und Versöhnung. Wer wollte dem „armen Mann“ diesen Glauben nehmen?

Die Seligkeit erscheint hier als ein dauernder ruhender Zustand. In vergangenen Zeiten haben jedoch nicht bloß die geistlich Armen, sondern auch sehr durchdacht prüfende und grübelnde Geister solch einen ruhenden Zustand als die ewige Seligkeit gepriesen, in welcher man ja doch noch weit mehr thun könnte als sich im Feierkleide satt zu essen. Denn da die Seligkeit etwas Höchstes ist, so kann sie nur etwas Unveränderliches sein. Das Unveränderliche, und wäre es auch ein höchstes Genießen, wird aber

Digitized by Google

nach menschlichem Ermessen alsbald langweilig, und die Langeweile würde die Seligkeit wieder in sich vernichten und den Genuß zur Qual machen.

So trat der Gedanke nahe, daß die Seligkeit nicht ein abgeschlossener Zustand sei, sondern fortschreitende That, aufsteigende Entwickelung. Das ist menschlich gedacht; allein können wir uns das Jenseits überhaupt anders als menschlich denken? Das Ringen nach Wahrheit bietet uns — mit Lessing — höheren Reiz als die Wahrheit selber, und so kommen wir zu der Auffassung eines jenseitigen Lebens, welches uns fortwährend gesteigerte Läuterung und Durchgeistigung unsres Wesens, wachsende Erkenntnis und Schaffenskraft als wahre Seligkeit böte — die beseligende That statt genießender Ruhe.

Ich bezeichnete diesen Gedanken bereits als unterscheidend für die neuere Zeit gegenüber dem Mittelalter, wo der Hinblick auf die Vergeltung, auf ewigen Lohn oder ewige Strafe vorherrschte.

Mittelalterige Mystiker greifen auch hier schon zu den Anschauungen der späteren Zeit hinüber. Der selig Verstorbene versinkt — ruhend — in das ewige Schauen Gottes. Allein dieses Schauen enthüllt ihm steigend die Geheimnisse des unergründlichen höchsten Wesens und so ist auch für ihn das scheinbar unthätige Versinken und sich Versenken dennoch steigende Erhöhung seiner selbst, That in der Ruhe.

Die Offenbarung Johannis sagt von den Toten,

Digitized by Google

die in dem Herren sterben, daß sie werden ruhen von ihrer Arbeit. Dieser Gedanke des Ausruhens vom Tagewerk des Lebens im Tode ist der allerverbreitetste. Es liegt uns ja menschlich so nahe, dem nach heißer Lebensarbeit, vielleicht auch nach qualvoller Krankheit und schwerem Todeskampfe Dahingeschiedenen zunächst die Ruhe zu gönnen. Wir rufen über das offene Grab ein „Ruhe sanft" und sagen, daß die Entschlafenen zur „ewigen Ruhe" eingegangen seien, nach der sie vielleicht schon lange vergebens geseufzt hatten; wir vergleichen den Todesschlaf in hundert Bildern mit dem wirklichen Schlafe. Die Vernichtung wäre nicht mit dem wirklichen Schlafe vergleichbar; denn dem Schlafe folgt das erquickte Erwachen.

Aber in jenem Spruche der Offenbarung heißt es nicht bloß, daß die Toten ruhen werden von ihrer Arbeit, sondern weiter: — „und ihre Werke folgen ihnen nach". Man hat dieses Wort — im Sinne der Vergeltung — von altersher so gedeutet, daß die Toten gelohnt werden sollen nach ihren Werken. Im Geiste unsrer Zeit könnte man es aber auch deuten, daß sie in ihrem Wirken fortwirken werden, daß ihr persönliches Wirken ihnen nachfolge. Denn was wäre die persönliche Fortdauer ohne dieses? Macht uns doch unser eigenstes Wirken erst persönlich! Hiermit aber kommen wir über die bloße selige Ruhe wieder weit hinaus.

Ich fahre fort in volksmäßigen Bildern. Der

Digitized by Google

Tod macht Feierabend, der Abend bringt den Schlaf, und am Morgen folgt der Feiertag, der große ewige Sonntag.

In Zeiten, wo man sich Gott nur in der Kirche dachte oder doch wenigstens das „Haus Gottes" als das Vorgebilde des Himmels auf Erden ansah, wo Gott uns näher sei wie anderswo, stellte man sich folgerecht den Himmel selber als den größten, herrlichsten Dom vor, in welchem all die Erhabenheit der Pfeiler und Gewölbe, all der Glanz der Lichter, alle Pracht der farbenstrahlenden Gewänder tausendmal schöner zu sehen sei als selbst bei St. Peter zu Rom. Und während die unzählbaren Scharen der Seligen anbetend vor Gott knieen, den sie nun selbst statt seines Abbildes schauen, singen die Engelchöre das Hallelujah und die heilige Cäcilie spielt die Orgel dazu. Der ewige Sonntag des seligen Lebens wurde zum ewigen Gottesdienst, der Himmel zur Kirche aller Kirchen.

Die Phantasie wird nirgends freithätiger, als wenn wir beginnen, uns das Jenseits auszumalen. Und doch ist sie hier gebunden, denn in dem Gemälde, welches sich ein jeder entwirft, kommt er über das Spiegelbild seines innersten Wesens und seiner Ideale nicht hinaus.

Die Phantasie wäre aber nicht so geschäftig, wenn nicht in diesem Falle die tiefsten Regungen unsres Gemütes ganz besonders mitsprächen.

Digitized by Google

Wer sich in rein verstandesmäßiger Reflexion vom Unsterblichkeitsglauben abwendet, der wird durch das Gemüt doch wieder zu einem Stücklein desselben zurückgeführt. Das gilt von den verschiedensten Bildungsschichten; denn die tiefsten Regungen des Gemüts sind allgemeiner und gleichartiger als der Klarblick des Verstandes.

Die Liebe ist stärker als der Tod. Wir hoffen auf ein Wiedersehen unsrer Geliebten nach dem Tode, weil wir eher mit unserm Leben fertig werden als mit unsrer Liebe. Dieser Gedanke des Wiedersehens birgt für den modernen Menschen häufig den stärksten, mitunter den einzigen Antrieb zum Glauben an die persönliche Fortdauer. Wir können uns wohl trösten, daß andre das Bruchstück unsres geistigen Schaffens fortführen und vollenden, allein kein Mensch hat sich noch damit getröstet, daß andre das Bruchstück seiner Liebe zu einem teuren Wesen fortführen und vollenden werden. Das wollen wir selber thun.

Ich fasse das Wort Liebe hier im weitesten Sinne. Ich denke nicht bloß an jene Liebe, die wir Minne nennen, sondern auch an Gattenliebe, Elternliebe, Kindesliebe, Freundesliebe, an die gemütsinnige Verehrung aller Personen, die unserm Herzen nahe stehen.

Vollbefriedigt fühlen wir uns niemals in unsrer Liebe; wer das behauptet, der wäre eben „fertig" mit seiner Liebe — im Doppelsinn des Wortes. Die

Digitized by Google

wahre Liebe wird nicht fertig: wir schwören uns darum von vornherein „ewige" Liebe. Die Liebe hofft immer weitere, höhere Ziele, das scheinbare Genügen bringt immer neues Ungenügen erst recht zum Bewußtsein. Und wenn dies auch nicht wäre, so wird jede tiefe Herzensneigung doch von tausend äußeren Störungen und Hemmungen gekreuzt, und die letzte, durchschneidende Störung ist der Tod. Härter wie irgendwo bringt er uns bei denen, die wir lieben, zum Bewußtsein, daß wir auf Erden nicht fertig werden. Mit aller Kraft der Phantasie, des Gemütes und — des Glaubens suchen wir uns darum über diese qualvollste Schranke hinwegzusetzen. Wer will sagen, daß er in diesem Sinne niemals hoffte und glaubte? — Wer niemals geliebt hätte!

Und wer sich auch weiter gar nichts beim „ewigen Leben" denkt, der denkt doch an ein Wiedersehen der teuern Toten. Wie er sich dies denkt, das wird freilich so verschiedenartig sein, als die Menschen überhaupt verschieden sind.

Ich will allerlei Vorstellungen dieses frommen Glaubens berühren; sie sind nicht aus meiner Einbildung geschöpft, sondern aus der Beobachtung feinfühliger Menschenseelen. Sie bergen nebenbei eine Fülle von Poesie. Hat die Poesie nicht auch ihr Recht in unserm Dasein?

Teure Verstorbene sind zwar unsern Sinnen entrückt, aber sie umschweben uns unsichtbar, sie nehmen

Digitized by Google

teil an unserm Glück und Unglück, sie freuen sich unsrer Tugend und betrüben sich über unsre Sünden, sie segnen und behüten uns. Wer möchte den kindlich schönen Glauben zerstören, daß das Kind seine verstorbene Mutter, der Gatte die Gattin, der Liebende die Geliebte immer noch in seiner Nähe ahnt und sich dadurch zum Guten begeistert, vom Schlechten abgemahnt, getröstet und zu einem verklärten Vorbilde emporgehoben fühlt? Die Trefflichkeit eines Glaubens bemißt sich nicht nach Sinneswahrnehmungen und Verstandesbeweisen, sondern nach der sittlichen Wirkung des Glaubens auf die Gläubigen. Ohne diesen Satz wäre alle Religion hinfällig.

Die Geister der teuren Verstorbenen sollen uns umschweben? Kein Mensch hat jemals einen körperlosen Geist gesehen oder gehört. Allein fromme Leute pflegen mitunter auch zu denken, und so sagen sie vielleicht: „In der That, kein Mensch hat jemals einen körperlosen Geist gesehen oder gehört. Wir erkennen den Geist bei andern nur in seinen körperlichen Wirkungen, dazu auch unsern eigenen Geist durch unser Selbstbewußtsein. Wenn nun gleich von der Außenwelt für uns nur existiert, was wir mit unsern Sinnen wahrnehmen können, so ist doch der Satz grundfalsch, daß darum überhaupt an sich nur existiere, was unsern Sinnen faßbar ist. Wir sehen auch keinen Ton und hören kein Licht, obgleich wir die Luftwellen des Tones nicht nur hören, sondern auch sehen und

Digitized by Google

die Luftwellen des Lichtes nicht nur sehen, sondern auch hören würden — das gäbe zuletzt die Harmonie der Sphären im Lichtkonzert der Gestirne —, wenn unsre Augen und Ohren nicht zu stumpf dazu wären. Und gar manches haben die Sinne der Menschen lange nicht wahrgenommen, was sie endlich doch entdeckten. Warum soll ich nicht einen Verkehr im Geiste pflegen, der mich über die Sinnenwelt erhebt und der mir so beruhigend und so förderlich ist?"

Freilich wird dieser Verkehr immer nur ein sehr einseitiger sein; denn wenn die Verstorbenen auch von uns wissen, so wissen wir doch nichts von ihnen. Aber wir werden von ihnen wissen, und der einseitige Verkehr wird ein doppelseitiger, ein allseitiger werden, wenn wir selbst einmal gestorben sind. Eines ergibt sich aus dem andern. Und nun öffnet sich dem Gläubigen der Himmel als die Stätte des vollen Wiederfindens. Soll dies Wiederfinden nicht ein ganz schattenhaftes, also doch kein wahres sein, so müssen wir uns persönlich aufs neue gegenüber treten. Unsre Persönlichkeit war aber hienieden nicht bloß eine geistige, sie war auch eine leibliche, freilich nicht in dem letzten Sinne, daß der Geist lediglich ein höchstes Resultat körperlicher Funktionen sei, also der Körper der Herr des Geistes, denn sonst würde der Geist ja mit dem Körper sterben, sondern nach dem Worte: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Und also würde der verklärte Geist sich auch einen verklärten Leib

Digitized by Google

bauen, individuell, wie der irdische gewesen, und doch unendlich schöner, gleichwie das wahre Kunstwerk individuell und doch weit schöner und darum wahrer sein soll als die greifbare Wirklichkeit. Und der individuelle Verkehr der Verklärten, in welchem sich die höchste Liebesfülle entfaltet, wird ein unendlich umfassenderer sein als hier auf Erden, befreit von den Schranken des Raumes und der Zeit.

Die Phantasie könnte in kühnerem Fluge das Bild noch weiter, reicher und farbenglühender ausmalen. Allein diese Andeutungen mögen genügen.

Es ist ein feinfühligen weiblichen Naturen besonders eigenes Ideal der ewigen Seligkeit, welches ich hier angedeutet habe, für Tausende ein Glaube, für andre ein Traum, eine Vision, jedenfalls eine Hoffnung.

Die Unterschiede der Psyche von Mann und Weib greifen so tief, daß man auch von einer vorwiegend weiblichen und vorwiegend männlichen Vorstellung des ewigen Lebens reden kann. Und wenn das Weib stärker ist in Liebeskraft als wir und subjektiver in seinem Erfassen der Menschen und Dinge, so erscheint es ganz natürlich, daß das Weib auch im Jenseits zunächst das Wiedersehen geliebter Wesen, die Lösung des Trennungsschmerzes und die himmlische Läuterung und Vollendung irdischer Liebe erhofft, die sich zugleich zur höchsten Gottesliebe steigern wird.

Digitized by Google

Der Mann aber wäre des Weibes nicht würdig, und also auch kein ganzer Mann, wenn er dem Weibe in diesem Flug nicht wenigstens folgen könnte; und über dem Männlichen und Weiblichen steht doch immer verbindend das ewig Menschliche.

So versänke aber auch andrerseits das Weib in Einseitigkeit, wenn es dem Mann nicht folgte in dessen vorwiegend männlichem Erfassen des ewigen Lebens.

Der Denker wird zunächst prüfen zwischen dem Glauben an die persönliche Vernichtung und an die persönliche Fortdauer. Denn ein Glaube ist beides; einen exakten Beweis können wir weder für jene noch für dieses erbringen.

Der Glaube an die Vernichtung überhebt uns der Frage, was nach dem Tode für uns kommen werde; über das Nichts braucht man nicht weiter nachzudenken. Der Glaube an die Fortdauer dagegen wirft uns in ein Meer von Fragen über deren Art und Weise. Auch dem gläubigsten Christen bietet das Evangelium darüber nur bildliche Andeutungen und zwingt uns solchergestalt, daß wir uns unsre eigenen Gedanken vom ewigen Leben machen, was immer nützlicher ist als gar nichts zu denken.

Der Mensch ist so unendlich klein. Unsre Erde ist nur ein winziges Sandkorn in den ungezählten Sonnensystemen des Weltalls, und der Mensch ist nur ein verschwindendes Stäubchen auf diesem Sandkorn. Es erscheint lächerlich, daß er etwas andres

Digitized by Google

beanspruche, als mit diesem Sandkorn hinweggeblasen zu werden.

Allein der Mensch ist andrerseits sehr groß und darf stolz sein auf seine Größe. Indem er sich selbst denkt, sich seiner selbst bewußt ist, den unermeßlichen Makrokosmos in dem Mikrokosmos seines Geistes spiegelt und sein Selbstbewußtsein zum Weltbewußtsein und Gottesbewußtsein steigert, erhebt er sich zum Herren dieser Erde. Vielleicht hat auch die Erde eine Seele, gleich all den funkelnden Weltkörpern, die so umeinander herumkugeln, unfreiwillig Naturgesetzen folgend, wie wir im Kreislauf unsres Blutes. Vorderhand wissen wir dies noch nicht, so wenig wie wir von geistig-körperlichen Wesen auf andern Sternen wissen, die sich vielleicht in der Glühhitze der Sonne pudelwohl fühlen und auf dem kalten Monde schwitzen. Jedenfalls aber sind wir uns unsrer eigenen geistigen Majestät bewußt und wie das Selbstbewußtsein den Kern unsres persönlichen Wesens bildet, so gründet auch in ihm die Hoffnung unsrer persönlichen Fortdauer.

Je tiefer wir aber die Welt und unser eigenes Denken denken, um so mehr können wir uns diese Fortdauer nur vorstellen als steigende persönliche Entwickelung aus den Anfängen heraus, die wir auf Erden gewonnen haben. Die katholische Lehre von einem besonderen Uebergangszustande der Läuterung unmittelbar nach dem Tode ruht auf diesem Grunde.

Digitized by Google

Wenn aber der Protestant das ganze jenseitige Leben als fortschreitende Läuterung faßt, dann braucht er kein besonderes Fegfeuer mehr.

Der Himmel wäre dann nicht ein Zustand ruhenden Genusses, sondern des beseligenden Strebens und der That, und in den Stufen der Entwickelung läge zugleich die Vergeltung. Unser Erkennen, Fühlen und Wollen, das auf Erden so verkümmert blieb, wüchse zu steigender Erfüllung empor, und der Himmel böte verklärten Wesen das höchste — menschliche Glück, das Glück des ungehemmten Erkennens, des ungetrübten Empfindens, des gesegneten Schaffens. So gestalten wir uns den Himmel menschlich und doch übermenschlich zugleich.

Hat ja selbst Dante in seinem Paradiese die Teilung der Berufe in den Himmel verpflanzt mit aufsteigender Stufenfolge. Wir finden die Theologen in der Sonne, die Glaubensstreiter auf dem Mars, die Einsiedler auf dem Saturn, doch so, daß die seligen Bewohner der tiefer gestellten Planeten wie etwa des Mondes und der Venus nicht etwa streben, Bewohner der Sonne oder des Jupiter zu werden oder diese gar zu beneiden, denn jede Stufe himmlischer Seligkeit genügt sich selber. Auf Erden fragen wir immer, ob und warum es andre besser haben als wir; im Himmel wird man nicht mehr so fragen, denn dort gibt es keine Not und keinen Neid.

Mit dem Paradiesesgemälde des großen Floren-

Digitized by Google

tiners wird sich aber der moderne Mensch kaum befreunden können. Wir wollen von unsern wiedergefundenen Lieben weder durch Planetenabstände getrennt sein, noch eingekapselt in eine besondere Form ewiger Seligkeit, die uns zuletzt doch sehr unselig vorkäme; wir möchten auch nicht, der Bannung auf unsern Planeten entronnen, sofort wieder auf einen andern gebannt werden. Man wird sehr begehrlich, wenn man einmal das ewige Leben im Geiste vorversucht, und wir möchten dort nicht bloß ein Stück Himmel haben, sondern den ganzen Himmel. In verschiedenen Zeitläuften sind eben die Menschen verschieden geartet und fassen Irdisches wie Himmlisches in wechselnder Weise.

Aber selbst in der gleichen Zeit und unter gleichen Bildungseinflüssen gehen die Vorstellungen vom ewigen Leben weit auseinander. Sie sind verschieden bei Mann und Weib, in der Jugend und im Alter. Der Bauer denkt sich den Himmel anders wie der Philosoph, der Dichter anders wie der Mathematiker, und der Pfarrer hat wieder seinen besonderen Himmel. In unsern eigenen Himmel lassen wir uns aber am wenigsten drein reden, schon darum, weil wir überhaupt nicht viel davon reden werden.

So zerflatterte denn dieser Himmel in zahllose Gebilde einer gröberen oder geläuterteren Phantasie, die sich bald zu einem bunten Gesamtgemälde verbinden, bald besondern und fliehen, und was das

Digitized by Google

Gewisseste sein sollte, das wäre das subjektiv Willkürlichste?

Ja! Wenn nicht allen diesen Gebilden offen oder verhüllt derselbe Glaube und dasselbe Hoffen zu Grunde läge. Der Glaube, daß die göttliche Weltordnung eine harmonisch in sich vollendete sei, und daß wir Menschen die köstliche Gottesgabe, das Selbstbewußtsein nicht darum besitzen — uns zur tiefsten Qual —, um, je mehr wir dasselbe steigern, desto niederschlagender zu erfahren, daß unser Dasein nichts ist als eine zwecklose, ungelöste Dissonanz. Und die Hoffnung, daß unser Ringen nach Erkenntnis und Vollendung nicht geübt werde, damit wir seine Nichtigkeit fortschreitend erfahren, sondern gegenteils damit wir zu wachsender Vollendung emporsteigen.

Die tiefste Erschütterung des Unsterblichkeitsglaubens in unsrer Zeit kommt darum keineswegs von den Resultaten der Naturforschung über die körperlichen Organe unsres Geistes, sondern von herrschenden Geistesströmungen ganz andrer Art. Es gibt arme Leute, welche die Erde so schlecht finden, daß sie sich nicht einmal einen Himmel träumen können. Und sie sind stolz auf ihr Evangelium der schlechtesten Welt.

Wenn wir das Ideal in Religion, Kunst und Leben für die Lüge erklären und die Wahrheit nur in der vergänglichen Außenseite der Dinge suchen, wenn wir unser Erdendasein für ein zielloses, jämmer-

Digitized by Google

liches Possenspiel halten, wenn wir Genialität und Originalität nur da erblicken, wo Denker und Dichter das Gemeine, Kranke und Häßliche bloßlegen und in seinen schreienden Widersprüchen mit dem geträumten Adel der Menschennatur aufzeigen, dann wird uns auch der Glaube an die Unsterblichkeit nur eine sentimentale Selbsttäuschung schwacher Geister sein. Denn er ist der Glaube an das sich vollendende Ideal der Menschheit wie des Einzelnen.

Wäre dieser Glaube auch nur eine fromme Täuschung, so müßten wir ihn doch segnen, weil er uns auf Erden schon über uns selbst und über die Erde emporhebt. Von dem Glauben an die Vernichtung wird man dies kaum behaupten können.

Wer das Volk unbefangen in allen seinen Schichten beobachtet und in seiner Seele zu lesen weiß, der wird finden, daß die Hoffnung auf ein ewiges Leben auch heute wie ehedem die ungeheure Mehrheit des christlichen Volkes hebt und trägt, die Hoffnung auf das Ideal des ewig Wahren, Guten und Schönen, welche sich für jeden erfüllen wird.

Der Herrscher Tod, den wir mit Augen sehen, ist die stärkste bewegende Macht in all unserm Erdendasein. Das ewige Leben, welches wir nur im ahnenden Geiste schauen, weiht für uns Sterbliche die Kraft des Lebens und die Not des Todes im Namen dessen, der den Tod besiegt hat.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Von der Erschaffung der Welt.

Vor etlichen Jahren fuhr ich im offenen Wagen an einem herrlichen Augustmorgen mit einem Italiener von Mori nach Riva. Der Mann kam aus Deutschland, sprach aber kein Wort deutsch und war sichtlich erfreut, in mir einen Reisegenossen zu finden, der sein Italienisch wenigstens leidlich verstand, obgleich ich ihm in seiner Muttersprache nur dürftig antworten konnte. Ich habe die schlechte Gewohnheit, in das Italienische häufig Latinismen einzumischen, und vermutlich deswegen witterte der Italiener bald in mir den deutschen Professor.

Er sagte mir, daß ihm die deutsche Wissenschaft nicht fremd sei und sprach insbesondere seine lebhafte Bewunderung für Virchow aus. Ich nickte zweimal mit dem Kopfe zum Zeichen des Verständnisses.

Er erzählte mir dann, daß er nächster Tage nach Brescia reisen werde, um der Enthüllung des Denkmales Arnolds von Brescia beizuwohnen. Er sah mich gespannten Auges an und wartete eine Weile,

Digitized by Google

was ich dazu sagen werde, offenbar in der Meinung, daß ich nun doch einige Worte der Begeisterung über den großen Ketzer aussprechen müsse, der jetzt im Tode triumphiere. Allein wenn mein bißchen Italienisch schon vorher bei Erwähnung Virchows zu einem anthropologischen Exkurs nicht gereicht hätte, so reichte es nunmehr ebenso wenig zu einem kirchengeschichtlichen über Arnold von Brescia.

Der Italiener schöpfte aber aus meinem Schweigen offenbar Verdacht, daß ich ein ganz reaktionärer Mensch, vielleicht gar ein Ultramontaner sei, er wollte mir auf den Zahn fühlen und warf mir darum plötzlich die Frage entgegen: „Was halten Sie von der Erschaffung der Welt?"

Auf diese große Frage konnte ich nun doch nicht etwa mit einem viermaligen Kopfnicken antworten. Ich erkannte, daß ich einen Mann modernster Weltanschauung vor mir habe und bewunderte den guten Griff seiner Fragestellung. In der That, man braucht einen ganz Unbekannten nur zu fragen, was er von der Erschaffung der Welt halte, und man wird aus der Antwort sofort inne werden, wes Geistes Kind er ist.

Ich raffte darum mein bißchen Italienisch und mein bißchen Humor zusammen und sagte langsam und sehr feierlich: „Il gran Dio ha creato il mondo in sei giorni e s' à riposato il settimo."

Der Italiener warf mir ein mitleidiges Lächeln

Digitized by Google

zu und blickte dann auf die schöne Landschaft hinaus und hüllte sich weiterhin in tiefes Schweigen.

Ich dachte jedoch darüber nach, was ich ihm wohl gesagt haben würde, wenn ich italienisch ebenso leicht wie deutsch hätte reden können, und sprach im Geiste folgendes:

„Gott hat die Welt in sechs Tagen geschaffen und am siebenten hat er sich ausgeruht," so steht im ersten Buch Mosis, welches bekanntlich kein Lehrbuch der Naturwissenschaft ist. Die biblische Schöpfungsgeschichte ist vielmehr eine ehrwürdige uralte Völkersage, oder genauer eine in Eins verschmolzene Doppelsage nach den Ueberlieferungen des Elohisten und des Jehovisten. Diese Sage hat einen religionsphilosophischen Kern, der sie naiv im Bewußtsein aller Zeiten lebendig hielt und auch für die moderne Bildung eine tiefe Wahrheit birgt.

Die Schöpfung wird als ein historischer Vorgang erzählt, der darum auch seine Chronologie — die sieben Tage — enthält, und auf welchen spätere Zeiten den Beginn einer Weltzeitrechnung bauten, bei der es auf eine Handvoll Jahrtausende oder Hunderttausende mehr oder weniger nicht ankommt.

Uns Menschen ist das Höchste die That des freien Willens und aus dieser That erwachsen die geschichtlichen Ereignisse. Wir können die Entstehung der Welt nur als ein Höchstes fassen, indem wir sie uns als die That eines höchsten freien Willens — als

Digitized by Google

„Schöpfung“ — vorstellen. Denn wenn sie auch ein allmähliches sich Entwickeln unbewußter Naturkräfte aus sich selber wäre, so muß sie doch ein gesetzmäßiges Entwickeln sein, und die Entschleierung dieser Gesetze ist ja der höchste Triumph der Naturwissenschaft. Aber Gesetze sind kein Spiel des Zufalls, sie schließen Zweck und Ziel, sie schließen die Vernunft in sich und der Ausgangspunkt dieser Gesetze, nach denen die Naturkräfte walten und gestalten, wäre doch immer wieder die höchste Vernunft — die Weltvernunft — Gott —: „nennt's wie ihr wollt, ich habe keinen Namen.“ Die Manifestation der Vernunft ist immer eine persönliche, wie die Vernunft umgekehrt auch der Persönlichkeit erst ihre entscheidende Signatur gibt; die Manifestation der höchsten Vernunft, der Urvernunft, kann auch nur als ein höchst Persönliches gedacht werden.

„Am Anfang war das Wort!“ sagt der Evangelist Johannes; — „am Anfang war die That!“ verbessert Doktor Faust. Beide Sätze sind keine Gegensätze. Das Wort ist That. „Und Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht!“ So steht am Anfang der höchste Gedanke, der durch das Wort That wird.

Am Anfang? Wir schwachen Menschen suchen überall einen Anfang, weil wir uns nichts Anfangsloses vorstellen können, indem wir uns, überall von uns selbst ausgehend, unsres eigenen Anfangs nur

Digitized by Google

allzusehr bewußt sind, der doch auch im Grunde kein rechter Anfang ist.

Den Anfang aller Dinge können wir aber auch nicht fassen, weil vorher Nichts gewesen sein müßte, und am allerwenigsten könnten sich wirkende Kräfte und Gesetze durch sich selbst aus dem Nichts erhoben haben. Wir suchen nach einem höchsten Vernunftquell dieser Gesetze und Kräfte, den wir uns doch nur als die personifizierte Weltvernunft denken können und setzen Gott als den Schöpfer ohne Anfang, der uns gleicherweise über das unbegreifliche Nichts wie über den unbegreiflichen Anfang der Welt hinweghebt. Es bleibt uns dann freilich immer noch ein Unbegreifliches: — Gott! aber ohne Gott haben wir ein endloses Meer von Unbegreiflichkeiten.

Die Gottesidee setzt der frei forschenden Wissenschaft nur diejenige Schranke, welche sie selbst zuletzt als Resultat ihres Forschens finden wird in dem Rätsel alles Anfangs und Endes. Mag die Welt entstanden oder geschaffen sein, sie ist doch nur entstanden oder geschaffen in Gott und aus Gott, da kein denkender Mensch behaupten wird, daß sie aus Zufall entstanden sei.

So birgt die uralte Kindesweisheit des Volkes im Osten, welches von den Schöpfungstagen sang und sagte, denselben Lichtstrahl, zu welchem auch die moderne Wissenschaft des Westens aufblickt, und alter und neuer Glaube reichen sich versöhnt die Hand; denn es gibt doch im Grund nur einen Glauben.

Digitized by Google

Mit diesen Gedanken, die ich stille vor mich hin dachte, waren wir zum Lago di Loppio gekommen, der sich tief unter der Landstraße vor unserm erstaunten Auge ausbreitete. Wir ließen den Kutscher halten, und der Italiener führte mich zu einem nahen Vorsprung, wo sich uns der herrlichste Blick in die Tiefe eröffnete. Lange standen wir schweigend dort und schwelgten im Entzücken über Gottes schöne Welt, ohne zu fragen, ob sie erschaffen oder entstanden sei, bis der Italiener in Jubel über sein schönes Heimatland ausbrach, dem ich von Herzen zustimmte. Und auch auf der Weiterfahrt war ihm die Zunge wieder gelöst.

In Riva angekommen, schieden wir wie gute Bekannte. Ich fragte ihn nicht nach seinem Namen, obgleich er ohne Zweifel ein gelehrter, vielleicht gar ein berühmter Mann war. Mich nach meinem Namen zu fragen, hatte er noch weniger Ursache; denn er hielt mich gewiß für einen Barbaren, mit welchem man ganz angenehm sprechen konnte, wenn man von nichts zu sprechen hatte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Adam und Eva.

Wir Menschen sind allesamt Brüder und Schwestern von Adam und Eva her.

So sprach man in alten Zeiten und so spricht das Volk auch heute noch, wenn es sich human angeregt fühlt, wenn es sich in dem Bewußtsein der Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit sonnen will.

Wir stammen alle von einem Elternpaar und somit sind wir alle Geschwister; wäre die Menschheit in verschiedenen Arten entstanden, wie moderne Naturforscher behaupten, so stünden die Völker und Rassen nicht einmal wie Vettern und Basen nebeneinander; sie wären gar nicht blutsverwandt. Es ist bezeichnend, daß sich die uralten Völker des Ostens, wie die neuen Völker des Westens das menschheitliche Gemeinbewußtsein nur im Bilde einer großen Familie vorstellen konnten. Ist doch überall die Familie die Urgrundlage des einzelnen Volkslebens; warum sollte nicht auch die Menschheit aus der Familie erwachsen sein?

Der humane Gedanke der Bruderschaft aller

Digitized by Google

Menschen von Adam her hinderte freilich nicht, daß die christlichen Völker in den Zeiten, wo sie noch allgemein und fest an Adam und Eva glaubten, sich gegenseitig massenweise totschlugen, wie sie es auch heute noch thun, wo viele Leute gerade deshalb sich für besonders human gebildet halten, weil sie nicht mehr an Adam und Eva glauben.

Die Abstammung von einem Urelternpaar deutete aber nicht bloß auf die Einheit des Menschengeschlechtes, sondern ebenso sehr auf die Gleichheit aller Menschen.

In den Tagen, wo der Geburtsadel noch eine so übergewaltige Rolle spielte, sagte der Geringste, daß sein Stammbaum doch zuletzt auf denselben Ahnherrn und dieselbe Ahnfrau zurückgehe wie der Stammbaum der Könige, nämlich auf Adam und Eva. Dieser Ursprung war dann auch in sich ein sehr aristokratischer. Nachdem Gott die ganze übrige Welt geschaffen hatte, schuf er am sechsten Tage das erste Menschenpaar. So erzählt die ältere der beiden Sagen, die in der biblischen Schöpfungsgeschichte so rätselhaft zusammengewoben sind. Nach der jüngeren Sage wird Adam zuerst geschaffen, und später Eva aus der Rippe des Mannes, der ihr Herr sein soll.

Der aristokratische Zug in der Erschaffung des ersten Menschenpaares gehört jedoch mehr dem gelehrten Nachdenken über die Schöpfungsgeschichte als der naiven Volksauffassung. Diese sieht vielmehr in der gemeinsamen Abstammung von Adam und Eva

Digitized by Google

den demokratischen Grundgedanken. Man fragte nicht bloß:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da Edelmann?"

sondern man heftete sich auch besonders an dieses Graben und Spinnen, welches typisch immer wieder betont wird, als die Urarbeit, die zugleich in dem Graben des armen hörigen Bauern als die niedrigste landwirtschaftliche Thätigkeit und in dem Spinnen der hörigen Frau als die niedrigste Fronarbeit des Handwerks erscheint. Mit Stolz fügte man aber dann hinzu:

„Wie stünd' es itzund in der Welt,
Hätt' Adam nicht gebaut das Feld;
Mit Hacken nährt' sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her."

Bedeutsamer jedoch noch als die Gleichheit der Menschen untereinander ist ihre Gleichheit vor Gott, die zuletzt auf Adam und Eva zurückgeht.

Unsre Ureltern waren das erste Menschenpaar. Wie aber der Mann des Mittelalters über den höchsten irdischen Lehnsherren, den König, noch einen allerhöchsten himmlischen, Gott, setzte, so dachte er sich auch über dem irdischen Urvater den himmlischen, dessen Kinder wir allesamt in viel höherem Maße heißen als die Kinder Adams.

Vor Gott sind wir alle gleich, weil wir ausnahmslos erlösungsbedürftig sind und weil uns allen

Digitized by Google

die gleiche Gnade der Erlösung durch Christum zu teil wird, sofern wir sie nicht selber von uns stoßen. Adam war der erste Sünder, aber Adam ist auch der erste „Erlöste". Nach der christlichen Legende, die sich schon im 4. Jahrhundert beim heiligen Hieronymus findet und durchs ganze Mittelalter lebendig blieb, ist Adam auf Golgatha begraben. Bei der berühmten Wechselburger Kreuzigungsgruppe (aus dem 13. Jahrhundert) sehen wir ihn zu den Füßen des Gekreuzigten dem Grabe entsteigen und in einem Kelche die ersten Blutstropfen des Versöhnungsopfers auffangen. Bei den Kruzifixen des 15. Jahrhunderts wird es fast allgemein üblich, einen Schädel am Sockel des Kreuzes anzubringen. Es ist der Schädel Adams. Die Verbindung des ersten Menschen mit dem erlösenden Gottessohne geht bis auf den Apostel Paulus im ersten Korintherbriefe zurück, wo es heißt:

„Sintemal durch einen Menschen der Tod und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt, denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden."

Adam und Eva sind zwar keine richtigen Heiligen, sie haben aber doch im katholischen wie im protestantischen Kalender ihren Platz gefunden, und zwar bedeutungsvoll am 24. Dezember, am Tage vor Christi Geburt, wodurch wir an den Paulinischen Spruch und an den Schädel beim Kruzifixe erinnert werden.

Mit der Abstammung des Menschengeschlechtes

Digitized by Google

von einem Paare steht die Lehre von der Erbsünde im engen und untrennbaren Zusammenhang. Man faßt dieselbe leicht von ihrer düsteren, fatalistischen Seite und in diesem Sinne widerstrebt es dem modernen Bewußtsein, daß die Sünden der Väter an den Söhnen gerächt werden sollen, obgleich wir doch auch klarer wie vordem erkennen, daß körperliche Mängel der Vorfahren den Enkeln zum verhängnisvollen Erbteil werden. Der Gedanke einer Erbsünde klingt aber auch mit einer andern sehr humanen Auffassung zusammen. Unsre Sünde ist unsre Schuld, und doch niemals ganz unsre Schuld; denn bei genauerer Untersuchung wird sich's immer zeigen, daß natürliche Anlagen, Erziehung, fremdes Beispiel, vor allem aber der Einfluß unsrer gesamten sozialen und sittlichen Zustände dazu mitwirkten, daß wir gesündigt haben. Wir werden hierdurch der Schuld nicht ledig, aber die ganze Gesellschaft, welche die Mitschuld trägt, soll sich gleichfalls derselben bewußt werden und sich von ihr zu befreien suchen. In der Selbsterkenntnis unsrer gemeinsamen Mitschuld nicht nur an den Sünden der Einzelnen, sondern auch an den Nöten und Härten des Lebens, die Tausende bedrücken, ruht der mächtigste Hebel zur sozialen wie zur sittlichen und religiösen Reform.

Wir sind hier etwas weit abgekommen von Adams Sündenfall und doch liegt er nahe, und die Verstoßung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese schließt

Digitized by Google

zugleich den Grundgedanken unsres Arbeitslebens, unsres Arbeitskampfes und, in immer weiterer Perspektive, unsrer ganzen Gesellschaftsordnung in sich. Zur idealen Gleichheit des Menschengeschlechtes — von Adam und Eva her — gesellt sich durch Arbeit und Not die sehr reale Ungleichheit der Menschen — von Adam und Eva her.

Vor dem Lichte der modernen Naturwissenschaft verschwinden Adam und Eva, — sie verschwinden auf der einen Seite, um auf der andern wiederzukommen. Unsre Forscher haben aus der Verschiedenartigkeit des Schädelbaues, der Haupthaare, der Hautfarbe bei den einzelnen Menschenrassen darzulegen gesucht, daß dieselben unmöglich von einem Paare abstammen könnten, sondern sich vielmehr selbständig nebeneinander entwickelt hätten. Und wenn man einen Neger neben einem Deutschen und einen Eskimo neben einem Hindu betrachtet, so erscheint diese Annahme augenfällig begreiflich. Unwiderlegt erwiesen ist sie freilich nicht, sie bleibt zunächst doch nur eine mehr oder minder gut gestützte Hypothese, die auch von Männern der Naturwissenschaft selber bekämpft wird. Es müßte eben gelingen, die Anfänge der Entstehung der verschiedenen Rassen in Exemplaren ihrer Urtypen aufzuzeigen, und dies ist unmöglich. Wir stehen auch hier vor einem der zahllosen Rätsel alles Anfangs, deren Lösung wir uns schrittweise nähern können, ohne daß wir sie jemals vollauf finden werden. Sind nun

Digitized by Google

gar die Menschenrassen als allmähliche Fortbildung tierischer Gattungen, zuletzt der Affen, entstanden, so wird es am wenigsten gelingen, die entscheidende letzte Stufe nachzuweisen, wo ein wirklicher Affe zum ersten wirklichen Menschen geworden ist. Wir stehen hier auf dem Boden der Hypothese, wie bei Adam und Eva auf dem Boden des religiösen Glaubens.

Darum muß die fruchtbare wissenschaftliche Bedeutung jener Hypothesen doch rückhaltlos anerkannt werden. Wir lernen aus ihr außerordentlich viel. Die Erforschung der körperlichen und geistigen Vielgestalt der Völker, Nationen, Rassen erschließt uns erst den rechten Blick in jenes wimmelnde Leben der Menschheit, wie es sich in Staat und Gesellschaft, in Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft und auch in den verschiedenen Religionen offenbart. Der Kulturforscher wird die reichste Belehrung und Anregung von dem Naturforscher empfangen, welcher ihm die Charaktertypen der Völker in den schärfsten Unterschieden ihrer leiblichen Gestaltung vorführt.

Die Erzählung der Bibel vom ersten Menschenpaare hat hierfür dem Naturforscher gewiß nicht den Weg zeigen wollen; und dieser Forscher hat das souveräne Recht nach eigener Beobachtung seine eigenen Pfade zu gehen, um eine physiologische Grundlage der Völkerkunde zu gewinnen. Ist er aber ein Mann von allseitig wissenschaftlicher Bildung, so wird er dennoch auch Adam und Eva in ihrem Rechte bestehen lassen.

Digitized by Google

Er wird dann etwa sagen: die Erzählung der Genesis vom ersten Menschenpaare ist eine uralte Völkersage, die den Persern ebenso eignete wie den Juden, poetisch echt in ihrer Form und philosophisch wahr in ihrem Inhalte, sie ist zugleich eine tief religiöse Sage, die mit Recht auch an der Spitze der christlichen Glaubensurkunden steht. Die scharf geprägte Mannigfaltigkeit der leiblichen Rassentypen ist unbestreitbar, und der gemeinsame Stammbaum aller dieser Rassen schwer begreiflich. Aber unbestreitbar ist auch, daß die Menschen aller Rassen gleich sind in den Grundanlagen ihres sittlichen Wollens, ihres Denkens und Fühlens, gleich in ihrer Abhängigkeit von Gott und als Ebenbild Gottes. Vom religiösen Standpunkte erscheint die Menschheit als ein großes Ganze, von der Einheit ausgehend, zur Einheit strebend. Aus Einem Menschenpaar entsprungen, hat sie sich unendlich zerteilt, und es soll doch zuletzt Ein Hirt und Eine Herde werden.

Und so könnte auch der Naturforscher gleichzeitig dem wissenschaftlichen wie dem religiösen Standpunkte treu bleiben, indem er der scharfgeschnittenen körperlichen Vielgestalt der Rassentypen nachspürend immer weiter von dem ersten Menschenpaare sich entfernt, während er dasselbe doch wiederfindet, indem er die Menschheit als einen sittlich religiösen Organismus betrachtet. Mit Adam und Eva ist der Beginn des Gottesbewußtseins der Menschen gesetzt und diese Thatsache wird in der biblischen Erzählung so volkstümlich

Digitized by Google

anschaulich und mit so packender poetischer Kraft dargestellt, daß sie für alle Bildungsstufen ein Quell unerschöpflichen Nachdenkens und tiefster sittlicher und humaner Anregung sein und bleiben wird.

Die biblische Erzählung von Adam erschließt uns eine wunderbare Fülle der tiefsten Gedanken, sie deutet die ganze Geistesgeschichte der Menschheit vor; und ist das Urelternpaar auch nicht der physiologische Urtypus der Rassen und Völker, so ist es doch der Urtypus des ewig Menschlichen: Adam und Eva nicht bloß in ihrem Entstehen und ihrer Erscheinung, sondern auch in ihren Schicksalen. Die plastische Kraft und schlichte innere Wahrheit dieser kurzen Geschichte hat von jeher Maler, Bildhauer und Poeten zu tiefsinnigen künstlerischen Gebilden begeistert. In ihrer reichen Symbolik bietet sie unerschöpflichen Stoff, dem Gebildetsten wie dem Bildungsarmen die Geheimnisse des Menschendaseins in ihrer religiösen Tiefe nahezulegen. Eine Grundlage naturwissenschaftlicher Forschung will jene Geschichte nicht sein; dafür birgt sie uns einen religiösen und sittlichen Gehalt, den die Auffassung, daß aus einfachsten Urtypen in allmählicher Umwandlung, Ausbildung und Vervollkommnung zuletzt das höchste organische Wesen, homo sapiens, entstanden sei, auch nicht entfernt zu bieten beanspruchen wird.

Im Mittelalter pflegte man das Bild Adams und Evas unter dem Baume der Erkenntnis am Eingangsportale der Kirchen anzubringen oder in der Vor-

Digitized by Google

halle, die man das Paradies nannte. Nicht selten ist auch der Taufstein mit den Bildnissen des ersten Menschenpaares geziert. Mit diesem Paare begann die Menschheit im religiösen Sinne; das Taufbecken in der Kirche bezeichnet nicht die Geburtstätte des Täuflings, wohl aber die Stätte, wo derselbe für das religiöse Leben der Christenheit geboren wird, und so mochten Adam und Eva, die vom Beginn des Glaubens auf die vollendete Erlösung und Heiligung deuten, am Taufsteine ebenso sehr ihren passenden Platz finden, wie sie ihn in jenen erhabenen Anfangskapiteln der Bibel von der Erschaffung der Welt gefunden haben.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Der Mensch als Ebenbild Gottes und Gott als Ebenbild des Menschen.

I.

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn."

Wie verschieden wurde dieses Wort der Schrift aufgefaßt im Lauf der Jahrhunderte, von Völkern und Religionsgemeinschaften! wie verschieden faßt es heute noch der Einzelne! In jedem denkenden und sittlich strebenden Menschen schlummert heller oder dunkler der Gedanke der Gottähnlichkeit. Der echteste, reinste Mensch würde das Bild Gottes am getreuesten in sich spiegeln; je menschlicher wir werden, um so göttlicher werden wir. Die Abwendung vom Ebenbilde Gottes wäre das Unmenschliche, und dieses Wort bezeichnet uns mit Recht ein sittenlosestes Sein und Handeln. Zur menschlichen Natur, wie sie ist, gehört freilich auch ihre Sündhaftigkeit; dieselbe bekämpfend nähern wir uns dem geläuterten Menschen, dem Idealmenschen,

Digitized by Google

und dieses Ideal muß harmonieren mit dem Gottesideal, welches uns dunkler oder klarer vorschwebt.

Zu allen Zeiten haben sich die Menschen bemüht, die Gottähnlichkeit gleichsam persönlich zu steigern; der Einsiedler zog sich aus der Welt zurück und glaubte in der Einsamkeit gottähnlicher zu werden. Der Asket entsagte sinnlichen Genüssen, weil ihm unser Leib mit seinen Bedürfnissen wie eine Trübung des göttlichen Ebenbildes erschien. Zahlreiche große Ordensgemeinschaften führten die Askese und Weltentsagung im großen aus, und das Volk sah im 13. Jahrhundert die Bettelmönche wie übermenschliche Wesen an und nannte die Franziskaner die „seraphischen Brüder". Hier sucht der Einzelne oder die Genossenschaft eine individuelle Spitze in der Kunst der Gottähnlichkeit zu erreichen, während sie andre ähnlich und doch auf andre Weise erstrebten.

Zur Weltentsagung trat die Mystik, die ein Geheimnis durch ein andres Geheimnis zu erklären unternahm. Man hätte das Ideal des Ringens nach Gottähnlichkeit in Jesu Christo sehen können, wenn es nicht arianische Ketzerei gewesen wäre, Christus gottähnlich zu nennen. Er ist Gott gleich, nach dem athanasianischen Bekenntnis. Allein die große Schar der Heiligen gab dafür die nachahmungswürdigen Spitzen der mannigfachsten persönlichen Art über das menschliche Maß hinausragender Gottesähnlichkeit. Beim heiligen Franz von Assisi wird dies persönlich in mystischer Weise

Digitized by Google

besiegelt, indem die Wundmale des Heilands an seinem Körper sichtbar bleiben. Nach mittelalterlicher Ansicht ist dem ganzen Klerus, namentlich aber dem Ordensklerus, ein standesmäßiger Vorschub im Ringen nach der Gottähnlichkeit verliehen.

Die mystischen Theosophen früherer Jahrhunderte suchten eine gesteigerte Art persönlichster Gottähnlichkeit in dem geheimnisvollen Sichversenken in den Gedanken Gottes, im Schauen Gottes durch das Auge der Phantasie, im Einswerden mit Gott, durch die Fülle der Empfindung glühender Liebe.

Zu diesen Beispielen ließen sich noch viele andre hinzufügen, welche sämtlich darthun, daß man früher in der großen Masse der Menschen, im Volk, in der Welt, das Ebenbild Gottes unklarer und verdunkelter ausgesprochen fand, als in den unendlich verschiedenen Leistungen Einzelner, von welchen keiner zwar zur ganzen Fülle der Gottähnlichkeit gekommen war, während doch jeder stückweis eine andre spezialistische Höhe dieser Leistung aufwies. Die Kunst der gesteigerten Gottähnlichkeit entwickelte sich also genau wie die wirkliche Kunst. Die größten künstlerischen Genien bezeichnen gleichfalls eine Fülle eigenster Höhepunkte, die kein andrer wieder erreicht hat und wir können nicht sagen, daß Shakespeare größer gewesen sei als Homer, oder Goethe größer als Shakespeare. Jeder hat einen andern Gipfel erstiegen, gleich den verschiedenen Heiligen, Mystikern und Asketen. Da Gott die

Digitized by Google

persönlichste Persönlichkeit ist, dachte man sich auch die individuellste Einzelpersönlichkeit, nicht die Menschheit, als zur Gottähnlichkeit am meisten befähigt.

In der Reformationszeit trat eine neue Wendung ein, die bis zur Gegenwart führt. In und mit dem Ganzen des Volkes, in der Christenheit, in der Menschheit, sollte die gesteigerte Gottähnlichkeit des Einzelnen erstrebt werden. Den Weg dazu sah Luther im Glauben, den zwar auch die Alten gehabt hatten, der aber im Laufe der Zeit verdunkelt worden war. Der Glaube an die Gnade Gottes und die Erlösung durch Christum sollte fortan wieder wie in der Apostelzeit die Grundbedingung der wahren Gottähnlichkeit werden, und wenn auch der Einzelne sich als einen besonders starken Glaubenshelden dünken mochte, so war er es doch nur in der Gemeinde und mit der Gemeinde. Der Protestantismus hat schon aus diesem Grunde keinen Heiligenkultus und kein Klosterwesen. In dem Glauben soll sich jeder gleichsam eines Teiles der irdischen Schwere entlasten; über das Menschliche hinausstrebend, soll der Mensch in unmittelbarer Verbindung mit Gott erst zum wahren, zum gotterfüllten Menschen werden.

Anders verfuhren die philosophischen Humanisten, die den Reformatoren so fern und doch auch wieder so nahe standen. Die Weisheit des Platon und Sokrates lag ihnen näher als das Evangelium Die Philosophie befreite sich von den Banden der Scholastik. Indem der Weltweise sein eigenes Denken dachte, aus dem

Digitized by Google

Wirken und den Gesetzen des menschlichen Geistes das Wesen des Geistes überhaupt, und also auch des göttlichen zu erkennen trachtete, erhob er sich über die Schranken des irdischen Daseins; die sittlichen Gesetze erforschend, kam er zum Gebot der sittlichen That; die Menschheitsideale kunstschön darstellend, steigerte er den Menschen auch im Kunstgebilde zum Ebenbilde Gottes. Das Wahre, Gute und Schöne in seiner Harmonie ward ihm zu einer Harmonie unsres ganzen Daseins, die zwar nie voll zu erreichen war, aber doch das göttliche Ziel unsres Strebens leuchtend bezeichnete.

Der philosophische Aufschwung nahm seinen Gang durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart. Es hat vielerlei Charakterfiguren von Philosophen gegeben: aristokratisch sind sie alle gewesen, mochte der eine, Glanz, Schmuck und feine Sitte der Welt verachtend, als ein moderner Asket, sich über die Masse des unphilosophischen Volkes im Geiste erheben, der andre im Sybaritismus des raffiniertesten Geistes- und Sinnengenusses und im Spiel mit allen Eitelkeiten der Welt sich dennoch über diesen Nichtigkeiten schwebend dünken, die er genoß, indem er sie belächelte.

Die Philosophie nach allen Seiten unser Geistesleben bestrahlend, verband die verschiedensten Sphären des Wissens, sie führte auch wieder zur Religion zurück, wie uns der erhabene Charakter Imanuel Kants zeigt. Jedenfalls vollendete sich in der Doppelströmung des

Digitized by Google

religiösen Glaubens und des philosophischen Denkens mehr und mehr die moderne Thatsache, daß wir den Fortschritt zur Gottähnlichkeit nicht sowohl mehr in einzelnen überragenden Spitzen, in Virtuosen der Gottseligkeit ausgesprochen erblicken, als in dem kämpfend und ringend aufsteigenden Geiste der Menschheit. Den Armen wird das Evangelium gepredigt, auch der Kleinste hat sein Teil an dem Ebenbilde Gottes. Die verschiedensten Formen und Ziele des Ringens, wie ich sie im Vorhergehenden andeutete, sind beim einen mehr, beim andern weniger lebendig, und auch dem rohesten Menschen sollen wir nicht nachsagen, daß ihm dergleichen gänzlich fehle.

Man wird aber meinen, ich spreche da nur im Bilde und Gleichnisse, und umgehe solchergestalt große Thatsachen der neuesten Kultur, die man scharf ins Auge fassen müsse, und welche dann doch zu dem Resultate führen, daß das Wort vom Ebenbilde Gottes nur eine kindliche, vom Geiste unsrer Zeit überwundene Vorstellung sei.

Die Erwägung, daß unsre Gottähnlichkeit nicht in unserm Körper, sondern in unserm Geiste bestehe, wie ja auch nach dem Worte der Schrift Gott ein Geist ist, führte zu einer Potenzierung und zugleich zu einer Verflüchtigung der Vorstellung von Gott, zu einem bloßen Gottbegriff, einer Gottesidee, die dann zuletzt nur in unserm denkenden Geiste Realität hätte, die nicht selber eine schaffende Macht außer und über

Digitized by Google

uns wäre. Das Wort „Gott", mit welchem sich andre naivere Vorstellungen verknüpften, schien darum auch nicht mehr passend. Vor Zeiten nahm man in der gewöhnlichen Rede unsern Herrgott zu oft in den Mund. Heute suchen Viele in gewählter Sprache den Namen Gottes ganz zu vermeiden und sprechen lieber von dem Weltgeiste, der Vorsehung, der Weltordnung, dem höchsten Wesen. Allein das Wort „Gott" ist ein urdeutsches Kraftwort, welches so viel besagt und doch immer ganz besonders die höchste Persönlichkeit betont. Es ist das persönlichste Wort unsrer Sprache und hat darum keinen Artikel und keine Mehrheitsform, es ist der absoluteste Singularis. Man könnte einwenden, „die Götter" seien doch auch ein guter Plural: allein sie stammen von einem ganz andern Gotte her als von Gott. In den altbayerischen katholischen Volksschulen mußte früher der Lehrer fragen: „Wie viel sind Gott?" und das Kind antwortete: „Ein Gott in drei Personen." Denkende Schulmeister fanden, daß die Mehrheit von Gott doch eigentlich „Götter" heiße und fragten fortan: „Wie viele sind Götter?" Es wurde ihnen aber von obenher befohlen, die Götter wieder abzuschaffen und den alten Plural-Singularis herzustellen, und so fragten sie denn auch fernerhin wieder: „Wie viel sind Gott?"

Gott selber ist Unzähligen heute nur ein Luftgebilde der gläubigen Phantasie, und wäre dies auch nicht, so hat Gott nach ihrer Meinung doch jedenfalls

Digitized by Google

den Menschen nicht erschaffen, sondern der Mensch ist geworden in der fortschreitenden Veredelung tierischer Arten. Man könnte dann allerdings den seinerseits wieder fortschreitenden Entwickelungsprozeß der Menschheit auch ein Aufsteigen zu einem Urbilde nennen; dieses Urbild, der unbekannte Gott, wäre dann aber nicht vorher gewesen, sondern gestaltete sich erst in der Menschheit selber. So kämen wir zuletzt unvermerkt zu einem Pantheismus, kraft dessen Gott erst sich selbst in der Welt setzt, im menschlichen Geiste sich selber denkt und im Selbstbewußtsein der Menschheit erst zu seinem eigenen Selbstbewußtsein käme. Das wäre dann aber wieder Philosophie, die den meisten heute unbequem ist, fast so unbequem wie die Theologie.

Als echte Realisten sagen sie vielmehr: Wir erkennen nur, was auf Erden uns umgibt und mit unsern Sinnen wahrnehmbar ist, und alle unsre Gedanken und Vorstellungen laufen zuletzt doch wieder nur auf unsre sinnlichen Wahrnehmungen zurück. Auf Erden aber ist das höchste Wesen der Mensch. Von schwachen Anfängen ausgehend, schwingt er sich allmählich zur steigenden Beherrschung der Natur empor. „Nichts ist gewaltiger als der Mensch," sagte schon der antike Dichter. Der Mensch ist der einzig wahre und unbestreitbare irdische Herrgott. Freilich nicht der Einzelmensch, der für sich allein wieder schwach und klein ist, aber die Menschheit. Wir haben Schranken von Raum und Zeit besiegt, die für unbesiegbar

Digitized by Google

galten, durch die Lokomotive und den Telegraphen. Das sind nur bescheidene Anfänge; wir werden unabsehbar weiter kommen auf diesem Wege. Wir werden die Naturgewalten immer mehr beherrschen und uns dienstbar machen, das Wesen der Naturkräfte und Naturgesetze erforschen und dadurch unser eigenes Wesen unendlich heben. Was vergangene Zeiten in kindlicher Einseitigkeit als das alleinige Streben nach dem Ebenbilde Gottes darstellten, die sittliche Veredelung, die opferfreudige Menschenliebe, die Läuterung unsres eigenen Geistes im Denken, Fühlen und Wollen, bleibt uns darum unverloren, aber es bildet nur einen selbstverständlichen Teil des höheren Strebens nach Gottähnlichkeit, oder richtiger nach der Göttlichkeit des Menschengeschlechtes. Wir sind in eine neue Phase der Entwickelung getreten: durch seinen Geist beherrscht der Mensch die Natur, und in dem Menschengeiste gipfelt alles Dasein, welches uns erschlossen ist, und nur Träumer können ernstlich von Dingen reden, die unsrer Wahrnehmung unzugänglich sind. Der Glaube an den steigenden Triumph der Menschheit ist kein Glaube mehr, sondern eine Thatsache, die das alte Gleichnis vom Ebenbilde Gottes überflüssig macht, indem sie uns uns selbst als das Urbild alles Seienden erkennen läßt.

Der alte Gott bekundete seine Herrschgewalt, indem er Wunder wirkte trotz der Naturgesetze oder über die Naturgesetze hinaus; die moderne Menschheit

Digitized by Google

bekundet ihre Herrschgewalt, indem sie die Naturgesetze ergründet und solchergestalt die Naturkräfte steigend sich dienstbar macht. Und das ist zuletzt dann ein göttliches Walten und Weben in der schaffenden Menschheit.

Wenn wir nur wüßten, woher diese Naturgesetze gekommen, wie sie entstanden sind? Wir stehen da wieder vor einem ersten und letzten Rätsel, und wo wir vor einem solchen Rätsel stehen, da stehen wir allemal — vor Gott.

Genau durchdacht und weiter durchdacht ist diese ganze Gedankenkette nur der Anfang einer Kreislinie, die, von der Bestreitung eines übermenschlichen Gottes ausgehend, sich im weiten Bogen von dieser Gottesidee abwendet, um in ebenso weitem Bogen wieder zu derselben zurückzuführen.

Ueber die Gottähnlichkeit im Individuum denken gegenwärtig viele nicht sonderlich mehr nach; um so geneigter sind sie, Gottes Ebenbild in der Menschheit zu erkennen, vielleicht auch die Manifestation der selbstbewußten Weltvernunft einzig und allein in der Menschheit zu suchen. Aber die Menschheit ist etwas groß, und ein Volk, unser Volk läßt sich leichter überschauen. So hat man dann in Paris vor hundert Jahren Gott nur noch im Volke erkannt und vom Volke als Gott gesprochen, vom Peuple-Dieu. Die Worte liegen so nahe, und doch welch ungeheurer Sprung von dem Volke Gottes der alten Juden bis zu diesem Volk-Gotte der Neufranzosen!

Digitized by Google

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“

Dieser Spruch hat mit vielen andern Bibelsprüchen gemein, daß er nicht nur bedeutsam ist durch das, was er sagt, sondern mindestens ebensosehr durch das, was er nicht sagt, durch die vielen und vielerlei Gedanken und Deutungen, zu welchen er die Menschen anregte. Auf Grund dieses Spruches haben Tausende Gott gesucht, indem sie sich selbst suchten, und sich selbst, indem sie Gott suchten. Völlig hat keiner weder das eine noch das andre gefunden. Und doch erprobte sich bei allen redlich Suchenden die Kraft des Spruches; denn sich selbst in Gott suchend, fanden sie Veredelung und Erhebung, Trost und Versöhnung.

II.

Den Satz, daß Gott sich den Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen, kann man auch umkehren: Nach seinem eigenen Bilde schafft der Mensch sich seinen Gott.

Wir erkennen uns selbst als das höchste irdische Wesen, welches unsern Sinnen und unserm Verstand erreichbar ist. Wollen wir uns ein noch höheres Wesen vorstellen, so vermögen wir dies nur in einer gedachten Steigerung und Läuterung unsres eigenen Wesens.

Digitized by Google

Die alten Maler gestalteten Gott Vater als einen alten, den Sohn als einen jungen Mann, streiften dabei aber unbewußt etwas an Ketzerei. Als Servet auf dem Scheiterhaufen stand, rief er: „Christus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!" Die umstehenden calvinistischen Theologen aber korrigierten ihn und riefen ihm zornig durch die Flammen hindurch zu, er müsse rufen: „Christus, du ewiger Sohn Gottes, erbarme dich meiner!" Und es war doch so menschlich, daß sich Servet, gleich jenen frommen alten Malern, den Sohn etwas jünger gedacht hatte als den Vater!

Unser kostbarstes Gut ist unsre Persönlichkeit; darum erscheint uns Gott als die persönlichste Persönlichkeit, als die Urpersönlichkeit. Aber Gott kennt keine Schranke; wir Menschen hingegen sind beschränkt, eben weil wir persönlich sind, und sind uns unsrer Schranke nur allzusehr bewußt.

Mit diesen zwei Sätzen stehen wir vor einem Widerspruche, vor einem Rätsel, an dessen Lösung sich die Denker vergebens abgemüht haben. Sie werden sich vielleicht Gott als das All denken, das All als persönlich in Gott. Jedenfalls aber kommen sie hierbei zu einer philosophischen Konstruktion der Gottesidee, zu einem sehr philosophischen Gott, indem sie aus den Kategorien und Gesetzen des eigenen Denkens den Gedanken Gottes entwickeln. Und somit kommen auch sie über das gesteigerte Abbild ihres eigenen

Digitized by Google

Geistes ebensowenig hinaus, wie der ungelehrte Bauer, welcher sich Gott einfach als den mächtigsten, weisesten und besten Mann denkt, ohne nach weiteren Dingen zu fragen.

Ein rohes Volk macht sich Götzenbilder, in welchen sich seine eigene Roheit spiegelt; der Hellene schuf sich seine kunstverklärten Götterbilder, weil das Volk selbst kunstverklärt war, und je höher es in seiner Gesittung stieg, um so menschlich wahrer bildete es seine gemeißelten Götter. Der spiritualistische, national so fest in sich abgeschlossene Hebräer vermochte sich eben wegen dieser beiden Volkseigenschaften den unsichtbaren Jehovah doch nur als den Gott Israels zu denken, für den alle andern Völker nur Stiefkinder blieben.

Durchspähen wir die ganze Kulturgeschichte, so finden wir, daß jede höhere Kulturstufe der Völker sich ein steigend höheres Idealbild Gottes gestaltet, als gesteigertes Abbild der vorschreitenden menschlichen Gesittung.

In rohen Tagen gewaltthätigen Glaubenseifers verbrannte man Ketzer, weil man glaubte, der rächende und strafende Gott würde das gerade so machen, jedenfalls nachher die Strafe noch verdoppeln als der oberste Ketzerrichter.

Wir veredeln unsern Gott, indem wir uns selbst veredeln. Das gilt von den Völkern und Zeiten wie vom Einzelnen. Und mit der sittlichen Trübung unsrer Persönlichkeit trübt sich auch unser Gottesbegriff.

Digitized by Google

Man kann wohl feste Glaubenssätze aufstellen über die Person Gottes, und jede entwickeltere Religion thut dies. Aber diese Sätze sind nur Wegweiser; den Weg müssen wir selber unter die Füße nehmen.

Sage mir, wie du bist, und ich will dir sagen, wie dein Gott ist.

In allen diesen Thatsachen ruht ein göttlicher Segen. Indem wir danach ringen, uns Gott zu gestalten nach unserm Bilde, das heißt nach dem Ideal unsres Wesens, streben wir über uns selbst hinaus und gelangen so ein Stücklein weiter dazu, das Ebenbild Gottes in uns zu verwirklichen, — des geahnten Gottes.

Denn wenn uns Gott so ganz bekannt wäre, unsern Sinnen erfaßbar, unserm Verstand erreichbar, dann würden wir immer auf demselben Flecke stehen bleiben und also erst recht nicht Gottes Ebenbild werden.

Man hat sich früher schulmäßig viel geplagt mit einem Dutzend Beweisen für das Dasein Gottes. Die Thatsache, daß alle Völker und Zeiten Gott gesucht haben, ist der schlagendste Beweis für dieses Dasein.

Gerade weil wir das Urbild Gottes, bewußt oder unbewußt, aus uns selbst entwickeln, verkehren wir so menschlich mit Gott. Wir könnten und würden nicht zu Gott beten, wenn dem nicht so wäre, wir würden nicht auf ihn vertrauen und ihn lieben als unsern

Digitized by Google

Vater, wenn wir ihn nur in unerreichbarer Ferne, völlig fremd unserm eigenen Wesen erfaßten.

Zahllose Volksausdrücke, bald gut, bald schlecht angebracht, deuten auf diesen das Gemüt erwärmenden menschlichen Verkehr mit Gott, der nicht möglich wäre, wenn wir uns nicht als das von Gott geschaffene Ebenbild Gottes erkennten und aber auch zugleich „unsern“ Gott nach dem Bild unsres eigenen Wesens suchten und uns schüfen.

In allerlei Lebenslagen rufen wir unwillkürlich bald „Gerechter Gott!“ bald „Gnädiger Gott!“ oder „Barmherziger Gott!“ oder „Guter Gott!“ Dann wieder „Herr Gott!“ oder gar „Großer Gott in deinen sieben Reichen!“ Wir reden vom „Lieben Gott“, vom „Lieben Herrgott“, und das Volk macht selbst ein „Lieb's Herrgöttle“ daraus. Wir sagen „Grüß Gott!“ und „Vergelt's Gott!“ „Gottlob!“ und „Gott sei Dank!“ und vordem rief man dem Niesenden sogar ein „Helfgott!“ zu. Mancher flucht auch: „Straf' mich Gott!“ oder „Gott verdamm' mich!“ Das sind alles naive Aussprüche eines sehr menschlichen Verkehrs mit Gott, welch letzterer dabei mitunter nur allzu menschlich gedacht wird, so daß die fromme Redeweise in ihr Gegenteil umschlägt. Oft genug denken die Leute auch gar nicht an Gott, wenn sie solche Ausrufe in den Mund nehmen, aber Hunderttausende mußten an ihn gedacht haben, bis die Worte Gemeingut wurden. Sie bleiben gleich Sitte und Sage doch

Digitized by Google

auch heute noch eine beredte Urkunde der Auffassung Gottes im Volksgeiste.

Die Menschen haben sich aber nicht bloß Gott fort und fort nach ihrem Bilde gestaltet, sondern auch den Widerpart Gottes, den Teufel.

Es ist ein großer Unterschied, ob man sich den Teufel als eine abscheuliche Menschenfratze, pechschwarz, mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß denkt oder als die Personifikation des aufs höchste gesteigerten Prinzips der Sünde und Gottlosigkeit.

Da wir aber die Sünde nur aus uns und andern Menschen kennen, so vermögen wir uns auch den absoluten Sündengeist nur menschlich verkörpert vorzustellen. Der Teufel wurde von jeher nicht minder anthropomorphisiert wie Gott. Nur rückte er uns menschlich noch näher, weil die Schlechtigkeit individuell charakteristischer und vielgestaltiger, in ihrer Derbheit auch leichter faßbar ist, als die reine Lichtgestalt des höchsten Guten, welche nur einheitlich sein kann.

So sehr sich die Menschen darum auch früher vor der persönlichen Erscheinung des Teufels fürchteten, so verspotteten sie ihn doch zugleich als den „dummen Teufel“ — obgleich er sehr gescheit ist, als den „armen Teufel“ — obgleich er den größten Mammon hütet, als den „lahmen, den hinkenden Teufel“ — obgleich der „lüftige Teufel“ doch sehr geschwind ist, als den „geprellten Teufel“ — obgleich er weit öfter selber prellt als geprellt wird.

Digitized by Google

Der Volkshumor bemächtigte sich des Teufels, und der Teufel selbst wird zu Zeiten humoristisch; denn der Humor ist etwas so echt Menschliches. An Gott hat sich der Humor nicht herangewagt, und wir würden es Gotteslästerung nennen, wollte man sich Gott als einen Humoristen vorstellen.

Bezeichnend genug ist, daß wir dem Teufel auch allerlei Geschicklichkeit und Gewandtheit beilegen, um die ihn mancher gute Christ beneiden kann. Er ist überhaupt nicht ganz so schwarz wie er aussieht: weil kein Mensch absolut schlecht ist, so können wir uns auch von der personifizierten reinen Schlechtigkeit keine Vorstellung machen.

So unterscheidet denn unser Sprachgebrauch auch zwischen „teuflisch", was stets zu verabscheuen ist, und „verteufelt", was eine ganz wünschenswerte Eigenschaft andeuten kann. Wir sprechen von einem „verteufelt kühnen" Reiter; einen anstelligen und überall brauchbaren Burschen nennen wir einen „wahren Teufelskerl", und die Zeitgenossen Sebastian Bachs rühmten sogar des frommen Kantors „teufelmäßige Geschicklichkeit" auf der Orgel.

Etwas Rühmliches wird verteufelt, wenn es als eine ganz außerordentliche Leistung verblüfft. Nennen wir demnach unter Umständen auch etwas Gutes teufelmäßig, so werden wir doch andrerseits niemals etwas Schlechtes göttlich heißen, selbst wenn es uns noch so sehr verblüffen sollte.

Digitized by Google

Allein hier handelt es sich um volkstümliche Redeweise; der Gebildete nimmt den Teufel überhaupt nicht viel in den Mund.

In unsrer Litteratursprache dagegen ist neuerdings ein Wort sehr beliebt geworden und wird darum auch viel mißbraucht, welches gleichfalls auf den Teufel zurückweist, nur ist es griechisch und darum vornehmer wie der deutsche Teufel, der freilich seinen sprachlichen Stammbaum zuletzt auch ins griechische Lexikon hinauftreibt. Ich meine das Wort „dämonisch“.

Man spricht von einem dämonischen Genie, von einer dämonischen Musik, einer dämonischen Dichtung, und sieht in diesem Charakter etwas besonders „Faszinierendes“, „Phänomenales“, berauschend Packendes, also etwas sehr Rühmliches, weshalb auch viele Künstler das Dämonische eifrig erstreben. Die Dämonen sind das Gegenteil der Engel. Der Geschmack wechselt. Im 18. Jahrhundert pries man besonders das engelgleiche, oder wie man damals sagte, das „englische“. Der Zopfdichter besang sein „englisches Mädchen“ wohl gar in „englischen“ Versen. Unsrer Jugend wird ein dämonisches Gedicht besser gefallen, welches ein dämonisches Mädchen besingt, ja eine rechte Hexe von einem Mädchen.

Der römische Dichter sagte von den Poeten: est Deus in nobis, es ist ein Gott in uns, der uns begeistert. Das bloß Göttliche aber dünkt dem modernsten Menschen langweilig: es muß noch etwas

Digitized by Google

vom Teufel hinzukommen, um ein Kunstwerk „pikant“ zu machen. Es spielt sich so schön mit dem Teufel, den der Mensch nach seinem Ebenbilde modelt, und wenn der Dämon auch nur zur steigernden Folie des Göttlichen dienen sollte. Vorlängst nannte der enthusiastische Kunstfreund Raphaels Sixtina, Goethes Iphigenie, Mozarts Harmonien göttlich. Schade, daß sie nicht auch etwas „dämonisch“ sind; sie würden dann dem heutigen Geschlechte besser gefallen.

III.

Weil wir Gottes Ebenbild sind, darum können wir uns Gott nach unserm Bilde gestalten, so vielgestaltig als es überhaupt glaubende und denkende Menschen gibt. Der Mensch nach dem Bilde Gottes und Gott nach dem Bilde des Menschen, der Gott sucht: — das eine widerspricht nicht dem andern, denn beides entspringt aus demselben Urquell, und beides ist gleicherweise ein Zeugnis unsrer Kraft wie unsrer Schranke.

Wenn aber auch mancher seine stille Freude an dem Teuflischen in der Menschennatur hat, so will doch niemand „gottlos“ sein, weil der Sprachgebrauch dieses Wort zur Bezeichnung der sittlichen Verworfenheit stempelte. Dieser Sprachgebrauch stammt aus einer Zeit, wo man den Ungläubigen selbstverständlich

Digitized by Google

für einen schlechten Menschen hielt. Wir haben hier unterscheiden gelernt. Und auch wer sich rühmt, an keinen Gott zu glauben, will darum doch keineswegs gottlos heißen. Ja er würde uns vielleicht wegen einer Injurie verklagen, wenn wir ihn so nennten. Er selbst nennt sich einen Atheisten und das heißt doch wörtlich einen Gottlosen. Die theoretische Gottlosigkeit führt eben einen feinen griechischen Namen, die praktische einen grob deutschen. Diese Unterscheidung wäre unsern Vorfahren unverständlich gewesen. Heute sagen wir: es kann sich jemand seinen Gott hinwegphilosophieren und doch ein edler, sittlicher Mensch, also keineswegs gottlos sein. Um den Dualismus von Gott und der Welt aus der Welt zu schaffen, begnügt er sich mit dem Gott im Menschen, der ihn im Hinblick auf das Sittengesetz in der Menschenseele und auf das Walten dieses Gesetzes in der Geschichte der Menschheit doch wieder über sich selbst hinaus zu Gott emporheben müßte.

Welch ein Abgrund von Rätseln ist Gott! und welch ein Abgrund von Rätseln die Menschenseele!

Warum ich dies alles schreibe?

Aus mancherlei Gründen. Aber schon der eine Grund wäre genug, wenn ich damit zeigte, daß unser ganzes Denken und Sinnen von religiösen Vorstellungen durchwoben ist, die zum Glauben drängen und welche auch durch die schärfste und einseitigste Verstandesbildung in keinem Menschen auszurotten sind.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Christus in Kunst und Geschichte.

I.

Wir treten in eine Kunstausstellung, wo ein Gemälde von eigenartig tiefer Lichtwirkung, doch in etwas asketischen Farbentönen gehalten, unser Auge fesselt.

Ein Mann aus dem Volke — aus unserm heutigen deutschen Volke — mit fein profiliertem, blassem, durchgeistigtem Antlitz, in einem schlichten langen Rock, den man fast einen Talar nennen könnte, sitzt im Kreise von zwölf unsrer heutigen Arbeiter oder Kleinhandwerker beim Abendbrot. Die Zwölfe sind arme Leute im Gewande der Armut, wie wir es täglich sehen. Doch nein! ganz genau so sehen wir es nicht; denn es ist keine bestimmte Volkstracht, noch weniger eine städtische; es ist der Grundtypus des Rockes des armen Mannes, welcher aber doch nur unsrer Zeit angehört. Der Ausdruck der mannigfach scharf charakterisierten durcharbeiteten Köpfe, der gespannte Blick, mit welchem sie den Worten ihres Führers und Lehrers

Digitized by Google

lauschen, der feierliche Ernst, welcher über all diesen Gestalten lagert, verkündet uns etwas ganz Besonderes, Geheimnisvolles. Sie sitzen in einer schmucklosen alten deutschen Bürgerstube — Christus mit seinen Jüngern beim heiligen Abendmahle, gemalt von Fritz von Uhde.

Auf einem andern Bilde erblicken wir denselben bleichen Mann aus dem Volke, umgeben von kleinen Kindern armer Leute, wie wir sie eben aus der Schule auf die Straße laufen sahen, und im Hintergrunde steht auch der arme deutsche Schulmeister und sieht staunend, welch ein viel größerer Schulmeister auf dem altmodischen Holzstuhle vor ihm sitzt. Der bleiche Mann ist wiederum Christus, der die Kinder zu sich kommen läßt. Da es in Palästina zu Christi Zeiten ganz gewiß keine Strohstühle gab, so steht hinten in der Ecke ein Strohstuhl neben einem großen Kamin, und da man damals dort gewiß nicht unsre Glasfenster hatte, so sind die zwei Fenster durch moderne Glasscheiben mit dem richtigen Fensterkreuz geschlossen.

Wir betrachten uns noch ein drittes Bild in der neuen Pinakothek zu München. Es ist eine tiefernste Stimmungslandschaft mit zwei menschlichen Gestalten im Vordergrund. Begleitet von ihrem Manne schreitet eine Frau aus dem Volke, der man die Bürde des Leibes ansieht, welche sie trägt, eine lange, gerade, von Alleebäumen gesäumte Landstraße entlang, zu deren Seite ein schmaler Kanal fließt. Die Däm-

Digitized by Google

merung droht bald Nacht zu werden, ein echt deutscher Vorwinterabend fröstelt uns an, doch den übermüdeten Wanderern winkt in der Ferne ein kleines Bauernhaus, aus dessen Fenstern ein matter Lichtglanz durch das Dunkel schimmert. Die meisterhaft gemalte Gegend heimelt uns an: wir befinden uns im Dachauer Moose bei München, unfern der Moorkolonie Karolinenfeld. Welche Täuschung! Das Bild stellt uns ja doch Joseph und Maria dar, wie sie von Nazareth nach Bethlehem wandern zur Schatzung, die Kaiser Augustus befohlen hat (Lukas 2, 4)!

Wir trauen unsern Augen kaum. Die Vergangenheit wird zur Gegenwart gemacht, das Fremdländische zum Heimischen, nicht bloß in Tracht und Scenerie, sondern auch in Geist und Wesen der handelnden Personen. Wir suchen anfangs vergebens nach einer Erklärung solch wunderlicher Art, die Geschichte auf den Kopf zu stellen.

Zuerst kritisieren wir scharf die handgreiflichen Verkehrtheiten; sie sind so gesucht, daß sie sich unsrer Kritik ganz ungesucht aufdrängen. Kommt uns vielleicht nachher dennoch ein liebevolleres Verständnis? Wir wollen sehen.

Ohne Zweifel steckt in jenen Bildern etwas von der schweren Herzkrankheit aller gegenwärtigen Kunst, von der Originalitätssucht, an welcher neben der Malerei die Musik ganz besonders leidet. Neuheit um jeden Preis ist die Parole des Tages, und es ist

Digitized by Google

ohne Zweifel neu, wenn Maria und Joseph den Weg von Nazareth nach Bethlehem durch das Dachauer Moos nehmen. Auch die Jünger Jesu als moderne Arbeiter sind ganz gewiß etwas „Noch nicht Dagewesenes".

Sie muten zugleich jenen großen Teil unsres Publikums sympathisch an, der im Bild, im Roman und auf der Bühne täglich sehen will, wie die armen und kleinen Leute doch eigentlich die wahrhaft großen Leute sind, zur Zeit noch unterdrückt, aber nach Selbstbefreiung ringend.

Und neben dieser sozialen Tendenz mag es zugleich ein unbändiger künstlerischer Freiheitsdrang gewesen sein, der dem Maler den Pinsel führte, indem er seine Vorbilder naturalistisch frischweg von der Gasse nahm, statt sich mit kulturgeschichtlichen und örtlichen Studien zu quälen und zu lähmen.

Also wäre Uhde ein rechter Vollblutrealist? In Zeichnung und Farbe ganz gewiß. Allein im geistigen Gehalt, in den Gedanken, die er ausspricht, ist er in noch viel höherem Grade idealistisch.

Dies führt mich vom kritischen Tadel, der leicht zu finden ist, zu dem gerechten Verständnis des Gehaltes jener Bilder, welches sich nicht so leicht findet.

Bei längerem Beschauen derselben kommen wir zu der Ueberzeugung, daß der Maler weit entfernt von aller Frivolität, daß es ihm ein heiliger Ernst ist bei der Behandlung seiner heiligen Stoffe und

Digitized by Google

daß sich ein tief religiöses Gemüt in seinen Bildern ausspricht. Die wunderbaren Köpfe der Jünger beim heiligen Abendmahl werden diesen Eindruck bei jedem Beschauer machen, der sich unbefangen in dieselben vertieft.

Der Künstler wollte eine große neue Idee in seinen schon so unzähligemal von andern behandelten Stoffen verkörpern. Ich habe ihn nicht befragt, was dies für eine Idee gewesen; denn ein Kunstwerk muß durch sich selbst verständlich sein, auch ohne Kommentar des Autors. Ich suche darum den leitenden Gedanken in den Bildern selber und mache mir auch meine eigenen Gedanken über diese Bilder, wozu ich ein unbestreitbares Recht habe. Und je tiefer ich darüber nachsinne, um so mehr glaube ich in der Person Christi den Schwerpunkt der bewegenden Idee zu finden.

Stellt Uhde auch Christum als einen modernen Arbeiter oder Handwerker dar? Das thut er nicht. Sein Christus mit dem bleichen Antlitz, dem überaus fein geschnittenen Profil, dem lang herabwallenden Haar könnte ein Gelehrter oder Künstler sein. Ein Arbeiter ist er nicht; er ist eben der Prophet einer neuen Religion, die doch zugleich die urälteste. Sein Gewand, der bis zu den Füßen niederfallende, talarartige Rock stellt gar keine Zeit- oder Volkstracht dar; er ist der Typus des ureinfachsten Kleides.

Christus gehört allen Folgezeiten, ewig gegen-

Digitized by Google

wärtig lebt er überall fort im Bewußtsein der christlichen Welt. Dieser fromme Gedanke wäre dann naiv versinnbildet in seiner persönlichen Erscheinung als unsersgleichen, in unserm Volke und doch zugleich als eines wundersam fremden Gastes.

Der Christus jener Bilder, welcher den armen Leuten unsrer Zeit erscheint und sie zu sich heranzieht, ist dann aber doch nicht Jesus von Nazareth, nicht der historische Christus der Evangelien: — es ist Christus in der Weltgeschichte, es ist die Verkörperung einer ewigen Idee, die jede Zeit verschiedentlich in sich selbst erlebt und doch immer der gleichen, der Idee der — gottinnigen Humanität.

Doch die gemalte Personifikation dieser Idee wäre eine kalte allegorische Gestalt, herkömmlich, schablonenhaft, akademisch; und solche Gestalten flieht der moderne realistische Künstler wie die Pest. Der Träger jener Idee muß Natur haben, Rasse, lebendiges Leben, und das Lebendige sehen unsre Maler und Dichter bald nur noch in dem, was uns sinnlich greifbar umgibt, in der eigenen Zeit, dem eigenen Volk, dem eigenen Lande. Christus, als lebenswarmer Träger einer ewigen Idee, ist ein moderner Mensch, in Deutschland ein Deutscher, bei den Slowaken wäre er ein Slowake. Er predigt den Armen das Evangelium — unsern Armen; und zwar ist dieses Evangelium nicht das altmodisch theologische, kirchlich dogmatisierte, sondern das neue sozial-ethische. Er läßt

Digitized by Google

die Kleinen zu sich kommen und segnet die Kinder — aller Zeiten; aber für den modernsten Künstler zunächst doch nur die Kinder armer Leute unsrer Zeit.

Ich sagte vorhin, Uhde sei Realist und Idealist zugleich. Er ist letzteres in so hohem Grade, daß sein realistisch gemalter Christus doch eigentlich nur ein Bild im Bilde ist, das Sinnbild einer großen Idee. Kirchenbilder sind seine Scenen aus dem Leben Christi nicht; ob sie Bilder für das Haus werden, müssen wir abwarten; zunächst sind es überaus beachtenswerte Galleriebilder, echte Stimmungsbilder unsrer Zeit, beredte Zeugnisse für den Geist dieser Zeit, ehrlich durchgerungene Gedankenmalereien. Und als solche überragen sie mächtig tausend andre Bilder seiner Kollegen der realistischen Schule, bei denen sich der Maler etwa zum „Kunstproblem“ einen verödeten Wirtsgarten im Winter wählt, worin wir nichts als beschneite Tische und Bänke sehen, oder eine leere Dachkammer im Sommer, in welche die Sonne scheint. Wir denken dabei gar nichts weiter, weil sich auch der Künstler nichts gedacht hat; aber Uhde zwingt uns zu denken.

Nur ein Bedenken steigt uns auf, wenn wir bei Uhdes Werken die erste Verblüffung überwunden haben: geben jene Gemälde denn wirklich etwas unbedingt Neues, indem sie die Geschichte Christi in unsre Gegenwart verlegen, und bieten sie etwas „Noch nie Dagewesenes“, indem sie die persönliche Erschei-

Digitized by Google

nung Christi zu einem Rätselbild, zu einem Symbol vergeistigen? Kehren sie mit letzterem nicht vielmehr zu den naivsten Anfängen urältester Darstellungen des Heilandes zurück?

Ja und nein!

Die nähere Begründung dieser sich widersprechenden zwei kleinen Worte führt mich zu einer weiten Fernschau von Thatsachen und Gedanken. Ja, ich habe eigentlich nur darum von Uhdes Bildern geredet, um einen recht drastischen Ausgangspunkt für diese Fernschau zu gewinnen.

II.

Die Aufgabe, die Erscheinung Christi künstlerisch zu gestalten, eröffnet eine unabsehbare Kette von Fragen. Und auf keine finden wir eine vollgenügende Antwort.

Sollen wir Christus in altertümelnder Stilweise darstellen? Christus ist unser Eigen, Christus ist ewig jung.

Sollen wir uns ihn im Gewande unsrer Zeit verkörpern? Oder sollen wir ihn gegenteils als das Kind seiner Zeit und seines Landes malen? Er gehört allen Zeiten und allen Ländern.

Sollen wir Christus im Glanze der edelsten

Digitized by Google

Schönheit, in strahlender Herrlichkeit abbilden? Er trug das Leiden auch des Aermsten und Niedrigsten.

Sollen wir Christus als den Armen unter Armen gestalten? Er ist der mächtigste Herrscher, den die Weltgeschichte kennt. Nach dem Evangelium haben ihn übrigens die Reichen noch nötiger wie die Armen.

Die Kunst ist nur groß in der Schranke, für das Allumfassende versagt ihr die Sprache. Auch die größten Künstler haben immer nur ein Bruchteil Christi zu zeichnen vermocht, niemals den ganzen Christus.

Und doch war Christus ein Mensch „und an Gebärden als ein Mensch erfunden", und es drängte die wahren Künstler immer zumeist den Menschen darzustellen, das ewig Menschliche. Aber Christus war auch mehr als ein Mensch, und das ewig Göttliche in Christus bildet die Schranke für die Kunst, wie auch — für unser Denken. Je mehr die Künstler sich bemühten, dieses Göttliche in der Erscheinung Christi zu verkörpern, um so mehr wurde ihr Bild — ein Symbol, ein Sinnbild, welches Rätsel ahnen läßt, die die Kunst nicht lösen kann. Hierin liegt das Ungenügen und doch zugleich der größte Zauber der künstlerisch echtesten Christusbilder aller Zeiten.

Aber jede Zeit hat ihre besondere Symbolik, und so erscheint die Art und Weise wie ein moderner

Digitized by Google

Maler den durch alle Jahrhunderte fortlebenden Christus versinnbildet, freilich ganz anders wie die altüberlieferte.

III.

Religiöse Ereignisse längst vergangener Tage in die Gegenwart zu versetzen, ist nicht neu. Man könnte sogar sagen, Uhde, indem er dies thut, beschwört den Geist des Mittelalters wieder herauf. Nur thut er dies in seiner eigenen Weise.

Die frommen Maler und Bildschnitzer am Ausgang des Mittelalters liebten es, die Gestalten der Heiligen in der Tracht der damaligen Zeit, im modernen Gewande darzustellen.

Der heilige Georg trägt den Plattenharnisch einer Maximiliansrüstung, die er doch zur Zeit des Kaisers Diocletian schwerlich getragen hat; der heilige Dionysius, obgleich erster Bischof von Athen im apostolischen Zeitalter, zeigt sein Haupt mit einer Mitra aus den Tagen Kaiser Friedrichs III. geschmückt; die heilige Afra und die heilige Katharina von Alexandrien lebten zwar beide im vierten Jahrhundert, erscheinen jedoch als hochelegante Edelfräulein des fünfzehnten gekleidet.

Um historische Kostümtreue kümmerte man sich damals gar nicht, weil überhaupt Geschichtsstudien

Digitized by Google

den Künstlern wie der ungeheuren Mehrzahl der Gebildeten jener Zeit ganz fern lagen. Selbstverständlich kleidete daher der Künstler seine Heiligen in die Tracht, welche er vor Augen hatte: — wir nennen dies „naiv".

Bei dem großen Chore der Heiligen, die Gottes Thron umgeben, dachte der mittelalterliche Meister nicht an das Volk, sondern an die Kirche, welche schon auf Erden die höchste Aristokratie war, wie viel mehr in ihrer himmlischen Vollendung. Heilige — wenn sie nicht ausdrücklich niederen Standes oder Asketen gewesen — bildete der Künstler von Gesicht und Gestalt wie in der Kleidung so schön als möglich, das heißt vornehm, adlig, geschmückt im modernsten Geschmack. Denn naiven Menschen dünkt das Altmodische nicht schön. Da es im 15. Jahrhundert noch kein Modejournal gab, so dienen unsern heutigen Trachtenforschern die zahllosen Heiligenbilder vielfach als Modejournal jener Tage. Uns hingegen dünkt der bloße Gedanke frivol, wenn wir uns heute den heiligen Georg als Husarenoberst gemalt vorstellten, oder die heilige Afra und Katharina als Salondamen in der neuesten Toilette des Konfektionshauses Gerson in Berlin.

Nach unten dürfen wir wohl das Heilige modernisieren, aber beileibe nicht nach oben. Nicht weil ein Armer leichter in das Himmelreich kommt als ein Reicher, sondern weil die künstlerische wie die soziale Tendenz des Tages irdische Gerechtigkeit gegen die

Digitized by Google

Armen und Aermsten vor allen Dingen fordert. Wir spiegeln uns in unsrer eigenen Tugend, wenn wir die Armut schöner und darstellungswürdiger finden als den Reichtum.

Die Heiligen waren der Inbegriff des Edlen, Schönen, Herrlichen in Menschengestalt, und der alte Künstler glaubte dieses am besten auszudrücken, indem er das Schönste und Herrlichste, was ihn umgab, auf seine Heiligen übertrug: er idealisierte, indem er vornehm modernisierte. Im Gegensatz hierzu modernisieren die heutigen Maler, um durch und durch realistisch zu sein, während sich andrerseits die Romantiker aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchteten, um die Idealität der Kunst zu retten.

Ich sprach bisher von den „Heiligengestalten" der alten Künstler und hütete mich, von den „heiligen Gestalten" zu sprechen; denn dieses Wort bezeichnet einen engeren Kreis als jenes. Wohl tragen viele Heiligenbilder des 15. Jahrhunderts das Kostüm der Zeit, aber durchaus nicht alle heiligen Gestalten: Christus, die Evangelisten und Apostel bleiben strenge davon ausgenommen. Sie erscheinen vielmehr in dem überlieferten, schlicht altertümlichen, kirchlich typischen Gewande, welches auf altrömische Motive zurückdeutet, sie waren schon äußerlich dem wechselnden Zeitgeschmacke entrückt. Auch die Jungfrau Maria trägt keine reichverzierten Modekleider, sondern den schlichten Rock und Mantel, den uralten Grundtypus mittelalterlicher

Digitized by Google

Frauentracht, und über den Mantel wallt rückwärts das lange Haupthaar herab zum Zeichen der Jungfräulichkeit. Gott-Vater in irgend einem modernen Standeskleide darzustellen, wäre vollends undenkbar gewesen. Wohl unterschied man bei Christus auch kostümlich zwischen einem doppelten Stand, aber nicht im sozialen, sondern im kirchlichen Sinne des Wortes, zwischen dem Stande seines Erdenlebens und dem Stand seiner himmlischen Glorie, wo er als Weltenherrscher mit Gott-Vater in königlichem Schmucke thront. Merkwürdig ist dabei aber doch auch wieder für unser Thema, daß auf vielen deutschen Bildern Christus die deutsche Königskrone trägt, Gott-Vater die deutsch-römische Kaiserkrone.

In der Jesuiten- und Zopfzeit umkleidete man die Kultusstatuen der Jungfrau Maria, die der Bildhauer im herkömmlich einfachen Gewande gemeißelt hatte, mit wechselnden wirklichen Kleidungsstücken je nach dem Wechsel der kirchlichen Festzeiten derart, daß die heilige Jungfrau in der Karwoche ein andres Gewand hatte als zu Ostern oder Weihnachten, und in manchen Kirchen sammelte sich zuletzt eine ganze Garderobe der Mutter Gottes an.

Jedenfalls aber bleibt die Hauptsache bestehen, daß unsre Vorfahren kostümlich eine scharfe Grenzlinie zogen zwischen heiligen und heiligsten Gestalten.

Das wimmelnde Heer der ersteren, die als Menschen dem Menschen nahe standen in unzählig wechselnden

Digitized by Google

Charakteren, die auch von der Kirche erst kanonisiert worden waren, lebte fort in der Zeit und mit der Zeit. Die heiligsten Gestalten dagegen schwebten außer und über den Zeiten, sie hatten die Kirche geschaffen, von welcher sie hinterdrein nicht erst heilig gesprochen zu werden brauchten.

IV.

Die geistige Auffassung jener heiligsten Gestalten wechselte im Lauf der Jahrhunderte, weil der menschliche Geist nicht stehen bleibt und weil wir die Idee des Göttlichen um so reiner und größer erfassen, je reiner und größer wir in uns selber werden, wie sie sich umgekehrt verdunkelt, wenn es dunkler in unserm eigenen Innern wird.

Die äußere Darstellung Christi und seiner Jünger und Apostel blieb jedoch im wesentlichen die gleiche, wenn auch der Kunsthistoriker viele feine Unterschiede nachzuweisen und hiernach sogar kunstgeschichtliche Zeitbestimmungen zu ordnen vermag.

Einen bemerkenswerten Umschwung brachte die klassische Kunst der Renaissance, vorab die herrlich entwickelte Malerei der Italiener. Auf Lionardos Abendmahl oder auf Raffaels biblischen Kartons sehen wir Christus und seine Jünger in einem frei behandelten antiken Gewande, welches aus der abendländisch-

Digitized by Google

christlichen Tradition der vergangenen Jahrhunderte hervorgewachsen ist, dann aber auch typisch maßgebend blieb für die folgenden. Man übertrug dieselbe Darstellungsweise auf die Patriarchen des Alten Testaments. Michel Angelos gewaltiger Moses trägt kein orientalisches Kleid und ist in Gesicht und Gestalt nichts weniger als ein Jude. Er gehört eben wie Christus einer Welt an, die nicht von dieser Welt ist. Die Juden mochten sich ihren Moses jüdisch denken; für die Christen war er ein Vorläufer des Erlösers und gehörte wie dieser nicht einer besondern Nation an, sondern der erlösten Menschheit. Die Juden bildeten den abgeschlossensten Nationalstaat und haben ihre Nationalität so wunderbar treu bewahrt wie kein andres Volk, trotzdem leben die größten Geisteshelden des Volkes Israel als die internationalsten Charaktere im Bewußtsein aller christlichen Völker.

Solche Gedanken werden in uns angeregt durch die Betrachtung der biblischen Bilder eines Raffael und seiner italienischen Genossen, aber auch unsres Albrecht Dürer, trotzdem derselbe uns so gerne in die trauliche Innigkeit des deutschen Hauses führt. Aber seine Christusbilder, seine vier Apostel erinnern nicht an das deutsche Haus.

Indem diese Künstler das Göttliche und Heilige verkörpern wollten, griffen auch sie wie ihre Vorgänger zu den vornehmsten und schönsten Formen, sie fanden dieselben aber nicht mehr in der äußeren Erscheinung

Digitized by Google

der feinsten und vornehmsten Gesellschaft, welche sie umgab, sondern in dem Ideal der abendländischen Körperschönheit, welches die alten Griechen grundlegend gestaltet hatten, ohne daß die Fortbildung ins germanisch oder romanisch Charakteristische ausgeschlossen gewesen wäre, und in dem einfach edlen Faltenwurfe und Gewandflusse antiker Plastik. Hierdurch wurde bei Christus und seiner Umgebung der Zusammenhang mit der kirchlich altüberlieferten Darstellungsweise bewahrt und andrerseits für den weiten übrigen Kreis heiliger Personen eine Musterform gewonnen, die der nationalen Schranke und der wechselnden Mode entrückt war.

Ließen die Maler und Bildner des 16. Jahrhunderts bei den Heiligen der Legende auch noch gerne mitunter ihrer realistischen Neigung den Lauf und kleideten sie nach allerlei schönen modischen Motiven, führten namentlich die Holländer zu Rembrandts Zeit bei ihren religiösen, nicht für die Kirche, sondern für das Haus bestimmten Bildern uns noch aus dem Evangelium mitten in die holländische Bürger- und Bauernstube, so kam doch jener klassische Typus der Heiligenmalerei fortschreitend immer mehr zur allgemeinen Geltung, er verdrängte die naiv aus dem modernen Leben gegriffenen Figuren der mittelalterlichen Meister vollständig, und ich wüßte nicht, daß man im 18. Jahrhundert männliche Heilige in Allongeperücken und weibliche in Reifröcken gemalt hätte.

Digitized by Google

Die klassischen Italiener waren ohne Zweifel nicht durch theologische Gründe, sondern durch den geläuterten Schönheitssinn zu ihrem künstlerischen Heiligenideal geführt worden. Sie verallgemeinerten es, weil das Schöne einfach ist und sich darum überhaupt leichter festen und allgemeinen Formeln fügt als das Charakteristische.

Allein hiermit ist doch kein ausreichender Erklärungsgrund dafür gegeben, warum jene klassische Darstellungsweise Christi und der biblischen Gestalten mehr und mehr zur allgemein kirchlich anerkannten wurde und sich überwiegend bis auf diesen Tag behauptet hat. Denn auch der Protestant wird das Abendmahl Lionardos oder die Grablegung Raffaels oder dessen Paulus, der zu Athen predigt, oder die hehren Gestalten des Johannes, Markus, Petrus und Paulus von Albrecht Dürer gerne als kirchliche Bilder anerkennen. Zur häuslichen Erbauung nimmt er vielleicht Schnorrs auf gleichem Boden erwachsene Bilderbibel zur Hand, und will er dabei zum Aeltesten und Besten zurückgreifen, so vertieft er sich in Dürers echt evangelische Holzschnitte. Selbst die gotisierende moderne Romantik hat ihre mittelalterlichen Altarfiguren doch nur selten ganz in der naiven Weise der alten Bildschnitzer zu formen gewagt; sie glättet und verfeinert die Köpfe, verflacht die derb naturalistischen Gewandstücke und läuft solchergestalt Gefahr, Unechtes zu geben, weil sie sich der klassischen Schulung nicht ganz entziehen kann.

Digitized by Google

Das Göttliche spricht sich uns nicht im Bilde eines recht scharf und schroff durchgeführten, eines recht persönlich menschlichen Charakterkopfes aus; denn erst durch unsre Schwächen neben unsern Vorzügen, durch die Zufälligkeiten und Sonderbarkeiten unsres Wesens neben dem allgemein Gültigen, durch die Disharmonie in der Harmonie werden wir individuell. Das Göttliche ist ein Ideal der Vollendung und Harmonie, welches über jeden Einzelmenschen weit hinausgeht und dennoch keinem ganz verloren ist; denn auch der „Verlorenste" ist noch nach Gottes Ebenbild geschaffen. Dieses Urbild im Ebenbilde darzustellen, wäre dann die Aufgabe des Künstlers, der eine göttliche Erscheinung menschlich verkörpert zeigen will. Und den besten klassischen Meistern älterer und neuer Zeit gelang das auch bei ihren besten Werken in dem Sinne, daß ihre heiligen Gestalten den höchsten Adel menschlicher Natur als Symbol des Uebermenschlichen zeigen, dabei aber doch noch so viel persönliches Gepräge besitzen, daß nicht zuletzt bloß ein kaltes allegorisches Phantom übrig geblieben wäre. Etwas weiteres kann die bildende Kunst nicht leisten; sie darf aber auch nicht etwas völlig andres bieten, wenn sie mit dem religiösen Bewußtsein der Gebildeten wie der Naiv-Gesitteten im Einklang bleiben will.

Ein religiöses Bild und vollends ein Kirchenbild muß anspruchlos schön sein, nicht bloß in der Hauptsache, sondern auch in allem Nebenwerk, in der Harmonie

Digitized by Google

des Ganzen. Im reinen Aether des Göttlichen kann die Kunst nicht atmen, sie muß uns das Göttliche immer vermenschlichen; aber im reinen Aether des Schönen gibt sie dann die Ahnung des Göttlichen. Und so begreift es sich, daß höchste Kunstwerke des klassischen Schönheitsideals dauernd vorbildlich für die religiöse Kunst der neueren Zeit, wie vormals der Antike geworden sind. Kein Hellene hat die Typen seines Zeus und Apollo, seiner Here und Athene auf dem Markt und in den Gassen gesucht.

V.

Doch das alles sind altmodische Ansichten, und ganz anders wird die Sache, wenn wir uns auf modernsten Boden stellen, wenn wir den christlich religiösen Glauben aufgeben und auf der Erde nur Irdisches, in der Menschheit nur Menschliches sehen. Dann wird uns das durchgeistigte Wesen des klassischen Heiligenideales geistlos erscheinen, die Schönheit langweilig, die edle Form schablonenhaft, die Verklärung historischer Gestalten charakterlos, die ideale Wahrheit Lüge, weil wir das alles nirgends thatsächlich mit Händen greifen können.

In diesem Sinne, wenn auch nicht immer mit dieser Schroffheit, erhob sich vor Jahrzehnten eine kühne künstlerische Opposition gegen die überlieferte

Digitized by Google

kirchliche Malerei, welche zuletzt in Deutschland durch Cornelius und seine Schule einen neuen geläuterten Aufschwung genommen hatte und allerdings etwas diktatorisch herrschte.

Zuerst waren es Franzosen, denen dann auch Deutsche folgten. Die Geschichte Christi soll in ihrer strengen, herben Wahrheit dargestellt werden mit geflissentlicher Abkehr von aller Verklärung durch die fromme Sage und durch die verschönernde Kunst. Die Franzosen machten geographische Studien im Orient, um die Landschaft, ethnographische, um Rassentypen, Trachten, Wohnungen und Geräte recht naturgetreu zu zeichnen und diese Skizzen dann für die Patriarchen des Alten Testaments wie für die Gestalten des Neuen zu verwerten. Kulturgeschichtlich malerische Vorlagen aus den Jahrhunderten der Ereignisse waren leider nicht mehr vorhanden. Allein der Orient ist stabil und moderne Beduinen und Araber und rassenechte, von der Sonne Palästinas gebräunte Juden mußten doch ohne Zweifel für richtigere Muster der biblischen Helden gelten als die abendländischen, bald mehr italienischen, bald mehr deutschen oder griechischen Idealköpfe der klassischen Schule.

Christus ist ein jüdischer Rabbi, der so freie Lehren vorträgt, daß er zuletzt als Demagog angeklagt und zum Tode verurteilt wird. Er ist ein Mensch wie andre Menschen, freilich ein Genie der Religion wie kein andrer.

Digitized by Google

Auf einem höchst geistvollen Blatte von Adolf Menzel sehen wir den jugendlichen Christus im Tempel, wie er durch seine ungeahnte Weisheit die Schriftgelehrten in starres Staunen setzt. Die überaus scharf und mannigfaltig charakterisierten Köpfe der alten Juden sind bewundernswürdig. Christus selber ist, trotz des Lichtschimmers um seinen Lockenkopf, ein hübsches, gescheites Judenbübchen mit überaus klugen schwarzen Augen, welches noch von sich reden machen wird. Auch Maria, die, nach dem Sohne änstlich suchend, zur Seite hereindringt, hat eine krumme Nase; sie ist eine stattlich schöne Judenfrau.

Indem man gar zu genau historisch darstellen will, wird man mitunter gerade recht unhistorisch. Der historische Christus jener Künstler würde der Weltgeschichte keinen neuen Gang gewiesen haben; er wäre für alle Ewigkeit der mißverstandene und mißhandelte edle Judenlehrer aus der Zeit des Kaisers Tiberius geblieben.

Ich begann mit Uhdes symbolischen Christusbildern und kam zuletzt zu den kulturgeschichtlich realistischen. Beides sind scheinbar die größten Gegensätze. Uhde läßt Christum im Jahre 1890 leibhaftig auf Erden wandeln, nicht in Palästina, sondern in Sachsen oder Oberbayern, er macht die Vergangenheit zur Gegenwart, die Ferne zur Nähe, er studiert das altorientalische Volk und Land ganz und gar nicht, ja nicht einmal das neuorientalische, sondern er sucht sein Volk

Digitized by Google

auf der nächsten Gasse, seine Scenerie in unsrer nordischen Landschaft oder im Hause des deutschen armen Mannes. Die andern dagegen wollen uns zeigen, wie Christus und seine Genossen wirklich und wahrhaftig vor mehr als achtzehnhundert Jahren ausgesehen haben als echte Semiten, sie vertiefen sich demgemäß in kulturgeschichtlichen und ethnographischen Spezialismus, auf daß wir längst Vergangenes so recht greifbar noch einmal nachleben können.

Es gibt scheinbar keine größeren Gegensätze. Dort ist Christus eine moderne Idee, hier ein alter Rabbiner.

Aber bei beiden gemeinsam fragen wir zuletzt, wo denn eigentlich Christus bleibt?

Und je länger wir dieser Frage nachsinnen, um so mehr schwindet der Gegensatz jener beiden Richtungen, um so größere Gemeinschaft entdecken wir, wie denn auch schon technisch beide zu einer verbündeten modernsten Künstlergruppe zählen.

Im Kreise der streitenden religiösen Parteien unsrer Zeit werden die Freidenker in beiderlei Bildern eine drastische Illustration ihrer Ueberzeugung finden, obgleich nebenher auch ein frommes Gemüt sich durch die Uhdesche Idee des in der Gegenwart persönlich gegenwärtigen Christus religiös angeregt finden könnte, — sofern es noch einer Naivetät fähig wäre, die doch nicht mehr von dieser Zeit ist.

Digitized by Google

VI.

Die „Person Christi" hat seit bald zweitausend Jahren fortwährend zu theologischen Kämpfen, zu religiösen Parteiungen geführt, in der Auffassung der Person Christi scheidet sich der Bekenntnisgläubige vom Gefühlsgläubigen, vom Vernunftgläubigen und alle drei wieder vom Glaubenslosen, der Theolog vom Philosophen, es scheiden sich die kirchengeschichtlichen Perioden und Konfessionen, ja in feinerer Schattierung offenbaren sich geradezu zahllose Unterschiede des christlichen Glaubens, sowie wir die Frage nach der Person Christi bestimmt stellen und sowie sie der Gefragte — was schwieriger ist — ehrlich und bestimmt beantwortet.

Wir sahen dies bei der wechselnden Gestaltung des Christusbildes in der Kunst, wir würden es viel umfassender gesehen haben, wenn ich statt des kleinen und lückenhaften kunstgeschichtlichen Exkurses einen eingehenden dogmengeschichtlichen durchgeführt hätte.

Alle gemalte und gemeißelte Porträts Christi sind Phantasiebilder, deren Wert nicht darin ruht, daß sie uns das Original getreu wiedergeben, sondern daß wir in ihnen erschauen, wie sich die Menschen wechselnd dieses Original gedacht haben.

Steht es nicht ähnlich mit dem Lebensbilde Christi, welches uns aus den Evangelien entgegentritt?

Die Evangelien geben keine regelrechte Biographie

Digitized by Google

des Erlösers, sie erzählen uns von seiner äußeren Erscheinung und seinem Lebensgange weit weniger als wir wissen möchten. Bei dem dürftigsten curriculum vitae für den Personalakt eines kleinen Beamten verlangen wir heute statistische Notizen, welche die Evangelisten für den Weltheiland aufzuzeichnen vergessen haben. Methodisch geschulte wissenschaftliche Historiker sind diese Männer ganz gewiß nicht gewesen.

Und ich glaube, es ist gut, daß sie's nicht waren. Wir würden sonst über hundert kleinen Aeußerlichkeiten des Lebenslaufs ihres Meisters jenen überwältigenden Gesamteindruck des Menschensohnes verlieren, dem die Lehre That und die That Lehre war. Das Gesamtbild Jesu, wie es uns aus den Evangelien entgegenleuchtet, ist ein Idealbild, in voller Naivetät entworfen, und nur als solches besitzt es jene Wahrheit und packende Thatsächlichkeit, welche durch die Jahrhunderte nichts von ihrer überzeugenden Kraft verlieren konnte.

Die Wissenschaft hat das volle Recht, nachzuforschen, wer denn eigentlich die Evangelien geschrieben hat, wann sie geschrieben wurden, wie sie in den einzelnen Stellen zusammenstimmen und voneinander abweichen, ob es ein verlorenes Urevangelium gab, wie weit die überkommenen Texte rein erhalten oder verderbt sind, ob und inwieweit Sagenhaftes in den nüchtern thatsächlichen Bericht eingedrungen sei? So muß der gelehrte Forscher fragen und so kann auch der gläubige

Digitized by Google

Bibelleser fragen und sich bei letzterem Punkte damit trösten, daß in den Geschichtsbüchern die Sage gar manchmal eine vollgültige historische Wahrheit offenbart, und die „urkundlich beglaubigte“ Thatsache mitunter eine Lüge ist.

Wir wissen wenig von dem äußern Leben Christi, weit mehr dagegen von seiner Lehre und der Bezeugung derselben in Wandel und Wirken und von seinem Opfertode zur Erlösung der Menschheit. Hier wird „das Bild“ groß und reich, potenziert sich aber gerade auch hier erst recht als Idealbild.

Die in den Evangelien niedergelegte Lehre Christi enthält alle Grundwahrheiten des Christentums, doch so, daß sie der weiteren Ausführung, Anwendung und Erläuterung einen unabsehbaren Spielraum läßt.

Heute denkt wohl mancher, wie schön wäre es doch, wenn uns Christus eine genaue Selbstbiographie hinterlassen hätte, und ein Handbuch seiner Lehre nach Kapiteln und Paragraphen geordnet, etwa mit einem Anhang, der auch noch die christliche Kirche im Grundriß darstellte. Die Menschen hätten sich dann später nicht zerkriegt, weil der eine für christliche Wahrheit hielt, was der andre für teuflische Ketzerei erklärte, sie hätten nicht ihre Mitmenschen zur größeren Ehre Gottes eingesperrt und verbrannt, sie hätten keine neuen Dogmen zu erfinden gebraucht; und die interessanteste aber auch schwierigste theologische Disziplin, die Dogmengeschichte, würde keinem protestanti-

Digitized by Google

schen Kandidaten der Theologie Examenschmerzen bereiten.

Die Vorteile wären gewiß groß, wenn aus ihnen nicht ein Nachteil erwüchse, der sie alle aufwöge: das Christentum würde nämlich alsdann ganz gewiß die Welt nicht erobert haben; es wäre im Buchstabenglauben vertrocknet, und die theologische Wissenschaft in toter Scholastik versumpft. Christi Lehre will uns freimachen und läßt uns die Freiheit, sie aus eigener Kraft uns zu erringen und in uns durchzubilden. Sie setzt von vornherein die Mannigfaltigkeit in der Einheit.

Und so gewinnen wir auch aus Christi Lehre nur dasjenige Bild des Geistes Christi, welches wir selber zu erfassen und in uns zu erleben vermögen, jeder nach seiner Art und Kraft und jedes Jahrhundert nach der seinigen. Das gleiche Urbild bleibt aber dennoch ewig unverloren.

Jeder große Künstler, welcher der Nachwelt Werke hinterläßt, die den persönlichen Stempel seines Genius tragen und sich dauernd behaupten, lebt schon hier auf Erden ein doppeltes Leben — vor und nach dem Tode. In seinen fortwirkenden Werken wird sich das Bild seiner Persönlichkeit den Nachlebenden neu und immer reicher gestalten, zwischendurch auch verblassen und verzerren, so daß späte Geschlechter in demselben Manne oft einen ganz andern Mann erkennen und verehren, mitunter auch verkennen und befehden, als

Digitized by Google

seine Zeitgenossen. Keiner bleibt nach seinem Tode, der er war, sofern er überhaupt noch bleibt.

Shakespeare war bei Lebzeiten ein dichtender englischer Komödiant, ein im engeren Kreise allerdings geschätzter Dichter und vielleicht auch ein guter Schauspieler, der sich zwar sozial und künstlerisch über die Durchschnittshöhe seines damals noch wenig geachteten Standes erhob, in welchem aber doch noch niemand den künftigen großen internationalen Poeten der Weltlitteratur ahnte, den Dichterfürsten, dessen lange schlummernder, dann sieggewaltig hervorbrechender Einfluß erst über hundert Jahre nach seinem Tode eine neue Epoche der dramatischen Kunst bei den Deutschen und noch später selbst bei den widerstrebenden Franzosen zum Durchbruch bringen werde. Bei Lebzeiten hatte ihm die Sonne der Gunst der Königin Elisabeth ein wenig gelächelt, und mehr als zwei Jahrhunderte nach seinem Tode erscheint er selber der gebildeten Welt als die glänzendste Sonne, welche die Regierung der Königin Elisabeth bestrahlte. Dieser Shakespeare ist ohne Zweifel der nämliche Mann, wie der Schauspieler vom Globustheater, und doch ein ganz andrer, weil in seinem zweiten Leben (von 1616 bis heute) Wirkungen des Schaffens aus seinem ersten Leben (von 1564 bis 1616) hervortraten, welche den Nachlebenden ein so hochgesteigertes Bild seiner Persönlichkeit gaben, daß es ein geradezu neues wurde.

Was ist nun aber vollends Christus seit den

Digitized by Google

Tagen seines Erdenlebens den Menschen nicht alles gewesen und geworden? Sein Fortwirken zog immer weitere, ungeahnte Kreise. Wie rastlos bemühten sich erleuchtete Geister, ihn in immer neuen Phasen seines Wesens zu verstehen, und wie entsetzlich wurde er von umnachteten Geistern mißverstanden, immer ein andrer und doch immer derselbe!

Das Leben Christi nach seinem Tode — Christus in der Geschichte — ist der Inhalt einer eigenen, weit= greifenden Wissenschaft. Wir sagen auch das Leben Christi — in seiner Kirche, und der Gläubige wird dann bei diesem Worte hinzufügen, daß die Vergleichung mit dem zweiten Leben eines Shakespeare oder Homer, eines Pheidias oder Michel Angelo doch nicht passe; denn Christus lebe nicht bloß gleich jenen unsterblichen Sterblichen in seinem großen Werke fort, sondern er sei zugleich als der ewig Lebendige persönlich bei uns und in seiner Kirche bis ans Ende der Tage.

Gewiß! Allein wir müssen für unsern Zweck jeglichen Standpunkt in Betracht ziehen. Auch der Nicht= christ, auch der Jude und Heide, sofern er nur unter dem Einfluß unsrer heutigen humanen Gesittung steht und an ihren Segnungen teilnimmt, verspürt das Fortleben Christi in der Geschichte, und schaut dessen Bild in seiner Weise; denn unsre ganze Gesittung ist im Urgrund eine christliche.

Der Christus des Evangeliums offenbart sich fort und fort aufs neue als Christus in der Weltgeschichte.

Digitized by Google

Die wechselnden Bilder Christi in den Perioden der Kunst erklären sich erst durch Bilder Christi im denkenden Geiste und im gläubigen Gemüte der Nationen und Generationen. Das Bild kann auch ein Zerrbild werden, und alle diese Bilder sind zuletzt doch nur ein Gleichnis dessen, was uns zu schauen nicht vergönnt ist. In diesem Bild und Gleichnis aber enthüllt sich uns zugleich die kämpfende und arbeitende Menschheit, die sich ihren Christus frei erringen, die ihn, den Einigen, unendlich vielgestaltig, je nach Geist und Kraft, in sich selbst erleben soll.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Glauben und Wissen.

Credo ut intelligam — ich glaube, um zu erkennen — so sagte Anselm von Canterbury. Aber zur Erkenntnis kommen wir nur durch unsre Sinne und durchs Denken; der Glaube ist die innere Gewißheit dessen, was man nicht zu sehen und zu erkennen vermag.

Intelligo ut credam — ich erkenne, um zu glauben — sagte Abälard. Aber durch das denkende Erkennen kommen wir viel mehr zum Zweifeln als zum Glauben.

Und doch führt auch die Erkenntnis zum Glauben, wenn wir den Satz so stellen: Credo quia non intelligo — ich glaube, weil ich nicht erkenne.

Ein boshafter Mensch könnte frei übersetzen: „Ich glaube, weil ich zu dumm bin zum Denken." So ist die Sache aber nicht gemeint. Bei der Grenze der Erkenntnis beginnt das Reich des Glaubens. Also führt uns doch auch das Denken zum Glauben, denn je weiter wir die Herrschaft der Erkenntnis auszu-

Digitized by Google

dehnen streben — und wir können dies niemals genug thun — um so tiefer werden wir uns der Schranken unsrer Erkenntnis bewußt, um so notwendiger wird uns der Glaube erscheinen. Glaube und Wissen bewegen sich getrennt; in den letzten Resultaten unsrer sittlichen Veredlung greifen sie dann doch harmonisch zusammen.

Das Reich des Glaubens war auf früheren Kulturstufen unermeßlich groß, das Reich des Wissens sehr klein. Der Glaube, so scheint es, gehört den Kinderjahren der Menschheit, das Wissen den Mannesjahren. Nicht das Wissen drängt uns zum Glauben, sondern das Nichtwissen. Wenn wir darum einmal alles wissen, dann brauchen wir gar nichts mehr zu glauben. Ob diese Zeit für die irdische Menschheit kommen wird und wann sie kommen wird? Wer sie erwartet, und wäre es auch erst nach Millionen Jahren, der muß — einen starken Glauben haben.

Ein vollendeter Einfaltspinsel weiß nichts und denkt nicht einmal daran, daß er nichts weiß. Wer dagegen recht viel weiß, der wird sich steigend seiner Unwissenheit bewußt. Je weiter die Wissenschaft vorbringt, um so unabsehbarer breiten sich neue, noch nicht eroberte Wissensgebiete gerade vor den erleuchtetsten Köpfen aus. Die Wissenschaft wird nie fertig, und darum wird auch der Glaube niemals überflüssig.

Ein ausgezeichneter Chemiker, stolz auf seine

Digitized by Google

Wissenschaft, sagte mir einmal mit wahrer Siegesfreude, in absehbarer Zeit werde die analytische Chemie alle ihre Aufgaben gelöst haben, sie werde fertig geworden sein. Ich denke viel größer von der analytischen Chemie, obgleich ich nichts von ihr verstehe: wenn sie einmal alle Stoffe analysiert hat, dann wird sie in höherer Analyse wieder von vorn anfangen, gerade so wie die klassische Philologie, welche zeitweilig auch schon ihren eng begrenzten, abgeschlossenen Stoff erschöpft zu haben schien und doch nicht erschöpft hat.

Es ist eine ebenso arge Ketzerei, zu behaupten, daß die Wissenschaft jemals fertig, als daß der Glaube jemals überflüssig werde.

Unsre mächtig arbeitende Wissenschaft beschäftigt sich erfolgreich überwiegend mit den kleineren, nächstliegenden Aufgaben. Die letzten und größten Fragen, aus welchem Grund zum Beispiel die Welt und wir selbst entstanden und zu welchem Ziel und Zweck wir selbst und die Welt vorhanden seien, vermögen wir heute genau so vollständig und überzeugend wissenschaftlich zu beantworten, wie vor Jahrtausenden, — das heißt gar nicht.

Darum schrieb ich anderswo: „Am Anfang aller Dinge steht ein Rätsel und am Ende aller Dinge ein Geheimnis; uns Menschen, in die dämmernde Mitte gestellt, bleibt nichts übrig als frohgemut zu leben und zu schaffen, in dem festen Glauben, daß Gottes

Digitized by Google

Weisheit Anfang und Ende zum besten Ziele verbinden werde, — Gottes Weisheit ohne Anfang und Ende."

Von gebildeten Leuten hört man heute wohl das Bekenntnis, daß sie gar nichts glauben und sich mit dem Wissen begnügen. Umgekehrt wird dagegen kaum jemand sagen, er wisse gar nichts und lebe bloß im Glauben. Ein solches Wort könnten wir höchstens einem asketischen Einsiedler des Mittelalters in den Mund legen, der zur leiblichen Kasteiung eine noch vollendetere Kasteiung des Geistes anstrebte. In Wahrheit gibt es weder ein vollkommen glaubensloses Wissen, noch einen vollkommen wissenslosen Glauben. Denn weder der Glaube noch das Wissen sind nur ein bloßer Notbehelf, sondern beide gehören zum ganzen Menschen.

Denken wir uns das Kühnste, denken wir, die Wissenschaft sei zur vollen Erkenntnis alles Seins und Wesens hindurchgedrungen, sie habe alle Rätsel gelöst, und wir begriffen vollkommen klar, was wir selbst sind und was die ganze Welt ist, dann würde der harmonische Mensch neben allem Denken, Erkennen und Wissen dennoch des Gemütes, der gläubigen Hingabe an Gott und die Menschen, des Liebens und Hoffens, der künstlerisch gestaltenden und empfangenden Phantasie und der sittlichen Begeisterung nicht entbehren können. Und wenn er dies könnte und wollte, dann wäre er eben ein poesieloses und also recht un-

Digitized by Google

persönliches Wesen und stünde trotz aller Verstandes-erleuchtung und aller Wissenschaft doch tiefer, als heute wir armen halbwissenden Menschlein, die wir ein Größeres, die Totalität des Menschentums unser eigen nennen.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Die Sphinx der Mystik.

In aller Religion sitzt ein Stück Mystik; wacht sie nicht, so schlummert sie darin.

Denn der Gläubige strebt, sich eins zu fühlen, eins zu werden mit Gott, er sucht Gott, dessen Wesen er nicht vollauf zu erkennen, nicht zu durchschauen vermag, wenigstens zu schauen, — im Bilde, in der Phantasie, in der Vorstellung. Er versenkt sich in Gott und Gott versenkt sich in ihn; darum grenzt jede Mystik an den Pantheismus. Das „Schauen" Gottes ist aber doch nur das Ahnen eines unergründlichen Geheimnisses. Und wenn wir glauben, daß uns durch solches ahnende Selbstversenken in Gott wenigstens ein kleiner Teil jenes Geheimnisses entschleiert werde, so wird dieser Gewinn doch zunächst nur ein ganz persönlicher Besitz sein. Der Mystiker will wohl seine Persönlichkeit aufgehen lassen in Gott; allein die Art, wie sich jenes Aufgehen vollzieht und Ziel und Grenze desselben bleibt immer höchst persönlich. Alle Mystik ist subjektiv. Ueberreizt und überschlägt sie sich in

Digitized by Google

ihrem Subjektivismus, so führt sie zu toller Schwärmerei, zu Verzückungen, Visionen und Hallucinationen, zuletzt wohl gar zu religiösem Wahnsinn. Der einseitige Rationalist kann vor lauter Objektivität des bloß Verständigen Herz und Gemüt verlieren, der extreme Mystiker vor lauter Subjektivität des Gemütes den Verstand. Darum ist es gut, wenn wir allezeit Verstand und Gemüt zu harmonisch gleicher Kraft entwickeln, damit wir beides sicher behalten.

Jeder religiöse Glaube ist mehr oder minder mystisch, wäre er dies nicht, so würde er sich in reines Erkennen umsetzen, und also nicht mehr Glaube sein. Alle Mystik würde erst verschwinden, wenn alle Religion aus der Menschheit verschwunden wäre.

Es bliebe jedoch selbst dann noch eine — scheinbar — rein menschliche Mystik übrig, wie etwa die Mystik der Liebe und Freundschaft. Oder ist das rätselhafte Sichfinden zweier Herzen, das Sichversenken von Geist in Geist und Gemüt in Gemüt nicht auch mystisch? ein Geheimnis des ahnenden Schauens, dem Gedanken fern stehn? Allein jede wahre Menschenliebe bleibt doch nur ein Abglanz der Gottesliebe, und das Opfer unsrer selbst, welches wir geliebtesten Menschen darbringen, entspricht dem Selbstopfer, durch welches wir in Gott aufzugehen trachten.

Diesen Gedanken hat Friedrich Rückert so schön gesungen in seiner freien Verdeutschung der Verse des Persers Dschelaleddin-Rumi:

Digitized by Google

„Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod;
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot:
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es sei vom Tod bedroht,
Denn wenn die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot:
Du laß ihn sterben in den Tod
Und atme frei im Morgenrot!"

Wie der persische mystische Dichter des 13. Jahrhunderts den gemeinsamen Urgrund der Menschenliebe und Gottesliebe sang, so thaten dies auch deutsche Mystiker des 14., und ihre Prosa steigerte sich dabei zur glühenden Poesie. Heinrich Suso, „Amandus" genannt, wurde der innige Minnesänger der heiligen Liebe, und Johannes Ruysbroek, der „Doctor ecstaticus", steigerte seine Minne zur heiligen Liebesraserei, durch welche wir zum höheren Leben hindurchgehen sollen, „wo der Mensch, von allen Bildern und Hüllen des eigenen Daseins erlöst, im unerschöpflichen Abgrunde der göttlichen Liebe versinkt".

All unsre irdische Liebe ist im höchsten Grade subjektiv, und die mystische Gottesliebe ist es ebenso — wie alle Mystik.

Die alten Mystiker waren sehr fromme Leute und wollten nicht an den Kirchenglauben tasten, sie kamen aber doch in Konflikt mit den Hütern dieses Glaubens, und manche der Edelsten unter ihnen, wie Eckardt

Digitized by Google

und Tauler, verfielen im Leben oder nach dem Tode dem Bann.

Die Furcht, daß die Mystik zuletzt ebensogut wie der Rationalismus den dogmatischen Kirchenglauben in subjektiver Deutung verflüchtige, war zu allen Zeiten wach. So wurden die Orthodoxen — vormals wie heute — die geschworenen Gegner der Mystiker. Und doch kann die Orthodoxie der Mystik gar nicht entbehren, und ihr Bekenntnis wird ohne ein gutes Stück Mystik lediglich zum toten Wortglauben.

Zwar werden sich die heutigen Orthodoxen weniger vor der Verflüchtigung des Glaubens durch die Mystiker fürchten als vor der Auflösung des Glaubens durch die Ungläubigen, welche gleicherweise die Mystik verspotten und den Dogmenglauben befehden. Allein bei zahlreichen christlichen Sekten, wie bei zahllosen Individuen überwuchert doch auch heute noch der mystische Geist; nur tritt er weniger ans Licht und führt nicht zu geschlossenen theologischen und philosophischen Parteien wie in früheren Tagen. Die jetzt herrschende exakte Natur- und Geschichtsforschung sieht in den alten kulturgeschichtlichen Epochen der Mystik ja doch nur mehr oder minder geniale Verirrungen des Menschengeistes, der die klaren Gedanken in dunklen Bildern und phantastischen Vorstellungen erstickte und Geheimnisse durch Geheimnisse zu entschleiern trachtete.

Um der subjektiven Willkür der Mystik ebenso fest wie dem Unglauben eine Schranke zu setzen, fordert

Digitized by Google

der Orthodoxe das wörtliche Bekenntnis von Glaubenssymbolen. Es gibt aber kein solches Symbol und überhaupt kein Dogma, dessen rein verstandesmäßige Erfassung dem Orthodoxen genügen würde. Der „Glaube" und zwar der Glaube, den wir in uns selbst erleben und erringen, muß hinzukommen, und in diesem Glauben steckt immer ein Stück subjektivster Mystik, welches sich ein jeder selbst macht.

Das Vaterunser zeichnet sich durch die Klarheit und Faßlichkeit eines jeglichen Satzes in wunderbarer Weise aus, und der Rationalist kann es ebensogut sprechen wie der Supranaturalist. Aber ein jeder denkt sich doch bei jedem Satze etwas andres, nicht nur nach seiner sittlichen und intellektuellen Bildung, sondern auch nach den Umständen, unter welchen er es spricht. Ich greife die Bitte heraus: „zu uns komme dein Reich". Denke ich mir das Reich Gottes auf Erden als die höchste Entfaltung der Sittlichkeit und Tugend, der Gerechtigkeit, des Friedens und der Versöhnung, also als die höchste Blüte der Humanität bei der ganzen Menschheit, — so ist dieses Reich zur Zeit zwar auch nur ein schöner Traum, allein der Traum eines Mystikers ist es nicht, und es wird diese rationalistische Deutung des Wortes Jesu den strenggläubigen Theologen auch ganz und gar nicht genügen. Sie werden sich das Reich Gottes auf Erden vielmehr als den allgemeinen Triumph der christlichen Kirche denken, als die vollendete Erlösung der sündigen Mensch-

Digitized by Google

heit durch den Opfertod des Gottessohnes, eine Erlösung, die sich in uns nur vollziehen kann durch den Glauben an Christum und die Gnade des dreieinigen Gottes. Fast jedes Wort ist hier aber ein dem Verstande unfaßbares Mysterium, ein Rätsel, welches man durch Rätsel zu lösen versucht. Das einfachste, so echt menschliche und eben darum so göttliche Gebet, das Vaterunser, so wunderbar ausgezeichnet durch seine Klarheit und Faßlichkeit, drängt uns sofort zu einem Blick in die Tiefen der Mystik, sowie wir nicht bloß seine Worte plappern. Und jedes Blatt des Neuen Testamentes thut das nämliche, an dessen Ende ein nicht nur durch und durch mystisches, sondern übermystisches Buch steht. Die „Offenbarung Johannis" bietet der Dogmenbildung und Dogmendiktatur nur vereinzelte Anhaltspunkte, dem subjektiven Mystizismus unzählige.

Wir stehen vor einem merkwürdigen Kreislauf, der sich in der Kirchengeschichte schon mehrmals wiederholt hat.

Um willkürliche Deutungen der religiösen Grundwahrheiten zu verhindern, bindet die Kirche oder ihre gelehrten Diener die Auslegung der Religionsurkunden in Dogmen, die man zwar wohl bekräftigen und erklären, nicht aber voraussetzungslos prüfen, also auch möglicherweise kritisch verneinen soll. Dies ist die Methode der Scholastik, die notwendig zuletzt in ihren Formeln erstarren muß. Nun aber regt sich das Herz

Digitized by Google

und Gemüt, die Phantasie, die dichterische und theosophische Gestaltungskraft, das geistige Schauen der Glaubensdurstigen; sie empören sich gegen den Zwang des Formenkrams, ohne im mindesten die Glaubensgrundlagen antasten zu wollen: — es erscheint die Mystik auf dem Kampfplatze, sieggewaltig wie alles Neue, Jugendliche, Begeisterte und Begeisternde. Kraft des Rechtes der freien gläubigen Subjektivität erfüllt sie die Glaubenssätze mit neuer, oft übersinniger, einseitiger, gewaltsamer, unklarer und doch bestrickender und zündender Deutung. Hat sie aber ihr Werk gethan, hat sie das erstarrte religiöse Leben eines Volkes zu ungeahnt leidenschaftlicher Ermannung aufgerüttelt, dann kommen die Schwarmgeister und Chiliasten, die Sondertümler und Phantasten; die Mystiker erschrecken vor den Geistern, die sie entfesselt haben, und suchen nun ihre eigene Lehre wieder dogmatisch zu festigen und scholastisch zu erweisen, sie werden Orthodoxe eines neuen Stils, und der Kreislauf fängt wieder von vorne an.

Das scheint sehr traurig, und dieser Kreislauf gäbe einem Pessimisten wohl Stoff zu den schönsten tiefsinnig düsteren Betrachtungen über die armselige Menschheit, die sich hier wie anderswo rastlos im Kreise dreht, um auf dem alten Flecke stehen zu bleiben.

Ja! wenn es ein reiner Kreislauf wäre. Es ist jedoch vielmehr ein Aufsteigen im Bilde der Spirallinie, die bei jeder Kurve scheinbar wie im Kreise zum

Digitized by Google

Anfange zurückkehrt, in der That aber jedesmal diesen Anfang auf einer höheren Stufe findet.

Die Geschichte der Reformation Luthers gibt uns hiervon das packendste Bild. Die Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts waren Luthers Vorläufer, der sich an den Schriften Taulers und des ungenannten „Deutschen Theologen“ erbaute und stärkte. Den Weg zum Reformator hat Luther in dem begeisterten Erfassen der Augustinischen Lehre von Sünde, Gnade und Erlösung gefunden. Er ging hier noch über die alten Mystiker hinaus, die in dem Menschen einen Teil des göttlichen Wesens erkannten und sah vielmehr die tiefe Kluft zwischen Gott und dem Menschen, die nur durch Gottes Gnade im Glauben an Christum überbrückt werden könne. Gott steht ihm als das höchst persönliche Wesen gegenüber, welches er in unmittelbarster Nähe schaut, welches er mit seinen Gebeten bestürmt, und doch lugt zugleich ein pantheistischer Zug aus den Schriften seiner mystischen Periode, wie aus den Schriften fast aller Mystiker.

Durch seine religiöse Mystik fand Luther erst sich selbst und wurde innerlich frei, obgleich er gerade durch sie die Freiheit des menschlichen Willens theoretisch so sehr beschränkte.

Luthers mystische Glaubenslehre bildet den Ausgang seiner „befreienden“ — andre sagen seiner „revolutionären“ — Epoche. Ohne diese Mystik wäre er bei der überlieferten Scholastik stehen geblieben und

Digitized by Google

kein Reformator geworden. Die Zeit bedurfte solcher Kühnheit und Schroffheit eines tief mystischen Glaubens, der in andern Zeitläuften abgeschreckt haben würde und auch heute noch viele abschreckt. Auch in Luthers Tagen faßten gewiß Tausende seiner Anhänger den mystischen Kern seiner Lehre nicht, die doch von der sturmesgewaltigen Macht seiner Persönlichkeit fortgerissen wurden, zumal als sich dann der Kampf gegen die kirchlichen Mißbräuche und das erstarrte Kirchentum hinzugesellte. So konnte die mystische Periode des Reformators zugleich zur befreienden werden.

Gleich wunderbar ergab sich dann auch der Bund des in sein Gottesschauen und die düstere Erkenntnis der menschlichen Erlösungsunfähigkeit versunkenen Mönches mit dem Humanismus, der die sonnige, rein menschliche Herrlichkeit des antiken Geistes wieder aufleuchten ließ und in den Schätzen von Hellas und Rom schwelgte. Wäre Luther der einseitige Glaubensprediger geblieben, so würde er vielleicht das Schicksal Savonarolas geteilt haben; wäre er der einseitige Humanist geworden, so würde er nicht über Erasmus hinausgekommen sein, ja er hätte es wohl kaum so weit gebracht wie dieser feine Kopf. Luther nahm Partei für die Humanisten, weil sie die Gegner seiner Gegner waren, nicht minder jedoch, weil er, der Mann des „Wortes", das sie „stahn lassen sollten", die Sprachen hoch schätzen mußte, ohne die wir „das Evangelium nicht wohl werden erhalten können", wie er in seinem

Digitized by Google

„Sendschreiben an die Ratsherren in deutschen Landen“ so beredt dargelegt hat.

Die Sprache ist die klarste Kundgebung des denkenden Menschengeistes. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade die deutschen Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts, die man so gern für höchst unklare Köpfe hält, die deutsche Prosa epochemachend ausgebildet und für den Ausdruck unsers Gedankenreichtums erst voll befähigt haben, und daß Luthers noch weit bahnbrechendere Sprachgewalt doch in den poetischen Tiefen seines mystischen Schauens ihre breitesten Wurzeln schlug? Luther war ein geborener Germanist, ein geborener Humanist war er nicht, sondern ein gelernter. Der geborene Humanist war vielmehr sein Freund Melanchthon, eine weit rationalistischer veranlagte Natur. Und doch ergänzten sich beide so harmonisch, im friedlichen Zusammenwirken wie in der Fehde.

Luther war durch die Mystik zur befreienden That gekommen, die sich äußerlich im Kampfe gegen Ablaß und Papsttum kundgab, unendlich tiefer, innerlicher und positiver jedoch in seinen großen Gedanken vom allgemeinen Priestertum aller gläubigen Christen, vom Rechte der Gemeinde gegenüber dem Priester, als ihrem Diener, von der Freiheit des Glaubens, über den nur Gott urteilen und den kein Mensch gebieten oder verbieten kann.

Von 1520, wo Luther solche Sätze in seiner

Digitized by Google

klassischen Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" verkündet hatte, bis zum Bauernkriege (1525) ist nur eine kurze Spanne Zeit; — freilich eine ereignisvolle und schwer bewegte. In ihr vollzog sich Luthers Uebergang von der freien und befreienden mystischen Periode zur dogmenbildenden. Nicht als ob fortan Eines ausschließend neben dem Andern stände oder vorher gestanden hätte: beides war und blieb ineinander vorhanden. Allein die theologische Festsetzung des Lehrbegriffs gewann doch jetzt die Oberhand: die neue Kirchenordnung, der Katechismus, die Glaubensurkunden der symbolischen Bücher erschienen. Die subjektive Mystik krystallisierte sich zu einer neuen Orthodoxie, die freilich erst nach Luthers Tode ihr schärfstes Gepräge erhalten sollte. Aber schon bei Luthers Lebzeiten gestaltete sich dann auch weiter in der neuen Kirchenordnung ein neues Kirchenregiment, und der Pfarrer übernahm die Herrschaft, die dem Priester entrissen worden war. Er hat sie in dem Jahrhundert nach Luthers Tode oft nicht minder diktatorisch gehandhabt als sein katholischer Amtsbruder.

Das ist der Kreislauf, der sich schon oft in der Kirchengeschichte vollzogen hat, der sich auch heute noch vollzieht, den aber auch Luther in sich selbst durchgemacht hat auf den verschiedenen Lebensstufen.

Und seitdem haben die Protestanten von allerlei Art und Farbe bald den einen bald den andern Luther besonders verherrlicht oder getadelt, je nach dem

Digitized by Google

Standpunkte, welchen sie selber einnahmen. Allein auch hier entscheidet das Ganze, und die wenigsten Menschen besitzen den freien Blick, ein Ganzes vorurteilslos zu würdigen. So ward denn Luther — von dem Zerrbilde, welches ausgesprochene Gegner zeichneten, ganz zu schweigen — bald als Glaubensheld, bald als Schwärmer, als Befreier oder Revolutionär, als tiefdenkender Theolog oder als Begründer einer neuen dogmatischen Scholastik, die um kein Haar besser sei denn die alte, als der Wiederhersteller der apostolischen Kirche oder als ein neuer Papst gefaßt. In der That steckt in Luther etwas von alle dem. Und gerade dies bedingt seine Größe und seine durch die Jahrhunderte fortwirkende Macht. Ein ganz einseitiger Mensch kann manchmal eine große Bresche in die Zustände des öffentlichen Lebens legen, weil er mit dem Kopf durch die Wand rennt, denn die beschränktesten Menschen haben oft die härtesten Köpfe und sind die unbeugsamsten, weil eigensinnigsten Charaktere. Doch eine dauernd fruchtbare Neuschöpfung wird ein solcher Eisenkopf nicht begründen. Luther wirkte dauernd schöpferisch, weil er gleich reich in seiner Vielseitigkeit wie stark in seiner Einseitigkeit war. Das deutsche Volk erkannte in ihm den echten Deutschen, weil sich die verschiedensten, auch widersprechenden, Züge deutschen Wesens in seiner Erscheinung als in einem Gesamtbilde verkörperten. Hätte er nicht die Glaubenskraft mit wissenschaftlichem Forschen, künstlerischem Ge-

Digitized by Google

stalten und dem Feldherrntalent des Ordners, Leiters und Streiters verbunden, so wäre er eben kein Luther geworden. Einseitige Naturen können Großes leisten, aber nur universale Naturen können groß sein.

Wie in Luthers Lehre die Grundlagen der weiteren protestantischen Entwickelung gegeben sind, so umschließt sein Leben in seinen vier gegensätzlichen und doch enge verbundenen Perioden vorbildlich jenen scheinbaren Kreislauf, den nicht bloß die theologischen Parteien sondern auch das religiöse Volksleben weiterhin durchgemacht hat und durchmachen wird und der doch ein höheres Aufsteigen in sich schließt, wofern wir nicht bloß auf den rasch versinkenden Tag blicken, welchen wir „Gegenwart" nennen, sondern von der Warte der Geschichte auf den Gang der Jahrhunderte.

Ich kehre noch einmal zur religiösen Mystik zurück.

Sie liegt unsrer Zeit sehr ferne. Zwei schroff feindselige Richtungen haben es gegenwärtig zu weittragender und gefesteter Herrschaft gebracht, sie befehden sich und verlangen von jedem, der seine eigenen Wege gehen möchte, daß er ihnen folge. Auf der einen Seite steht die protestantische Orthodoxie und der katholische Ultramontanismus, auf der andern die laute Verneinung alles religiösen Glaubens und der Ansturm gegen alles Kirchentum. Dazwischen gibt es freilich noch zahlreiche größere und kleinere Sondergruppen von mystischer und pietistischer, philosophischer und rationalistischer, träumerischer und aufgeklärter

Digitized by Google

Art und dazu vor allem ein unabsehbares religiöses Philistertum, welches gleichgültig und neutral dahin lebt und Gott einen guten Mann sein läßt. Aber keine von allen diesen letzteren Gruppen führt das große Wort, und nur die beiden erstgenannten Parteien streiten sich mit realer Macht um die Herrschaft. Sie können dies um so energischer, wenn sie in Allianz mit politischen und sozialen Parteien treten, wo sie als wohlgeschulte und schlagfertige Bundesgenossen willkommen sind, während unsre Politiker den religiösen Individualismus nicht brauchen können.

Er wird scheinbar erdrückt von den beiden herrschenden Richtungen, bleibt aber doch lebendig, und die eine oder andre seiner vorgedachten Sondergruppen wird wieder zu maßgebendem Einfluß aufsteigen, wann ihre Zeit gekommen ist.

Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Rationalismus allmächtig war, dachte kein Mensch, daß im Anfang des neunzehnten die Romantik in Religion, Kunst und Wissenschaft ihr Haupt wieder erheben und sich mit religionsphilosophischer Spekulation und theosophischer Mystik verbinden werde, um der Orthodoxie aufs neue die Bahn zu ebnen. Und doch ist es also geschehen.

Freimaurerei und Illuminatentum erwuchsen auf rationalistischem Boden, sie strebten zum Licht, indem sie die Humanität an die Stelle der Religion setzen wollten, aber sie konnten des Zaubers des Geheimnisses,

Digitized by Google

des Helldunkels mystischer Symbole doch nicht entbehren, ja sie übten gerade hierdurch eine besondere Anziehungskraft auf eine Zeit, die sich so stolz in ihrer tageshellen Aufklärung fühlte.

Es scheint, auch der klarste Kopf bedarf doch immer ein kleines Stück Mystik zum Hausgebrauch, weil die ganze Welt zuletzt ein großes Mysterium ist. Und je klarer er denkt, um so gründlicher wird er dies erkennen.

In Träumen zu leben, ist thöricht, — in sinnlichen Bildern der Gottesliebe zu schwelgen, abgeschmackt, — die Thatsachen und Gesetze der Natur zu übersehen, unvernünftig, — Erleuchtung zu suchen, indem man ins Dunkel flieht, lächerlich, — täglich in Verzückungen zu fallen, ungesund, — und wer sich wegen all dieses gescheiter dünkt als andre Menschen, der ist gerade erst recht ein Narr.

Es gibt und gab solche Käuze, und viele aufgeklärte Biedermänner meinen heutzutage, genau so sehe ein Mystiker aus. Allein Bernhard von Clairvaux und Hugo von Sankt Viktor, Eckhardt und Tauler, Dante und Luther, Jakob Böhme und Angelus Silesius haben doch nicht ganz so ausgesehen und sind doch alle miteinander ganze oder halbe Mystiker gewesen. Sie ahnten Gott im Menschen und Gott in der Welt, sie schauten Gott in Bildern und Gleichnissen und schöpften dann — jeglicher in seiner Art — die Kraft des Glaubens, die Glut der Nächsten-

Digitized by Google

liebe, die Begeisterung zur sittlichen That und die Hoffnung der Erlösung aus diesem Ahnen und Schauen.

Die Gegenwart rühmt sich besonders ihres Realismus, und der Realist hat kein Organ für die Mystik. Allein die Menschen sind nicht bloß real mit Haut und Haaren, mit Schuhen und Strümpfen; auch das religiöse Bedürfnis, das Aufringen zu Gott bleibt ewig real im Menschengeiste. Und so ist auch unsrer Zeit die Mystik unverloren.

In jeder Religion sitzt ein Stück Mystik; wacht sie nicht, so schlummert sie darin, — um wieder zu erwachen.

Es gibt zwei grundverschiedene Sphinxe: eine ägyptische und eine griechische.

Die ägyptische Sphinx ist ein friedsames Halbwesen, halb Mensch halb Löwe. Sie ruht vor den Tempeln und Königsgräbern, und der Schauer der Nähe Gottes und — des Todes ergreift uns, wenn wir uns zwischen ganzen Reihen solcher Sphinxe dem Heiligtum nahen. Sie erscheinen uns als Symbole der stillen, beschaulichen sich in sich selbst und in Gott versenkenden Mystik, und da wir uns letztere so gern im traumhaften Dämmerlichte vorstellen, so denken wir nicht daran, daß die alten Aegypter jene Sphinxe als Sinnbilder des hell leuchtenden Sonnengottes faßten.

Digitized by Google

Von ganz andrer Art war die griechische Sphinx, dämonischen Ursprungs, die Tochter eines riesigen Ungeheuers und einer Schlange, die Schwester des Höllenhundes, der Nacht des Tartarus viel mehr zugewandt als dem Sonnenlichte, tückisch, grausam, gewaltthätig. Sie gab denen, welche sich ihr nahten ein kindlich harmloses Rätsel auf und tötete, wer dasselbe nicht lösen konnte, bis sie an Oedipus ihren Meister fand. So wird auch sie ein Symbol der Mystik; aber nicht der fromm beschaulichen, sondern der revolutionären, herrschsüchtigen und zerstörenden, die vulkanisch hervorbricht, wo sich die religiöse Selbstvertiefung zu wahnsinnig fanatischer Leidenschaft entflammt.

Indem man später die Sphinx zum bloßen Redebild stempelte, ging man über die Felsenruhe der ägyptischen hinaus und vergaß die Grausamkeit der griechischen. Die Sphinx der Mystik gibt uns Rätsel auf, die wir nicht lösen können, aber selbst der mißlungene Versuch der Lösung vertieft unser Denken und Sinnen und ein Rätsel erzeugt hundert neue, so daß wir doch zuletzt schwindelnd in den Abgrund stürzen würden, wenn wir nicht Einhalt finden im klaren Denken und Halt im schlichtesten festen Glauben.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Weltfreudiger Glaube.

Wer wahrhaft fromm, dem ist das Leben nicht Leiden und die Erde kein Jammerthal.

Der religiöse Glaube versöhnt uns mit Gott und der Natur, mit den Menschen und uns selbst, er soll uns wie der Ring in Lessings Nathan nicht bloß vor Gott, sondern auch vor den Menschen „angenehm machen".

Wir glauben an eine Harmonie der göttlichen Weltordnung, die wir nur zum kleinsten Teil begreifen. Wir glauben, daß die Gesetze alles Seienden die einzig notwendigen und also auch die denkbar besten sind und schöpfen aus dieser Ueberzeugung die tröstende Zuversicht, welche uns über alle Kämpfe und Leiden des Lebens erhebt und weltfreudig macht. Frei von Kopfhängerei und Heuchelei, von Fanatismus und Unduldsamkeit genießt der wahrhaft fromme Mann das Glück des Daseins und gönnt und verschafft es andern, soviel er vermag.

Mit dieser Frömmigkeit, die das Leben liebt und

Digitized by Google

alles Leben ehrt, vermag man heute dem religiösen Glauben mehr Proselyten zu gewinnen, als mit Weltflucht und Selbstpeinigung.

Wir schwelgen in der lachenden Pracht einer Frühlingslandschaft, und die Harmonie der ganzen Welt wird uns zur Frühlingsahnung. Ein kindlich gläubiges Gemüt spricht dann vielleicht ganz stille für sich: ist es schon so schön auf dieser Erde, wie viel schöner wird es noch dereinst im Himmel sein. Lächelt nicht über diesen Glauben! er hebt uns wenigstens höher, als wenn ein Andrer beim Anblicke der Lenzespracht nur daran denkt, daß alles irdische Glück so kurz dauere wie der Frühling, um alsbald wieder in Tod und Verwesung zu versinken.

Im vorigen Jahrhundert liebte man den Schulkindern und auch großen Kindern in Lehre und Vers „von der Güte Gottes in der Natur" zu predigen. Am Sonntag zog dann wohl der Schulmeister mit den Kindern hinaus in den grünen Wald, und machte ihnen an Bäumen und Blumen und Felsen und Wiesen die Güte Gottes deutlich.

Wer sich Gottes schöner Erde nicht freut, „wert, darauf vergnügt zu sein", wie Hölty sagt, der hat auch den rechten Glauben nicht.

Die Naturpoesie, welche für die liebenswürdige Anmut der Landschaft schwärmte und sich daran erbaute, ist heute etwas außer Kurs; unsre Jugend schwärmt vielmehr für Gletscher und Felswände, an

Digitized by Google

denen man den Hals brechen kann und findet dann die Natur zwar sehr groß aber auch etwas unangenehm.

Andrerseits bewundern wir die Natur lieber im wissenschaftlichen Forschen, als in der ästhetischen Beschauung. Auch den exakten Naturforscher kann seine strenge Wissenschaft zum weltfreudigen Glauben führen. Er vertieft sich in das kleinste Leben, um die Gesetze der Organismen zu ergründen. Hier tritt ihm überall die innere Notwendigkeit alles Seienden in unendlich wunderbarer Verkettung entgegen mit dem Reize eines Kunstwerkes; aber was er auch ergründen mag, ist doch immer nur das winzige Fragment eines winzigen Fragments, die letzten Ursachen und Ziele bleiben ihm verschlossen und je heller sein Blick wird, um so mehr wird er an eine nur geahnte Harmonie der göttlichen Weltordnung glauben, die ihm dennoch immer sicherer erscheint, je mehr er die Schranken seines Forschens erkennt.

Ein andrer wendet seinen Geist auf das unendlich Große. Er durchspäht die Himmelsräume; er berechnet die Bahnen der Weltkörper, er entdeckt ihre Substanz durch die Spektralanalyse. Je weiter er aber auf seinem Wege kommt, um so grenzenloser und rätselhafter wird ihm die Sternenwelt, die doch, soweit wir ihre funkelnden Lichter sehen, vielleicht auch nur das winzige Fragment eines unfaßbar größeren Ganzen ist. Oder wäre das geahnte Ganze

Digitized by Google

am Ende gar kein Ganzes? Denn ein Ganzes setzt eine Grenze voraus, hinter welcher zuletzt ein Nichts käme. Das Nichts wäre dann ein noch größeres Rätsel als alles Seiende.

Doch gleichviel. In den stolzen Triumphen seines Forschens, wie in den demütigen Schranken desselben wird auch der Astronom immer die eherne innere Notwendigkeit einer Weltordnung ahnen, an die er um so fester glauben wird, je mehr er sich befleißt, sie zu ergründen und je weniger er sie vollauf zu ergründen vermag.

Die moderne Naturwissenschaft in aller souveränen Freiheit ihres Forschens führt nicht ab vom Glauben, sie drängt zu demselben hin, und die Betrachtung des gestirnten Himmels weckt zuletzt in dem hochgelehrten Sternseher nicht minder jubelnde Freude über die Schönheit dieser Welt wie in dem einfältigen Bauern, dem das Heer der Gestirne nur freundlich blinkende Himmelslichter sind.

Der wahre Glaube öffnet unser Gemüt dieser schönen Welt, doch nicht bloß in dem Sinne, daß wir dieselbe als unser Vaterhaus in Liebe erfassen, bewundern und uns ihrer Gesetzmäßigkeit und Herrlichkeit erfreuen. Wir werden auch weltoffen untereinander, im Verkehr mit unsern Brüdern, im Gemeinbewußtsein unsrer Bruderschaft.

Wer sich dieser Erde freut, erfreut sich auch der Menschheit, die trotz all ihrer Mängel doch nicht bloß

Digitized by Google

eine Schar von armen Sündern darstellt. Er wird geneigter sein, auch bei dem Verworfensten noch nach einem Fünklein des Guten und Edlen zu spüren, als daß er umgekehrt einen jeglichen sofort auf seine Schlechtigkeit ansähe.

Der weltfreudige Glaube wird uns menschenfreundlich machen, er führt zur Humanität, und der Gottesliebe entquillt die Menschenliebe.

Aus der Nähe betrachtet, gefallen uns immer nur wenige Menschen ganz; die große Masse nimmt sich in der Entfernung besser aus gleich den Bergen. Wer darum als vollendeter Realist immer nur die Einzelnen unter der Lupe betrachtet, der wird zuletzt Pessimist. Wir sollen aber auch aufs Ganze sehen und die ganze Menschheit wird uns in verklärtem Lichte erscheinen.

Alle Menschenliebe, welche Werke der Barmherzigkeit übt, ruht zuletzt auf einem religiösen Untergrund, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt ist und es vielleicht gar nicht Wort haben will. Indem wir aber den Armen und Elenden helfen und die Unglücklichen trösten, werden wir unter allen Schmerzen des Mitleides doch selber des Lebens erst recht froh; denn Geben ist seliger als Nehmen, und gerade aus den grellen Disharmonien dieser rätselhaften Welt erblüht uns im Innern doch wieder eine beseligende Harmonie.

Der weltfreudig Fromme zehrt nicht an seinem

Digitized by Google

Sündenbewußtsein wie an einem Kapital, und prahlt nicht mit seiner Reue und Buße. Er weiß, daß Christus nur den erlöst, der rastlos sich selber zu erlösen trachtet, was uns aber stets nur sehr unvollkommen gelingt. Dennoch dürfen wir uns dessen freuen.

Der weltfreudig Fromme ist bescheiden und demütig, weil er seine eigene Kleinheit in dieser großen schönen Welt erkennt. Allein er trägt seine Bescheidenheit nicht zur Schau, denn dadurch würde sie ja recht unbescheiden. Er macht nicht Profession aus seiner Demut, weil sie sonst zur prahlerischen Manier würde, oder wie die Schwaben sagen „ein Geschmäckle" bekämen. Geschmack sollen auch fromme Leute überall zeigen, nur kein „Geschmäckle".

Um mit Geschmack fromm zu sein, muß man als ein feiner und gebildeter Mensch unter den Kindern der Welt leben, da man ja doch auch ein Kind der Welt ist. Wer den weltfrohen Glauben hat, der ergötzt sich in seiner Jugend an Tanz und Spiel und in seinem Alter sieht er vergnüglich zu, wie die Jungen sich daran ergötzen. Er genießt das Leben und ist kein Asket. Am wenigsten wird er die höchsten und idealsten Genüsse fliehen, welche uns die Kunst bietet. Nicht jedes Kunstwerk ist ein religiöses, und das Theater ist keine Kirche. Aber jedes Kunstwerk, auch das heiter-anmutigste, geht, wenn es überhaupt nur diesen Namen verdient, aus dem Aufschwung zu einem

Digitized by Google

Ideale hervor, welches uns über uns selbst erhebt; und so sagten die Alten schon, daß ein Gott in jedem Dichter lebe, der ihn treibend erwärme und begeistere. Ein echter Künstler kann recht gottvoll sein, auch wenn er uns nur Menschliches darstellt, und ein schlechter Poet recht gottverlassen, auch wenn er die frommsten Verse macht.

Der weltfreudige Glaube zeitigt allmählich eine Lebensphilosophie, selbst beim gemeinen Manne, der niemals ein philosophisches Kolleg gehört hat. Die Not, welche uns trifft, wird uns eine Erzieherin sein, eine huldvolle, göttliche Notwendigkeit. Geht es uns gut, so können wir uns nicht rühmen, daß wir unser Glück verdient hätten; und geht es uns schlecht, so sagen wir uns doch, daß auch das schwerste Schicksal nicht ganz unverdient sei. Was uns aber auch treffen mag, so ist nichts so schlimm, als wenn es noch einmal so schlimm wäre. Mut im Entsagen, Trost im Unglück und Demut im Glücke sind die schönsten Früchte des Glaubens, daß wir bei aller Kraft der eigenen That doch immer in Gottes Hand stehen. Der Stoiker kann schweigend entsagen und dulden, aber frohgemut entsagen und dulden wird er doch nur, wenn er sein Leid als einen Quell des Heils für sich und andre erkennt. Mag er zu dieser Erkenntnis philosophierend gelangen: der letzte Gedanke solcher Philosophie ist doch ein religiöser.

Wir sind unsres Lebensganges nicht Herr und

Digitized by Google

beugen uns alle dem ehernen Gesetze des Blühens, Reifens und Verwelkens. Nicht bloß gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, sondern auch nicht gegen das Alter. Jeder möchte gern alt werden, aber alt will keiner sein. Im Alter mehren sich nicht nur die Krankheiten, sondern auch das Alter selbst ist eine Krankheit. So sprach der Römer. Aber Jakob Grimm hat gesagt: „Das Alter ist keine Krankheit, sondern eine Entwickelung." Sind wir noch frisch und kräftig in alten Tagen, so schauen wir auf eine reiche selbsterlebte Vergangenheit zurück, die schöpferische Kraft nimmt ab, die Beschaulichkeit wächst; der Sturm und Drang der Leidenschaften ist vertost, wir gehen vom dramatischen zum epischen Stile des Lebens über, der auch seine Schönheit hat; die geklärte Ruhe, mit der wir uns in uns selbst versenken und unsre Jugend noch einmal nachträumen, wird uns verbleiben. Und sollte uns das Alter selbst die bitterste Form des Sterbens bringen, das langsame, hoffnungslose Hinwelken, so wird doch der gläubige Christ auch darin den notwendigen Uebergang zu einem höhern Wiederaufblühen erblicken. Die Religion tröstet ihn. Und wozu bedürften wir der Religion, wenn nicht zu allererst als der großen Trösterin?

Sowie wir über die Religion nachzudenken beginnen, kommen wir immer wieder zum Tode, sofern wir nicht vom Tode ausgegangen sind. Die Religion wird den wahrhaft Gläubigen nicht bloß lebensfreudig, sondern auch todesfreudig machen.

Digitized by Google

Wir sehen diejenigen, welche wir liebten, vor uns hinsterben. Das ist der bitterste Schmerz. Allein wir bleiben im geistigen Verkehr mit den teuren Verstorbenen, der um so tiefer sein wird, je durchgeistigter wir selber sind und je durchgeistigter unsre Liebe war, und das viel mißbrauchte Gelöbnis „ewiger Liebe“ ist für den wahrhaft Liebenden keine hohle Phrase, sondern die Aussprache einer trostvollen Zuversicht. Aus der irdischen Liebe erwächst Tausenden der Glaube an die himmlische Liebe und die schlechtesten Leute sind dies nicht.

Die Weltfreudigkeit, von der ich hier rede, scheint nichts andres zu sein, als was man gewöhnlich „Optimismus“ nennt. Ganz gewiß. Nur ist Optimismus ein abgenütztes, mißbrauchtes und eben darum vieldeutiges Wort. Es gibt auch leichtfertige Optimisten, die sich scheuen, in die dunkeln Tiefen und Abgründe der Menschheit, wie ihres eigenen Wesens zu blicken, die sich in oberflächlichem Genießen über den Ernst der Dinge hinwegtäuschen, und in den Tag hineinlebend ihre Sache auf Nichts gestellt haben. Der weltfreudige Glaube führt nicht zu solchem Optimismus. Das Gottvertrauen und die erlösende sittliche That treibt uns vielmehr, in allen Rätseln und allem Zwiespalt des Daseins den Trost der göttlichen Harmonie zu ahnen. Nach dem Höchsten und Tiefsten ringend, wird uns das Leben frohgemut.

Was ich hier vortrug, enthält keinen einzigen neuen

Digitized by Google

Satz, keinen einzigen originalen Gedanken. Wenn dennoch manchem bedeutsam und bedenksam erscheinen sollte, was ich sagte, so wird dies gerade um deswillen sein, weil es so unendlich oft schon ausgesprochen, so unendlich oft gefunden und erprobt worden ist — im Glück und Unglück. Der Bildungsärmste, wie der Höchstgebildete hat diese Weltfreudigkeit schon empfunden an sich und andern, und die Menschen haben sich immer wieder darüber gleiche Gedanken gemacht. Besäßen wir eine „Geschichte der Religion", wie wir eine Kirchengeschichte besitzen, so würde jenes noch ungeschriebene Buch auf tausend Blättern zeigen, wie die echte Weltfreudigkeit doch immer die schönste Frucht des religiösen Trostes und der religiösen Versöhnung gewesen ist. Das gilt von den dunkelsten Zeitläuften wie von den hellsten, von den ungläubigsten, wie von den gläubigsten, man muß nur die rechte Spur zu finden wissen, — freilich mag es dann manchmal nur eine Spur sein.

Viele werden sagen, daß sie sich wohl in einzelnen Punkten zu jener Freudigkeit des Trostes hätten erheben können, aber nicht in allen. Und wer wagt zuletzt zu behaupten, daß der Glaube ihn über alle Berge gehoben habe?

Glücklich, wer auch nur einen Teil der Versöhnung in sich erlebt hat, die unsern Sinn weltoffen macht, unser Empfinden weltfreudig und die uns die Menschen in der ganzen Fülle ihres Strebens und

Digitized by Google

Ringens erkennen und ehren läßt, indem wir sie lieben!

Den weltfreudigsten Glauben haben die kleinen Kinder, noch bevor sie überhaupt glauben. Sie fühlen sich geborgen bei Vater und Mutter und nehmen alles Gute so hin, als ob sich jede Gabe von selbst verstünde. Sie denken nicht daran, daß sie den Gebern Dank schulden, weil sie gar nicht wissen, was Dank ist: sie danken, indem sie mit freundlichem Lächeln genießen. Die Eltern wissen, was die Liebe zu ihren Kindern ist, weil sie die Elternsorgen kennen. Das kleine Kind weiß noch nichts von Elternliebe, seine Liebe ist Vertrauen auf Vater und Mutter. Ist unsre Gottesliebe wesentlich anders? Auch Kinder können zu Zeiten sehr betrübt sein, allein weil alsbald die Thränen rinnen, so lächelt auch sehr geschwind wieder die Sonne durch den Regen. Der Grundton bei einem gesunden Kinde ist doch immer der weltfreudige Glaube. Und bei einem kranken, von Schmerzen geplagten? Es wird wenigstens der schlimmsten Seelenqual enthoben sein, weil es die Krankheit nicht kennt, sondern nur deren augenblickliche Wirkungen. Und so wird ihm seine Unwissenheit zum Segen, wie auch gar häufig sehr gesunden großen Leuten. Wer dem heranwachsenden Kinde die Anfänge des religiösen Glaubens lehren will, der soll dabei vom weltfreudigen Kindesglauben ausgehen.

Es gibt glückliche Leute, die denselben für ihr

Digitized by Google

ganzes Leben bewahren und doch sehr tiefe Naturen sein können. Eigentlich sollte dies von jedem religiösen Menschen gelten, gleichviel, welches sein Bekenntnis sei.

Man sagt die Jugend, und namentlich das Jünglingsalter, ist leichtlebig. Warum auch nicht? Aber bei edleren Naturen wird diese Leichtlebigkeit in einem mehr und mehr sich ausreifenden weltfreudigen Glauben wurzeln. Derselbe wird dann fortschreitend geläuterter und gewichtiger, je mehr er sich in den bitteren Erfahrungen des Lebens erprobt, und unter den Alten, bei Frauen oft mehr als bei Männern, habe ich die liebenswürdigsten Meisterinnen und Meister dieses weltfreudigen Glaubens kennen gelernt.

Es schadet niemals, sich für alle Lebensabschnitte ein Stück Jugend zu bewahren, und es ist immer besser im Alter jugendfrisch zu sein, als greisenhaft in jungen Tagen.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Alte und neue Kopfhänger.

I.

Die meisten Menschen pflegen den Kopf erhoben zu tragen und einander geradeaus ins Gesicht zu sehen. Wir finden dies nicht merkwürdig, weil es die Regel ist. Es gibt aber auch Leute, welche den Kopf hängen lassen und die Augen entweder gen Himmel aufschlagen oder zu Boden senken, niemals aber frei und offen in die Welt hinausblicken. Diese fallen uns auf, weil sie seltener sind und wir schätzen ihre Zahl hoch, auch wenn es nur wenige sein mögen. Dem bildenden Künstler wird die äußerliche Kopfhängerei als der Typus eines verbitterten, verbissenen, übellaunigen, unfreien und unfrohen Wesens erscheinen, er wird den Kopfhänger blaß und mager, schlotterig in der Haltung und verwahrlost in der Kleidung darstellen, kurz als eine etwas unangenehme Persönlichkeit. Es gibt allerlei Kopfhänger, religiöse, philosophische, politische, soziale, künstlerische u. s. w.

Digitized by Google

Wir haben es hier mit der religiösen Kopfhängerei zu schaffen. Sie blüht besonders, wenn eine energische religiöse Richtung im Uebermaße sich veräußerlicht und erstarrt. So führte der protestantische Pietismus im Wendepunkt des 17. und 18. Jahrhunderts, der anfangs gesund, erfrischend, ja reformatorisch gewesen war, in seiner späteren Entartung bei vielen zur Kopfhängerei. Johann Jakob Spener und August Hermann Francke waren gewiß keine Kopfhänger gewesen, sie kämpften vielmehr gegen die orthodoxen Kopfhänger ihrer Zeit, in welchen der jugendfrische Bekenntnisglaube der Reformationsperiode zu leerem Außenwerk erstarrt war. Allein nachdem das gefühlsgläubige Wesen der ursprünglichen Pietisten bei ihren späteren Nachfolgern in Sondertümelei und Schwärmerei auszuwuchern begann, kam auch das Kopfhängen von selber. So geht es bei Einzelnen und kleinen Gruppen auch heute noch und wird immer so gehen; die Extreme werden sich hier wie anderswo überschlagen.

Sehr gefahrdrohend und ausgebreitet ist die Richtung gegenwärtig freilich nicht. Sie macht wohl wenig Propaganda: wer heutzutage die Herzen der Menschen für Religion und religiöses Wesen gewinnen will, der darf kein Kopfhänger sein.

Dennoch ist diese religiöse Kopfhängerei älterer Ordnung — wie ich sie nennen möchte — für uns besonders interessant, weil sie zu einem entschiedenen Gegenstück hinüberleitet, zur philosophischen Kopf-

Digitized by Google

hängerei und diese hat neuerdings eine erstaunlich große Popularität gewonnen.

Der religiöse Kopfhänger zweifelt durchaus nicht an der Harmonie der göttlichen Weltordnung, nach welcher diese Erde ein Paradies sein sollte. Allein die Menschen verpfuschen dieses Paradies durch ihre Schlechtigkeit. Sie verleiden uns sogar den Genuß der unschuldigen Natur, weil dieselbe durch die Sündhaftigkeit der Menschen verpestet und eben darum unparadiesisch geworden ist. Der Kopfhänger flieht die Welt, indem er die Menschen, und zuletzt auch sich selber flieht, und sich vor sich selber nicht weniger fürchtet als vor den andern. Er wägt seine Mitmenschen nicht nach ihren Tugenden, sondern nach ihren Sünden, und wenn er einen Vorzug vor seinen Mitbrüdern besitzt, so ist es der, daß er sich selbst für den allerärmsten Sünder erklärt, nicht weil er es wirklich zu sein glaubte, sondern weil er sich dessen am tiefsten bewußt ist. Und in diesem Armensünderbewußtsein steckt dann zugleich wieder ein großer Stolz.

Die Kopfhängerei kann zur Heuchelei führen, doch von den Heuchlern rede ich nicht, sondern von den ehrlichen und überzeugungsvollen Kopfhängern. Jede Freude des geselligen Lebens dünkt ihnen sündhaft, oder wenigstens ein Fallstrick zur Sünde; sie wagen in ihrer Gewissensangst nicht frei aufzuatmen, freuen sich aber doch ihrer eigenen Zerknirschung im stillen

Digitized by Google

und während sie den weltlichen Hochmut verdammen, verfallen sie in eine viel schlimmere Art, in den geistlichen Hochmut. Den lieben Gott kennen sie nicht, sondern nur den strengen Herrgott. Statt des weltfreudigen Glaubens setzen sie die Weltflucht in des Glaubens Namen.

Frühere Zeiten hatten Methode in diese Weltflucht gebracht, von den Reklusen des 8. Jahrhunderts bis zu den Trappisten des 18., wobei die Karthäuser in der Mitte nicht zu vergessen sind.

Die Askese der modernen Weltflüchtigen, die in unserm Sinne mehr dem protestantischen als dem katholischen Kreise angehören, ist nicht mehr so systematisch und äußerlich greifbar wie vordem, allein auch gegenüber alle den geistigen Anregungen und Genüssen, die uns Kunst und Wissenschaft und öffentliches Leben bieten, kann man eine karthäuserhafte geistige Askese üben. Der moderne Kopfhänger trägt keinen Bußgürtel und kein härenes Gewand auf bloßem Leibe, doch geht er absichtlich altmodisch umher; er ist ein Sonderling mit Methode, nur nicht mehr nach einer Ordensregel, sondern auf eigene Faust.

Ich fasse das wesentliche seiner fixen Idee in einen Satz zusammen:

Die Welt an sich ist gut, ja sie ist als Gottes Welt die allerbeste. Sie wurde aber schlecht durch die Schlechtigkeit der Menschen, durch unsre Sünde von Adam her. Wir müssen uns hinwegsehnen aus

Digitized by Google

dem Jammerthal dieser Erde; wir müssen die Menschen fliehen, weil die meisten gar nicht wissen, wie schlecht sie sind, und zuletzt müssen wir uns sogar auch vor uns selbst verkriechen, weil wir nur zu gut wissen, daß wir gleichfalls nichts taugen.

II.

Kehren wir diesen Satz um, dann erhalten wir statt der uralten religiösen Kopfhängerei den modernen philosophischen Pessimismus.

Dieser spricht: „Die Welt, durch ein gesetzmäßiges Zusammenwirken von Kräften und Stoffen entstanden, dessen Ursprung sich in trostloses Dunkel hüllt, ist die schlechteste der denkbar schlechtesten Welten. Sie ist so gut und so schlecht, daß sie gerade noch existieren kann; denn wäre sie noch um ein weniges schlechter, so würde sie gar nicht vorhanden sein und wäre günstigsten Falles ein Chaos. In dieser Welt ist der Mensch erwachsen als ein höchstes Wesen, und doch als ein Mittelwesen von geradezu grausamer Stellung. Wir kämpfen mit der Natur und unter uns selbst den Kampf ums Dasein, dem wir allesamt nur zu bald erliegen. Wir bilden uns Freuden des Lebens ein, während in Wahrheit das Leben nur Leiden ist. Die hohe Kraft des Selbstbewußtseins dient uns zuletzt

doch nur dazu, daß wir täglich unsre Schranke erkennen und stündlich unser Ende voraussehen. Wir haben das Selbstbewußtsein zum Gemeinbewußtsein der Menschheit gesteigert, ergründen aber doch niemals, zu welchem Zwecke die Menschheit in die Welt gekommen ist und welches das Ziel ihrer Sisyphusarbeit. Wir schreiben die Geschichte der Menschheit: je gründlicher wir diese stolze Geschichte prüfen, um so mehr erscheint sie uns als die Darstellung menschlicher Verkehrtheiten, vorgetragen in einem Gewebe von Halbwahrheit, Fabel und Lüge. Was ist überhaupt Wahrheit? Ein Ding, welches man überall sucht und nirgends findet. Man tröstet uns mit dem Ideal, das über allen einzelnen Täuschungen schwebt, und doch sind sämtliche Ideale nichts andres, als Selbsttäuschungen phantastischer Köpfe, die eigentliche Urlüge. Die ewig fortschreitende Vervollkommnung der Menschheit soll uns schadlos halten für die eigene Unvollkommenheit, das ewige Leben der Menschheit für die eigene Vernichtung. Allein dieses ewige Fortschreiten ist auch nur ein schwindelerregender Traum.

„Wir sind verurteilt zu leben und man hat uns nicht einmal gefragt, ob wir überhaupt zur Welt haben kommen wollen. Nicht geboren sein wäre das größte Glück. Ein schönes Wort, wenn es nicht zugleich ein Unsinn wäre! Denn da zum Glück ein empfindendes Subjekt gehört, so kann es doch kein Glück für denjenigen geben, der überhaupt nicht vor-

Digitized by Google

handen ist. Die äußere uns umgebende Natur ist uns scheinbar freundlich gesinnt und doch oft sehr unfreundlich, sie bedrängt uns mit tausend Leiden und Nöten und nach ihrem furchtbaren Gesetze fallen wir der Vernichtung anheim. Wir haben keinen besondern Grund für die ‚süße, heilige Natur‘ zu schwärmen. Und als ob wir nicht genug hätten an den Leiden, die uns die Natur bereitet, fügen wir Menschen uns selber noch fortwährend alles Herzeleid zu. Nicht nur mit der Natur, sondern auch untereinander kämpfen wir unablässig. Wir beneiden, hassen, betrügen und belügen uns gegenseitig; und die Völker schlagen einander zuletzt wohl massenhaft tot, was man einen frischen, fröhlichen Krieg nennt, und selbst bei dem entsetzlichsten Elend der Kriege prahlen wir dann noch mit unsrer hohen Kultur. Die Organisation der Gesellschaft ist im Grunde so schlecht, wie die Organisation der ganzen Welt. Wir nehmen Anläufe, die Gesellschaft zu verbessern und stürzen doch nur von einer Revolution in die andre. Die allgemeine soziale Zufriedenheit ist ein ebenso utopischer Traum wie das Paradies und das ewige selige Leben.“

So könnte ich noch lange grau in Grau weiter malen, und man wird das Gemälde vielleicht übertrieben finden. Doch sind solche Anschauungen heute unleugbar bei Tausenden sehr gebildeter Menschen lebendig. Sie nennen sich selbst Pessimisten, und ich nenne sie Kopfhänger neueren Stils, nicht schlechtweg

Digitized by Google

allerneuesten, denn die Encyklopädisten und Freigeister des vorigen Jahrhunderts rühmten sich schon einer gleichen Weltweisheit. Dieselbe ist eben innere Kopfhängerei, die sich freilich häufig mit sehr hoch erhobenem Haupte und dem scheinbar freiesten Genießen des Lebens verbindet. Der altmodische Kopfhänger sieht äußerlich sehr trübselig drein, kann sich aber ganz im stillen seiner Trübsal freuen, auf die er stolz ist; der neumodische Kopfhänger faßt das Wesen alles Seins sehr jammervoll auf, freut sich aber äußerlich doch dieses Lebens als der vollkommenste Lebemann. Er schwelgt vielleicht so behaglich in allen Genüssen dieser elenden Erde, daß man ihn für den glücklichsten Menschen halten würde. Nur darf man mit ihm nicht über Menschenglück reden, sonst kehrt er mit leuchtendem Gesicht sofort die schwarze Seite hervor.

Der alte Pessimist findet, daß die Natur verderbt sei durch die Sündhaftigkeit der Menschheit, der neue, daß die Menschen verderbt seien durch die Schlechtigkeit der Natur.

Es gab schon frühe Uebergänge zwischen beiden Gruppen. Vor hundert Jahren schilderte ein hochgestellter Pastor in einer Versammlung seiner Amtsbrüder die ungeheure, stets wachsende Schlechtigkeit der Menschen, er sah überall nur Sünden und Sünder und sagte zuletzt seufzend und leise mit gewichtigem Nachdruck: „Selbst in Gott entdecke ich Fehler!“

Digitized by Google

Der Mann verband bereits prophetisch den neuen Pessimismus mit dem alten.

Der moderne Kopfhänger hat zwar keinen geistlichen Stolz, aber um so mehr einen geistigen, den er vielleicht einen philosophischen nennt. Er behauptet durchaus auf dem Boden der Wissenschaft zu stehen und hält es für Beschränktheit oder Heuchelei, wenn andre an eine Harmonie der Weltordnung glauben.

III.

Ich könnte hier von blendenden philosophischen Paradoxien reden, mit welchen neuere und neueste Bücher ein großes Publikum im Sinne der stolzesten pessimistischen Kopfhängerei bestrickt haben.

Dieses Publikum ist mir jedoch noch nicht groß genug; der Einfluß der Künste greift weiter als der des abhandelnden Buches, weil er Tausende erfaßt, ohne daß sie's merken.

Ich rede also von der Kunst.

In Poesie, Malerei und Musik geht gegenwärtig die pessimistische Strömung sehr hoch. Frühere Dichter und Maler stellten das „Volk“ mit Vorliebe in seiner reizenden Naivetät, in seiner Zufriedenheit, in seinem festlichen Treiben, in Sonntagskleid und Sonntagsstimmung dar. Sie wählten darum am liebsten den

Digitized by Google

Bauern „von guter Art", als den Typus des eigentlichen Volkes. Heute gilt der Bauer nicht mehr für das eigentliche Volk, sondern der verbittert selbstbewußte Proletarier, der grollend streikende Arbeiter, überhaupt die machtvoll emporsteigende Schar des vierten Standes. So sehen wir denn in Gemälden, Novellen, Romanen und Schauspielen den Jammer, die Not, die Empörung der Unzufriedenen und Unglücklichen mit besonderer Kraft gezeichnet, mit greller Ausmalung aller Härten und Bedrängnisse des Daseins. Aber der Künstler greift auch in die höheren Kreise der Gesellschaft, um bei den sogenannten „Glücklichen" mit Vorliebe die krankhafte Leidenschaft, den unlösbaren Konflikt zwischen Trieb und Erfüllung, das Verworrene, innerlich Faule, unsrer höheren Kultur mit Kraftstrichen vorzutragen. Je tiefer er dabei in den vornehmen und gemeinen Schmutz unsres Daseins hinabsteigt, um so tiefsinniger erscheint er, je härter die Dissonanzen sind, welche das ganze Bild durchschneiden, je unversöhnter namentlich die Dissonanz des Schlusses, um so „harmonischer" ist dann das ganze Kunstwerk.

Man sagt dann: das ist eine tapfere, mannhafte Kunst, die nicht schönfärbt, die den Mut hat, unsre Wunden bloßzulegen. Wenn nur nicht so viel innere Kopfhängerei bei stolz erhobenem Haupte in dieser Kunst steckte und wenn sie nur nicht zuletzt ganz aufhörte, Kunst zu sein! Doch das sind nur Durchgangs-

Digitized by Google

phasen, und ich bin ein so unverbesserlicher Optimist, daß ich glaube, es werde auch aus dieser kraftvollen Verirrung noch die Kraft der künstlerischen Wahrheit erwachsen.

Schiller nannte die Kunst heiter, keineswegs in dem oberflächlichen Sinn einer ergötzlichen Spielerei, sondern weil sie uns Friede und Versöhnung bringen und uns in lichtere Sphären erheben soll, nicht indem sie uns hinwegtäuscht über den Ernst des Lebens, sondern uns denselben zur Freude macht. Und wir begreifen, daß sich der Deutsche in jenen trüben Tagen, da Schiller dichtete, so gerne in das Heiligtum seiner Kunst flüchtete.

Was zieht denn heute so viele gebildete Leute zu einer freudlosen Kunst, die uns in einen Abgrund von Trostlosigkeit stürzt? Sie muß doch einen großen Reiz üben. Der Zauber liegt darin, daß sich der Genießende stoisch erhaben fühlt über allem kindlichen Glauben an die Herrlichkeit der Natur, daß er in der rückhaltlosen Kritik von Gott und der Welt seine eigene Ueberlegenheit über diesen ganzen nichtigen Tröbel empfindet und in dem schneidenden Widerspruch gegen den hohen Geist aller seit Jahrtausenden überlieferten Kunst und Religion sich als der echt moderne, rein auf sich selbst gestellte Mensch erfaßt, als ein Titan, der, mit der Vergangenheit brechend, eine neue Welt erschaffen will, die jedoch vermutlich nicht viel besser ausfallen wird wie die alte. So führt die künstlerische

Digitized by Google

und philosophische Kopfhängerei zu einem Größenwahn, an welchem zum öftern auch die religiösen Kopfhänger leiden.

Ein leichtsinnig frivoles Kunstwerk, dem ich wahrhaftig nicht das Wort rede, ist viel weniger gefährlich, als ein trostlos zerrissenes, welches uns bloß die Jämmerlichkeit des Daseins vor Augen führt. Nicht genug, daß uns die Produktion des Tages mit solchen Gebilden überflutet, man greift auch mit Begierde wieder zurück zu ähnlichen Produkten vergangener Tage, von den alten Freigeistern bis zu den Poeten und Musikern des Weltschmerzes, Polenschmerzes und Judenschmerzes in den dreißiger Jahren und sucht dagegen die harmonischen Schöpfungen der großen Klassiker aller Zeiten als abgestanden und salzlos herabzudrücken.

Die Geschichte aller Künste lehrt uns aber, daß dauernd nur solche Werke sich behaupteten, die nach dem Ideale der künstlerischen Schönheit rangen, und dieses ist doch nur ein Abglanz, der in der Weltharmonie offenbarten göttlichen Schönheit. So harmonisch und weltfreudig waren auch solche Künstler, die keineswegs auf vorwiegend religiösem Boden standen; sie waren es eben als echte Künstler. Wir brauchen hier nur an Shakespeare zu denken und an Lessing, Schiller und Goethe.

Den rücksichtslosen Spott über alles was bis dahin dem Gemüte heilig und teuer war und die allvernichtende Kritik, bei welcher zuletzt nur die Person

Digitized by Google

des Kritikers im vollen Machtbewußtsein übrig bleibt, haben uns die französischen Freigeister des 18. Jahrhunderts folgerechter und geistreicher vorgemacht, als wir es heute nachmachen können.

Deutsche Bildung schien damals weit zurückzustehen hinter der französischen. Allein von der Höhe unsres Jahrhunderts betrachtet, nimmt sich das gegenseitige Machtverhältnis deutscher und französischer Kultur im vorigen Jahrhundert doch ganz anders aus als vom Standpunkte der Zeitgenossen Voltaires.

Von der Größe deutschen Geistesschaffens wußte man damals im Ausland gar wenig und in Deutschland nicht viel. Dennoch erkennen wir heute, daß wir Deutsche seit Beginn jenes Jahrhunderts bis zum Schlusse uns steigend wieder erhoben haben aus tiefem nationalem Verfall, zunächst durch unsre großen Denker, Dichter und Musiker, die weltfrohen, freien Geistes und keine freigeistigen Kopfhänger waren. Das 18. Jahrhundert ist nach allen Seiten so lehrreich für unser Thema. Auch der deutsche Rationalismus jener Zeit war bei seinen bedeutendsten Vertretern welt- und gottesfreudig und unterscheidet sich gerade dadurch von der zersetzenden und niederdrückenden Freigeisterei der Franzosen.

Ein Jahrhundert an dessen Anfang Leibnitz steht mit seinem kühnen kosmogonischen Traume einer Weltharmonie und an dessen Schlusse Immanuel Kant, ein solches Jahrhundert konnte uns Deutsche nicht in den

Digitized by Google

trostlosen Jammer religiöser oder philosophischer Weltflucht versinken lassen.

So erheben sich auch wahrhaft monumental am Anfang und am Schlusse jenes Jahrhunderts große deutsche Tonwerke, die mit der unmittelbaren Empfindungsgewalt der Musik die göttliche Harmonie des Daseins verkündeten und gerade dadurch die Herzen unsrer Väter so tief ergriffen wie noch heute unsre eignen Herzen. In den früheren Jahrzehnten kam Händel mit seiner majestätischen Aussprache felsenfesten Gottvertrauens und Sebastian Bach mit seinem wundersamen Sichversenken in die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung, einer Aussprache, für welche Töne beredter sind als Worte.

Am Schlusse des Jahrhunderts — 1799 — wurde Josef Haydns „Schöpfung" zum erstenmal aufgeführt. Sie war das große Tedeum, mit welchem Deutschland die erste Periode seiner künstlerischen Wiedererhebung abschloß. Welch andre Klänge ertönten damals in Paris! Ich nenne die „Schöpfung" ein Tedeum, denn durch alle die vielgestaltigen Tongebilde des Werkes klingt immer wieder das jubelnde Lob Gottes und dieser herrlichen Gotteswelt hindurch, und das bewegende religiöse und künstlerische Grundthema des Ganzen heißt doch stets wieder: „Und Gott sahe, daß es gut war."

Wenn wir heute die „Schöpfung" hören, so finden wir die höchste Wirkung vielleicht in dem mächtigen

Digitized by Google

Schlußchor des ersten Teiles: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes." Haydn selbst war andrer Ansicht, ihm war der letzte Teil der Höhepunkt und in diesem insbesondere der so dankerfüllte, Glückseligkeit atmende Zwiegesang zwischen Adam und Eva. So soll denn auch bei der ersten Aufführung in Wien gerade dieser Gesang die größte Bewunderung erregt haben. Gottes schöne Erde wird erst vollendet schön, als das erste Menschenpaar erscheint und in ihr sich glücklich fühlt und Gottes Güte erkennen und preisen kann. Mit diesem kindlichen und doch so tiefsinnig erhabenen Gedanken schloß das große Tedeum des 18. Jahrhunderts.

Mit welchem Tedeum wird das neunzehnte schließen?

Digitized by Google

Zweites Buch.

Zeitfragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Bauer und Arbeiter.

I.

Wenn wir einen Hindu der dienenden Kaste fragten, ob er zufrieden sei mit seinem Lose? ob er's nicht besser zu haben, ob er nicht Fürst oder Brahmine zu sein wünsche? so wird er antworten: „Wie fragst du thöricht! Brahma selber hat es gewollt, daß ich diene und dulde, daß ich sei und bleibe, der ich bin; denn er hat die Brahminen aus seinem Haupte geschaffen, die Krieger aus seiner Brust, die Handwerker aus seinem Bauche, und uns, die Diener, aus seinen Füßen. Soll sich der Fuß über den Kopf stellen? Da wäre die ganze Welt auf den Kopf gestellt."

Und so ist der arme Mann recht buchstäblich „in seinem Gott zufrieden", daß er dienen muß, daß es ihm schlecht geht, daß er arm und verachtet ist.

Aristoteles war ein humaner Philosoph des humanen hellenischen Altertums. Allein seine Ansicht von der Sklaverei war gar nicht human. Die Sklaven

Digitized by Google

sind ihm nur beseelte Werkzeuge, und zwar mehr Werkzeug als beseelt; denn in die Hand ihres Herrn gelegt, fehlt ihnen das höchste seelische Attribut, der freie Wille. Besäßen wir die Dreifüße des Hephästos, die von selbst zur Arbeit gelaufen sind, so könnten wir der Sklaven entbehren. Wir besitzen sie nicht, und so muß das Werkzeug von Fleisch und Bein, an Geist und Leib und Gemüt geringer geartet als der freigeborene Mann, so muß der Sklave die harte Arbeit verrichten, damit der Freie Kraft und Muße gewinnen könne zur höheren That. In der griechischen Republik konnte der freie Vollbürger nur darum so hoch gefreit sein, weil der Sklave so tief geknechtet blieb. Eine eherne göttliche Notwendigkeit — ich spreche im Geiste des Aristoteles — ließ die Menschen ungleich werden als Herren und Knechte. Wir müssen dies eherne Gebot hinnehmen wie Sommer und Winter, Tag und Nacht, mit philosophischer Entsagung, die vielmehr eine religiöse Entsagung ist. Denn ob ich mit dem Kopfe schließlich wider die Schranke der „Naturnotwendigkeit" stoße und wider die Schranke der „göttlichen Weltordnung", das ist im Grunde ein und dasselbe.

Wir entsetzen uns über die barbarische und sehr unphilosophische Härte des Großmeisters der antiken Philosophie, können sie jedoch weder wegleugnen noch beschönigen; sie war eben auch eine „historische" Naturnotwendigkeit.

Digitized by Google

Der mittelalterige Mensch erkannte in den Ständen eine feste Ordnung der Arbeit und des Besitzes, des Ranges, der Rechte und Genüsse nach Gottes Willen. Der arme hörige Bauer ließ sich schinden und plagen und frondete und zinste seinem Herren, als ob dies auch so eine „Naturnotwendigkeit" sei. Er murrte wohl, wenn es der Herr zu bunt machte, gegen diesen Herrn, aber er murrte nicht gegen Gott den Herrn, der nun einmal gewollt hatte, daß die armen Hörigen für ihre Herren arbeiten und darben sollten, und der ihm dereinst den Lohn seiner entsagenden Treue geben werde. Mitunter fragte er sich freilich in seinem Kleinmut, ob es der große Gott denn überhaupt der Mühe wert halte, von einem so kleinen und gemeinen Manne, wie er und seinesgleichen, Notiz zu nehmen? Doch schämte er sich bald dieses Kleinmuts und erwog, daß Gott eben darum so groß sei, weil er auch das Kleinste wisse und behüte. Und überdies sah er ja täglich klar genug, wie auch die vornehmsten Leute ihr Kreuz haben und einem jeden sein Gebund Elend und Unglück von Gottes Hand auf den Rücken geladen ist. Wer nicht jung gehängt wird, dem droht die Schwäche des Alters, und wenn selbst der Kaiser einmal sterben muß, dann dürfen sich geringe Leute über Krankheit und Tod doch nicht beschweren. Die höchste soziale Tugend war Ergebung in Gottes Willen. Ausgleichende Gerechtigkeit gibt es nicht auf dieser Welt; sie kommt erst,

Digitized by Google

dann aber um so gründlicher, im Himmel und in der Hölle. Nicht der ist hienieden der Reichste, welcher am meisten besitzt, sondern welcher am wenigsten bedarf. Freiwillig arm zu sein und betteln zu gehn erschien darum als die höchste sozial-religiöse That in den Tagen wo Franziskus und Dominikus für ihre Bettelorden die Welt eroberten.

So war es im Mittelalter.

Damals gewannen diejenigen eine ungeheuere Macht, die arm waren, weil sie arm sein wollten; heute hofft eine ganz andre Schar, weit zahlreicher als die Tausende von Bettelmönchen, die höchste Macht zu gewinnen, eine Schar, die arm ist und — nicht arm sein will.

Gibt es in unsern Kulturländern heute noch Menschen, welche im mittelalterlichen Geiste die sozialen Kontraste von reich und arm, vornehm und gering, so wie sie nun einmal historisch geworden sind und eben jetzt bestehen, als von Gott gewollt und gefügt betrachten, arme und geringe Menschen, die ihr Elend und ihre Niedrigkeit in frommer Entsagung einfach als Gottes Schickung hinnehmen?

Es gibt dergleichen Leute noch. Sie finden sich bei abgelegenen Bauerschaften, die vom Mittelalter niemals haben reden hören und eben darum noch ganz mittelalterlich sind, sie finden sich unter den Bildungsarmen, die noch nicht gegessen haben vom Baum der sozialen Erkenntnis, unter den still beharrenden Alten,

Digitized by Google

die sich mit dem Troste ihrer Jugend trösten, welcher der Trost ihrer Großväter war. Es gibt dergleichen Leute noch, aber ihre Zahl schmilzt seit Menschengedenken von Tag zu Tag rascher zusammen. Für sie existiert noch keine soziale Frage; sie wirken als ein verlangsamendes Schwergewicht im sozialen Sturm und Drange dieser Zeit und ahnen selber nicht, daß sie dies thun.

Der soziale Friede ist — die Entsagung; der soziale Fortschritt — die Unzufriedenheit.

II.

Der einfältige alte Bauer spricht auch heute noch:

„Ich bin ein geringer Mann.

Das kann ja nicht anders sein. Mein Vater war ein kleiner Bauer, und da mich Gott meines Vaters Sohn hat werden lassen, so konnte ich doch kein vornehmer Herr werden. Es wäre lächerlich, wenn ich ein solcher zu sein begehrte. Vornehm sein ist wohl schön, aber mitunter etwas unbequem. Wenn es mir in den Hundstagen recht heiß wird, dann ziehe ich meinen Rock aus und gehe in Hemdärmeln, und die Leute sagen: der Mann ist gescheit. Wenn es dem König recht heiß wird in den Hundstagen und er wollte seinen

Digitized by Google

Rock ausziehen und in Hemdärmeln gehen, dann würden die Leute sagen: Seine Majestät ist verrückt.

Ich bin ein armer Mann.

Ich wünschte wohl etwas mehr Land, Vieh und Geld zu haben. Armut schändet nicht. Mir genügt mein täglich Brot und ich brauche nicht zu betteln oder zu stehlen. Wären alle Leute reich, dann gäbe es ja gar keine armen Leute. Die Armut aber treibt zur Arbeit, der Reichtum ist ein Fallstrick zu vielen Sünden, und es steht geschrieben, daß ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel komme.

Ich bin ein geplagter Mann.

Das bin ich nicht allein. Ein jeder Mensch hat seine Plage, und das Bündlein, welches die Vornehmen und Reichen zu tragen haben, soll mitunter noch schwerer sein, als das Bündlein geringer und armer Leute. Das Leben wäre ja keine Freude, wenn es keine Plage wäre, aber die Plage ist nicht endlos: der letzte Erlöser, den wir alle gemein haben, ist der Tod, und in einer besseren Welt wird auch die ungerechte Plage ihren Ausgleich finden und wird ein jeder gelohnt werden nach seinen Werken."

So philosophiert der einfältige alte Bauer. Nicht alle Bauern sind so einfältig, daß sie so gescheit sprechen werden. Allein beim Lichte besehen, kommen auch wir mit all unsrer Philosophie nicht viel weiter, wie der einfältige alte Bauer.

Digitized by Google

III.

Der sozialistische moderne Arbeiter spricht:

„Ich bin ein geringer Mann.

Das ist ein großes Unrecht. Wir sollten alle gleich sein. Willkürliche Gewalt und blinder Zufall walten in unsrer Gesellschaft. Wären meine Eltern vornehme Leute gewesen, so würde ich etwas Besseres gelernt haben und brauchte kein Arbeiter zu sein. Ich bin zu Höherem berufen, aber unsre elende Organisation der Arbeit, die eigentlich gar keine Organisation ist, hat auch mir das größte Elend bereitet wie Tausenden: den verfehlten Beruf. Das muß anders werden.

Ich bin ein armer Mann.

Wären unsre Güter gerecht verteilt, so gäbe es gar keine armen Leute und der gesamte Reichtum des ganzen Volkes wäre unermeßlich größer. Es ist lächerlich, das Jagen nach Geld zu verdammen und auf den Reichtum zu schmähen, nur sollten wir alle reich sein und es sollte nur einen einzigen Kapitalisten geben: das ganze Volk. Geld ist Freiheit; denn wenn ich Geld habe, kann ich machen, was ich will, und wenn ich keines habe, muß ich thun, was andre wollen.

Trachtet am ersten nach Geld und Gut, so wird euch alles andre von selber zufallen.

Ich bin ein geplagter Mann.

Digitized by Google

Geplagt sollte eigentlich kein Mensch sein, und am wenigsten soll der eine den andern schinden und plagen dürfen, wie es in unsrer, auf die gegenseitige Ausbeutung gegründeten Gesellschaft geschieht. Die Plage wird aufhören, und wir werden alle glücklich sein in einer von Grund aus neuen Gesellschaft, die sich frei macht von den Banden des Staates, der Kirche, der Familie, des Kapitals, die uns allen die gleiche Bildung verbürgt, den richtigen Beruf, den gerechten Lohn der Arbeit, in einer Gesellschaft, in welcher wir uns alle heiligen durch Arbeit und Genuß. Dieser planvolle und gerechte Organismus der Arbeit wird zuletzt die ganze Menschheit umfassen als freie, gleiche Brüder. Dann wird die Erde ein Himmelreich sein; der einzelne versinkt nicht umsonst in die Vernichtung des Todes, aus der millionenfachen Opferung erblüht, steigend herrlich und machtvoll, die Menschheit zu ewigem, unermeßlichem Fortschritt. Man will uns über das Elend dieses Lebens hinwegtäuschen durch die Anweisung auf eine jenseitige himmlische Glückseligkeit; das ist ein höchst unsicherer Wechsel von sehr langer Sicht. Ein Thor, wer ihn acceptiert! Wir wollen den Himmel auf Erden, das heißt das allgemeine Glück, und treten stolz entsagend ab, wenn wir es voll genossen haben, um andern zu noch höherem Glücke Platz zu machen."

Digitized by Google

IV.

Der Naturhistoriker des Volkes spricht:

„Im altmodischen Bauern und im sozialistischen Arbeiter stellen sich uns heute die beiden äußersten Gegenpole der Gesellschaft dar; in der Mitte liegt der unendlich mannigfaltige Kern des Ganzen, von welchem die leitenden Gedanken und Prinzipien ausgehen; denn weder der Bauer noch der Arbeiter sind durch sich selber, was sie sind. Der Bauer ist im Grunde der größte Realist, er nimmt die Thatsachen seines Daseins wie er sie vorfindet, allein er tröstet sich über dieselben mit der Ergebung in den Willen Gottes, der alles gerecht ausgleichen und zuletzt zum besten führen werde, und wird solchergestalt, und insbesondere angesichts des Todes, doch auch wieder idealistisch.

Der Arbeiter ist Idealist von vornherein. Er stellt allgemeine Ideen und Grundsätze voran, ohne Rücksicht auf die thatsächlichen Zustände, die er vielmehr für nichtig und unhaltbar erklärt, und über die er sich einfach hinwegsetzt. Er fordert allgemeine Gleichheit, obgleich alle Menschen von Natur ungleich sind; er fordert Gerechtigkeit und Freiheit, obgleich die Arbeits- und Lohngerechtigkeit der Phalanstere alle persönliche Freiheit vernichten und uns Alle einer unerträglichen Staatsschulmeisterei unterwerfen würde, in welcher zuletzt niemand mehr die Gerechtigkeit fände.

Digitized by Google

Angesichts des Todes schlägt der Arbeiter dann freilich wieder zum entschiedenen Realisten um; er sieht in ihm nur das, was wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können: die persönliche Vernichtung. Allein indem er die Erde zum Himmel machen will, obgleich dieselbe mit der Härte der Klimate und den stets uns drohenden Naturgewalten doch nichts weniger als himmlisch eingerichtet ist, fällt er sofort wieder in den äußersten Idealismus zurück.

Man könnte diese Parallele noch viel weiter führen, die Gegensätze noch viel schärfer zeichnen, und doch würde sich zuletzt herausstellen, daß der religionslose, von Grund aus idealistische Sozialist nicht minder bei einem neuen Glauben ankommt, wie der gottergebene, von Grund aus realistische Bauer sich mit dem alten Glauben tröstet.

Der letzte entscheidende Punkt bei beiden — wie bei uns allen — bleibt aber doch das große Rätsel der Unsterblichkeit; denn ein Rätsel wird es auch derjenige nennen, der fest an die persönliche Fortdauer glaubt."

V.

Sollten sich der alte Bauer und der moderne Arbeiter gegenüberstehen wie Vergangenheit und Zukunft?

Digitized by Google

Wenn nur nicht jene Zukunft schon im Entstehen so vergänglich wäre, und jene Vergangenheit im Verschwinden einen so dauerhaften Urgrund offenbarte!

Durch alle Bildungsschichten unsres Volkes zieht sich ein soziales Bekenntnis, welches den Leuten bald dunkler, bald klarer zum Bewußtsein kommt, bald buchgelehrt, bald volksmäßig ausgesprochen wird. Es umschließt den erhaltenden, wie den bewegenden Gedanken unsrer heutigen Gesellschaft.

Der Kern dieses Bekenntnisses aber ruht in folgenden Sätzen:

Die Ungleichheit der Menschen ist notwendig, wie auch die Not notwendig ist; beides ist eine harte und zugleich eine huldvolle Notwendigkeit. Huldvoll: — denn aus der Not quillt unsre größte sittliche Kraft, und die Ungleichheit ist — in stetem Kreislauf — Ursache und Folge unsrer höchsten wirtschaftlichen Weisheit, der Teilung und Verbindung der Arbeit. Gott setzte den Menschen die beiden gewaltigen Triebkräfte der Ungleichheit und Not. Wie wir dann den Kampf mit der Not bestehen, wie wir die notwendige Ungleichheit human und vernünftig ordnen und menschenwürdig und erträglich machen, das ist unsre Sache. Wir stehen hier bei einem praktischen Paragraphen des großen philosophischen Kapitels vom freien Willen des Menschen, der niemals ganz frei und niemals ganz gebunden ist. Ein jeglicher, der seine Lebensschicksale klar erwägt, sagt darum stolz mit dem

Digitized by Google

Volksspruche: „Selbst ist der Mann!“ und fügt im gleichen Atem demütig mit dem Apostel Paulus hinzu: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin.“

Wir wollen das Ueberlieferte bewahren, indem wir es verbessern. Thatkraft und Glück bedingen unsern Platz in der Gesellschaft, die sich notwendig nach vornehm und gering, nach reich und arm, die sich aristokratisch gliedern muß. Allein es gibt eine unvernünftige und abgelebte, es gibt eine vernünftige und lebenskräftige Aristokratie, es gibt sittlichen und unsittlichen Reichtum, es gibt eine heilsame und eine heillose Armut. Das Prinzip unsrer historisch erwachsenen Gesellschaft ist ein göttliches, die thatsächliche Ausführung dieses Prinzips ist menschlich, mitunter nur allzu menschlich; sie wird darum nicht selten auch verkehrt und gottlos.

Diese Sätze sind das stille und laute Bekenntnis von Millionen, welche die größte soziale Macht der Gegenwart darstellen.

Der altmodische Bauer und der sozialistische Arbeiter bezeichnen die Gegenpole der modernen Kultur. Sie bieten darum, wie alle Extreme, das dankbarste Objekt für das Studium. Das dankbarste Subjekt für die soziale Realpolitik dagegen gibt die unvergleichlich größere und wuchtigere Masse des bürgerlichen Mittelstandes. In ihm ruht der Schwerpunkt unsrer Gesellschaft. Ich schätze jede vernünftige Bemühung zur wirtschaftlichen, sittlichen und intellektuellen

Digitized by Google

Hebung des Arbeiterstandes hoch; aber wichtiger noch ist die Erhaltung und Hebung des Mittelstandes. Wir werden so oft geblendet und irregeleitet durch Schlagwörter. Zu den gefährlichsten, weil trügerischsten Schlagwörtern unserer Tage zähle ich, daß fast alle Welt die Arbeiterfrage schlechthin „die soziale Frage“ nennt.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Religion und Sozialismus.

I.

Der alte Sozialismus suchte sich eine neue Religion zu machen, die neue Sozialdemokratie will gar keine Religion, nicht einmal eine selbstgemachte.

Hiermit ist ein großer Wendepunkt in der Geschichte des Sozialismus ausgesprochen, nur stehen wir heute noch zu sehr in den Anfängen der jüngsten Phase, als daß sich dieselbe in ihrem scharfen Unterschiede aller Welt klar und überzeugend aufdrängte. Nach einem Menschenalter wird man vielleicht erst durchgreifend erkennen, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine große neue Epoche der sozialistischen Bewegung begonnen hat. Für Deutschland knüpft sich dieser Umschwung an den Namen Ferdinand Lassalles.

Der ganze theoretische Sozialismus von Platon bis Thomas Morus, von Fichte bis St. Simon und Fourier hat einen philosophischen Grundcharakter und einen religionsphilosophischen Hintergrund. Er ging

Digitized by Google

von oben aus, von Männern der Geistesarbeit, von großen Gelehrten und großen Dilettanten.

Indem edle, aber auch oft recht unklare Geister die ganze Menschheit neu gestalten wollten, kamen sie zuletzt auch zur Verbesserung der Lage einzelner gedrückter Klassen, nicht umgekehrt. Und die Träume des Poeten reichten hierbei den Gedanken des Philosophen die Hand, sie führten häufig sogar zur äußeren poetischen Form. Ein großer Teil der sozialistischen Systeme ist in „Gesellschafts-Romanen" dargestellt, und wenn St. Simon und Enfantin, wenn Fourier und Proudhon auch keine Romanschreiber waren, so gestalteten sich ihre sozialen Phantasien doch romanhaft genug.

Bemerkenswert aber ist, daß die kühnen Pläne zum Aufbau einer neuen Gesellschaft zumeist mit philosophischen Prämissen begannen, um mit einer religiösen Fernsicht, ja wohl gar mit dem Traumbilde einer neuen Religion zu schließen. St. Simon sagt, daß mit der vollendeten Vergesellschaftung der Arbeit Gott erst wahrhaft in der Menschheit erscheinen werde. Er will, daß wir uns heiligen sollen durch die Arbeit, und entwickelt hieraus eine neue Religion, ein „neues Christentum", welches jedoch ebenso hoch über Christo stehen soll, wie Christus über Moses. Enfantin findet eine große Lücke in dieser Lehre seines Meisters St. Simon und ergänzt sie, indem er zur Heiligung durch die Arbeit auch die Heiligung durch den Genuß setzt und die Emanzipation des Fleisches predigt. Er

Digitized by Google

will nicht nur Messias sein, wie sein Meister, sondern auch Papst seiner neuen Kirche, der „Vater Enfantin“. Und zum Papste sucht er sich dann weiter eine Päpstin, das „Messiasweib“.

Lamenais trachtet den Sozialismus mit dem römischen Katholizismus zu verbinden. Und hat nicht schon früher Johann Valentin Andreä in seiner „Christianopolis“ den philosophischen Sonnenstaat des Dominikaners Campanella religiös umzubilden und lutherisch zu verbessern gesucht?

Am merkwürdigsten erscheint in diesem Betracht Karl Fourier. Er geht zwar sehr untheologisch von dem Satze aus, daß alle in uns ruhenden Triebe gut seien, und daß wir sie alle befriedigen müßten, um glücklich zu werden, daß wir aber zu dem höchsten Glück doch nur kommen könnten durch unermeßliche irdische Reichtümer, die genossenschaftlich erworben und genossenschaftlich verteilt werden müßten. Zuletzt aber langt er doch bei geradezu chiliastischen Phantasien an, die den Theologen an die Verderbnis der ganzen irdischen Natur durch den Sündenfall und die Erbsünde erinnern werden. Fourier erkennt, daß all unser in höchst gesteigerter Arbeit und riesig gesteigerten Reichtümern gegründetes Glück doch immer etwas fraglich sei, solange wir den Härten einer feindseligen Natur ausgesetzt sind. Aber die Natur ist nur feindselig gegen den Menschen, weil die Menschen unharmonisch und feindselig untereinander sind. Wird

Digitized by Google

einmal die volle Harmonie des in Tausenden von Phalansteren verbrüderten Menschengeschlechtes hergestellt sein, wird der Omniarch den Thron der Zentralphalanstere in Konstantinopel besteigen, dann wird sich ein Lichtstrom vom Nordpol ergießen, das Polareis wird schmelzen, das Meer wird uns nicht mehr verschlingen, die wilden Tiere werden uns nicht mehr zerreißen, und die ganze Erde wird werden wie zu Adams Zeiten vor dem Sündenfall — ein Paradies.

Da die Gesellschaft unser Gemeinleben in Arbeit, Eigentum und Gesittung darstellt, so ruht sie auf sittlicher Grundlage, denn alle Gesittung ist durchdrungen von der Sittlichkeit, und unsre deutsche Sprache hat sinnreich die Worte Sittlichkeit und Gesittung der gleichen Wurzel entnommen, was bei dem französischen morale und civilisation nicht der Fall ist. Der Urquell der sittlichen Idee ist die Gottesidee. Theoretisch können wir Moral und Religion trennen, im Leben werden sich beide aber immer verbunden zeigen.

Die älteren Sozialisten überspannten die Gesellschaft; das ganze öffentliche und private Leben sollte im sozialen aufgehen. Die Gesellschaft verschlingt den Staat und die Kirche. Da sie aber das höchste menschliche Gemeinleben in seiner Totalität neu gebären soll, so mußte sie doch wieder staatliche und kirchliche Momente aus sich selber gestalten. Die alten Religionen und Kirchen konnte man hierbei nicht brauchen; man

Digitized by Google

machte sich darum eine neue Religion und eine neue Gesellschaftskirche.

Es ist merkwürdig, daß selbst Sozialisten, die persönlich ihrer alten Kirche treu anhingen, in ihrem Phantasiebild einer neuen Gesellschaft doch von derselben absahen, wie Thomas Morus, der ja ein Märtyrer seiner katholischen Gesinnung wurde, während er in seiner Utopia für die Freiheit und Duldung der Bekenntnisse schwärmt, wie der Mönch Campanella, der persönlich dem Papste anhing und vom Papste begünstigt wurde, während er in seinem Sonnenstaat die Philosophie statt der Religion setzt und einen Philosophen zum Papste seines Gemeinwesens machen möchte.

Andre freilich wollten keine neue Religion gründen, sondern nur die alte beseitigen. Robert Owen, der nüchternste unter seinesgleichen, verbannt die Religion aus seinen Kinderschulen; er erstrebt eine neue sittliche Gemeinschaft, will aber die Religion als störend und hemmend hinwegnehmen und nur die religionslose Moral gelten lassen. Babeuf und Proudhon wollen statt des Staates die Anarchie und statt der Kirche die Religionslosigkeit. Aber Babeufs Kommunismus erstrebt nicht die höchste Gesittung, sondern die tiefste Unkultur, in welcher allein wir vollkommen gleich werden können, und Proudhon ist nur stark in allseits verneinender Kritik, nicht in positiver Gestaltung.

Die Seligkeit und ausgleichende Gerechtigkeit,

Digitized by Google

welche der gläubige Christ von einem jenseitigen Leben erhofft, soll schon in diesem Leben sich erfüllen. Das war der religiöse Grundgedanke der alten phantastischen Sozialisten. Und dieses neue Evangelium erheischt einen mindestens ebenso starken Glauben wie das alte.

II.

Seit der Mitte unsres Jahrhunderts ist im Wesen des Sozialismus ein großer Umschlag eingetreten. Die Zeit der phantastischen Theorien und der Gesellschaftsromane ist vorüber. Der heutige Sozialdemokrat will von Fouriers Zukunftsträumen nichts mehr wissen, er hört nicht gern davon reden, wenn er auch sonst Fouriers Verdienste anerkennt, und um St. Simons neues Christentum kümmert er sich so wenig mehr, wie um das alte.

Der moderne Sozialismus drängt zur That auf dem Boden der Thatsachen. Er geht nicht von oben aus, von Platonschen Philosophemen, welche die ganze Menschheit veredeln wollen und den Schwerpunkt der Bewegung in die geistesaristokratischen Spitzen legen; er faßt vielmehr die untersten Schichten der Gesellschaft, die Arbeiter und das Proletariat, zunächst und fast allein ins Auge und spricht mit Freiligrath:

Digitized by Google

„Wir sind die Kraft, wir hämmern jung das alte, morsche Ding,
den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt, das Proletariat."

Mit großer Klarheit hat die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands auf dem Verbandstage zu Gotha 1875 die Grundgedanken ihrer Gesellschaftsreform ausgesprochen. Hiernach ist die Arbeit die Quelle alles Reichtums und aller Gesittung; sie ist nur im gesellschaftlichen Zusammenwirken möglich, und demgemäß gehört der Gesellschaft das ganze Arbeitsprodukt. Der allgemeinen Arbeitspflicht entspricht das allgemeine Recht auf Arbeit, welches jedem nach seiner Fähigkeit und nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen gewährleistet werden muß. Die Ursache alles Elends und aller Knechtschaft ist der Kapitalismus. Alle Arbeitsmittel sollen Gemeingut sein. Die einzelnen Kapitalisten sollen verschwinden, dagegen wird die Gesellschaft der einzige große Gesamtkapitalist sein. Die Arbeit soll genossenschaftlich geregelt werden, und die Genossenschaften werden den Ertrag gerecht verteilen. Da nur die Arbeiter wahrhaft fortschrittlich sind und alle andern Klassen ihnen gegenüber nur eine reaktionäre Masse, so kann die Neugestaltung der Gesellschaft nur von den Arbeitern ausgehen; sie müssen sich selbst befreien. Man wird in örtlichen, in nationalen Kreisen beginnen, aber die Bewegung muß über die Schranken der Nationen hinausgreifen, sie muß international werden, um zuletzt zu einer allgemeinen Weltverbrüde-

Digitized by Google

rung zu führen. Die Arbeit ist organisiert durch Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe, die unter der Kontrolle des arbeitenden Volkes stehen. Die Genossenschaften werden für Industrie und Ackerbau begründet (Fourier!), aus denen alle andre Arbeit hervorgeht. (Die bewegende Zentralmacht der Produktion geistiger Güter, dann der Handel und andre Kleinigkeiten kommen dabei ausdrücklich nicht in Betracht.) Die Volkserziehung ist eine allgemeine und gleiche, die Familie ist für sie nicht mehr maßgebend, wie sie überhaupt in dem ganzen Programm gar nie vorkommt. Die Erziehung ist ausschließend Sache der Gesellschaft, des neuen sozialen Staates. Der letztere ist gegründet auf allgemeines und gleiches Stimmrecht, er erhält die Form der unmittelbaren Demokratie, in welcher das Volk die Gesetze gibt, unentgeltlich Recht spricht, über Krieg und Frieden entscheidet und eine allgemeine Volkswehr bildet. Die Religion ist Privatsache.

Man sieht, auf die Ueberspannung der Gesellschaftsidee in der philosophisch-phantastischen Periode des Sozialismus ist hier die äußerste Vereinseitigung derselben gefolgt, auch wenn sie unser ganzes Kulturleben verschlingen soll. Allein dieses Kulturleben selbst ist als ein höchst beschränktes gedacht. Die „soziale Frage“ ist die Arbeiterfrage; von ihr geht alles aus, um sie dreht sich alles, die Arbeiter sind das „eigentliche Volk“ im Rousseauschen Sinne.

Digitized by Google

An dieser Einseitigkeit sind nicht nur die Arbeiter schuld: die ganze neuere Entwickelung der sozialen Wissenschaft, wie die sozialpolitische Praxis unsrer Staaten trägt die Mitschuld. Sucht man nicht auch hier das ungenügende unsrer heutigen Gesellschaft fast ausschließend in der unbefriedigenden Lage der Arbeiter? hat man nicht auch hier weit überwiegend die wirtschaftliche Notlage derselben zur sozialen Frage schlechthin gestempelt? Hat man sich etwa ebenso eifrig bemüht, die idealen Gesittungsgrundlagen unsrer historisch entwickelten Gesellschaft in ihrem Zusammenhange und in ihrer innern Notwendigkeit zu erfassen? Hat man der Urgrundlage unsrer Gesellschaft, der Familie, in ihrer Individualität und Selbständigkeit und doch in ihrer organisch verbindenden Kraft für das Ganze staatlicherseits die volle gebührende Würdigung zuerkannt? Hat man nicht über dem Streit zwischen Staat und Kirche beiderseits vielfach die religiöse Erziehung des Volkes vergessen?

Der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands ist die Religion Privatsache. Für das soziale Gesamtleben hat sie also ebensowenig durchgreifende Bedeutung, wie etwa die Kunstliebhaberei oder die wissenschaftlichen Studien einzelner, welch letztere sich ja auch mit dergleichen Dingen in dem neuen Volksstaate befassen mögen, wenn ihnen die wahre und allein quellenhafte industrielle und landwirtschaftliche Arbeit noch Zeit dazu läßt. Die alleinigen Ziele der Gesellschaft

Digitized by Google

bestehen eben in den gerecht geordneten Ansprüchen aller auf Arbeit und Lohn und in der Gewährleistung der Existenz jedes einzelnen durch die Gesamtheit. Das bewegende Prinzip ist die ausgleichende Gerechtigkeit, die zwar unter der Kontrolle des Volkes geübt wird, aber doch immer von einzelnen Organisatoren und Zensoren geleitet und überwacht werden muß und also zu allem andern eher führt als zur Freiheit. So demokratisch der neue Gesellschaftsstaat eingerichtet sein mag, bietet er doch für die individuelle Freiheit weniger Raum als vordem selbst der Staat eines aufgeklärten absoluten Fürsten.

Vollkommene persönliche Freiheit würde uns nur in der Religion gewährt sein, weil sie eben Privatsache ist. Auch viele Leute der besitzenden Klasse (die also nur zur „reaktionären Masse" gehören und keineswegs Sozialisten sind) betrachten heute die Religion gleichfalls nur noch als Privatsache, selbst wenn sie sich äußerlich zu ihrer angestammten Kirche halten. Der Sprung zum Verneinen der Religion, als einem überwundenen Standpunkte des jugendlich schwärmerischen Völkerlebens, ist dann nicht mehr gar groß.

Auch bei den echten Sozialdemokraten wird die „Religion als Privatsache" eigentlich nur noch ein vorsichtig schonender Ausdruck für die Beseitigung aller Religion und insbesondere jeder Kirche sein. Der Sozialdemokrat will ja sonst unser ganzes Leben genossenschaftlich organisieren, allein von dem natürlichen Drängen

Digitized by Google

des religiösen Geistes zu genossenschaftlichem, ja korporativ gefestetem Zusammenhalte sagt er kein Wort. Das gäbe ja doch wieder eine Kirche oder verschiedene Kirchen. Die Kirchen kann er nicht brauchen, sie stören seine Zirkel, und da er uns die irdische Glückseligkeit im vollsten und gerecht verteilten Genusse aller irdischen Güter verheißt, so ist ihm der Glaube an ein jenseitiges Leben, welches erst die ausgleichende Gerechtigkeit bringen soll, ein höchst gemeingefährlicher Irrglaube. Dieser Glaube müßte uns ja geduldig machen gegenüber den Ungerechtigkeiten, die uns hier bedrücken, und wir sollen doch vielmehr fortwährend aufgestachelt werden, dieselben abzuschütteln; er müßte unsern Groll und Neid gegen die Glücklicheren beschwichtigen, und wir sollen doch vielmehr recht herzhaft grollen und beneiden, damit wir selber allesamt die Glücklichsten werden. Die moderne Sozialdemokratie ist nicht nur realistisch und greift alle Dinge am praktischen Ende an; sie ist zugleich auch materialistisch, denn so wie wir den Geist über und neben die Materie setzen, kommen wir zu einer Aristokratie des Geistes, die der folgerechte Sozialdemokrat nicht brauchen kann, schon weil sie die impertinenteste Ungleichheit und den unbesiegbarsten Individualismus in sich schließt.

Ich unterschätze die weittragende Macht der sozialdemokratischen Arbeiterbewegungen gewiß nicht. Wir haben in den Arbeitern eine neue, höchst energische und selbstbewußte Gesellschaftsschicht erhalten, die unsrem

Digitized by Google

ganzen Volksleben ein neues Gesicht gibt. Wir müssen mit ihr rechnen. Und wie sie noch auf die in wachsender Reform begriffene Gesellschaft einwirken wird, das ist auch dem schärfsten Auge verhüllt.

Die Arbeiter suchen den Kreis ihrer Angehörigen und Bundesgenossen fortwährend und mit Erfolg zu erweitern. Sie sind nicht mehr bloß die Fabrikarbeiter, sie ziehen auch die Lehrlinge und Gesellen des Handwerks, die Dienstboten und Taglöhner zu sich herüber, und wir sprechen in diesem weiteren Sinne bereits von den „arbeitenden Klassen". Selbst den kleinen Bauern wissen sie da und dort für ihre Interessen zu gewinnen. Eine Dorfgemeinde murrt darüber, daß der Staat sie zu einem Wegbau zwingt, den sie nicht machen will, und ihr eine Brücke nicht baut, die sie auf Staatskosten gebaut haben möchte. Kommt dann der sozialdemokratische Agitator ins Dorf und bestärkt die Leute in ihrer Unzufriedenheit und verheißt Abhilfe für diese und hundert andre Beschwerden, dann wählen die Bauern einen Sozialisten für den nächsten Landtag, obgleich sie gar nicht wissen, was eigentlich ein Sozialist ist. Die Anhängerschaft der sozialdemokratischen Arbeiter wächst nach allen Seiten, und selbst hochkonservative und hochkirchliche Parteien fördern dieses Wachstum, wenn sie sich in politisch verkehrter, ja oft geradezu unsittlicher Weise mit der Sozialdemokratie verbinden, um den verhaßten liberalen Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Digitized by Google

Die sozialistischen Arbeiter erweitern aber auch ihre Macht, indem sie über die Schranken der Nationen hinaus zusammenhalten und einen internationalen Verband bilden. Hier tritt der Gegensatz zwischen Bauer und Arbeiter am schärfsten hervor. Der deutsche Bauer kennt den deutschen Bauern nicht; der schwäbische Bauer weiß nichts vom pommerischen, der friesische ebensowenig vom fränkischen; es gibt kein Gemeinbewußtsein, keine gemeinsame Organisation des deutschen Bauernstandes. Der sächsische Fabrikarbeiter dagegen weiß sich in voller Interessengemeinschaft mit dem bayrischen oder westfälischen, ja, er fühlt sich verbunden mit den Arbeitern der ganzen Welt.

Hielten die deutschen Bauern ebenso selbstbewußt zusammen wie die Arbeiter, so würde sich eine ganz neue Aera der sozialen Politik eröffnen. Allein es gehört gerade zum Wesen des deutschen Bauern, daß er von Grund aus sondertümlich ist und um so weniger über den engen Bann des Gaues und der Gemeinde hinausblickt, je wärmer er sich in demselben eingelebt hat.

Die Arbeiter sind nicht nur eine neue, stets wachsende soziale Macht, sondern sie bringen auch, was noch wichtiger, eine Verschiebung des ganzen Aufbaues der Gesellschaft.

Wenn man früher vom Volk, im engeren Sinne, sprach, so dachte man dabei an die Bauern, als die breite, naiv gesittete Grundlage des Ganzen; volkstümlich war bauerntümlich.

Digitized by Google

Diese Grundlage besteht heute noch, aber es hat sich eine andre breite Volksmasse daneben erhoben, die erst recht das eigentliche Volk zu sein beansprucht: die Arbeiter. Sie sind nicht naiv gesittet, sie sind auch nicht bewußt gebildet, sondern ein Gemisch von beidem. Sie wollen nicht das nationale Volkstum als solches darstellen, sondern die internationalen Forderungen des Volkes und aller Völker. Nicht die beharrende Macht im Volksleben wollen sie sein, sondern die bewegende, und während der Bauer sich abschließt, suchen sie sich auszubreiten und alle verwandten Elemente zu sich herüberzuziehen.

Das ganze idealere Bildungsleben des echten deutschen Bauern wurzelt noch immer in Religion und Kirche. Wie er überall der überlieferten Sitte folgt, so ist ihm auch die Religion zur Sitte geworden, an die er so wenig kritisch tastet, wie an seine Standes- und Familiensitten. In einzelnen Gegenden mag sich dieser Zustand geändert haben, bei der großen Masse der deutschen Bauernschaften aber besteht er noch fort.

Ganz anders bei den Arbeitern. Es gibt auch religiös gesinnte Arbeitergruppen; allein sie sind nicht charakteristisch für den ganzen Stand. Es sind ja auch nicht alle Arbeiter Sozialdemokraten. Allein die große bewegende Masse der Arbeiterschaft vieler Länder gravitiert doch zur Sozialdemokratie. Und hier wird es geradezu als eine Standesforderung der Arbeiterschaft ausgesprochen, daß die Religion fortan Privat-

sache sein soll. Gar manche Glieder der verhaßten „Bourgeoisie" denken ebenso. Es fällt dem Bürgertum aber doch nicht ein von Standeswegen die Religion als Privatsache zu erklären oder überhaupt ein religiöses Standesprogramm aufzustellen.

Als die vornehmen Buchsozialisten die ganze Welt noch von oben herab verbessern und einen neuen Gott in die Weltgeschichte tragen wollten, übten sie keinen großen Einfluß. Seitdem die Forderungen und Ziele der Sozialdemokratie so praktisch, eng und nüchtern geworden sind, wie wir es auf dem Gothaer Verbandstage ausgesprochen fanden, seitdem die Weltverbesserung zunächst im Achtstundentage und gesteigertem Lohne gipfelt, und die „Magenfrage" an die Stelle der großen Fragen des Geistes und Gemütes trat — erst seit diesem Wendepunkte hat der Sozialismus seine weitgreifende Wirkungskraft entfaltet. Denn seine nächsten Forderungen sind keineswegs seine letzten.

In dem mächtigen Emporsteigen einer neuen Gesellschaftsschicht, welche in der Sitte, in der Religion, im Familienleben das Gegenteil von alledem zeigt, was man bis dahin volkstümlich nannte, und die doch das eigentliche Volk sein will, vollzieht sich eine Verschiebung des gesellschaftlichen Grundbaues. Sie schließt auch eine Verschiebung des religiösen Volkslebens in sich.

Durch die Gefahren, welche hier drohen, sollten

Digitized by Google

wir uns um so kräftiger angeregt fühlen, unser Herz dem Volke zu erschließen, teilnehmend für seine Leiden und hilfbereit, zugleich aber auch bestrebt, die idealen Güter der Religion und Sittlichkeit zu bewahren und zu mehren, nicht nur in uns, sondern in allem Volke. Auch der modernste Mensch kommt über die Religion nie ganz hinweg, überall umdrängen uns religiöse Probleme, zu denen wir befehdend oder verteidigend Stellung nehmen müssen, selbst wenn wir Sozialdemokraten wären, denen die Religion nur Privatsache ist.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die gebildete Gesellschaft.

Am Eingang des Schloßgartens zu Dachau stand vor Jahren eine Tafel mit der Aufschrift: „Nur Gebildeten ist der Eintritt in den königlichen Hofgarten gestattet."

Ich habe diese Tafel nachdenklich gelesen und mich zunächst gefragt, ob ich selber eintreten dürfe?

Die Verfügung war ohne Zweifel sehr liberal gefaßt; denn wer sie lesen konnte, der hielt sich schon um deswillen für einen Gebildeten und trat ein; wer aber so ungebildet war, daß er nicht einmal lesen konnte, der wird sich um die Tafel gar nicht gekümmert haben und gleichfalls eingetreten sein.

Allein so hatte es der Verfasser der Aufschrift doch wohl nicht gemeint. Er dachte vielleicht, gebildet ist, wer sich anständig benimmt, nicht lärmt und schreit, die Beete nicht betritt und die Pflanzen nicht beschädigt. Oder auch: gebildet ist, wer einen saubern Rock trägt, wer schon in seiner äußern Erscheinung zur „bessern Gesellschaft" gehört. Sollten am Ende

Digitized by Google

wohl gar nur Stadtleute eintreten dürfen und die Bauern draußen bleiben? Das wäre doch nicht sehr liberal gedacht gewesen, zumal in Dachau. Denn die Bürger dieses Marktfleckens sind zum größern Teile Bauern, und die weite Umgegend ist berühmt wegen ihres echt bäuerlichen, kernhaften, in Sitte und Tracht so originalen Bauernvolkes. Der Beamte, welcher die Tafel setzen ließ, hätte dann am Ende selber gar nicht in den Garten eintreten dürfen, weil sein Begriff von Bildung ein sehr ungebildeter gewesen wäre, weil der Mann jener wahren Bildung entbehrt hätte, welche die verschiedenen Phasen der Volksgesittung gleicherweise in ihrer sich ergänzenden inneren Notwendigkeit erkennt und ehrt.

Ich wurde müde, so lange vor der Tafel zu stehen und wollte doch nicht eintreten, bevor ich mir klar geworden war, was eigentlich unter den „Gebildeten“ zu verstehen sei. Vor der Thür stand eine Bank unter einer prächtigen alten Esche. Dort setzte ich mich nieder und behielt die Tafel fest im Auge, um mit ihrer Aufschrift meinen Grundtext immer festzuhalten und über die Thatsache nachzusinnen, daß heutzutage die „Gebildeten“, für welche die Statistik keine Ziffer hat, bereits eine polizeiliche Gruppe bilden — wenigstens in Dachau.

Unsre Kulturvölker sind nach Nationen und Stämmen und Staaten, nach Arbeit und Besitz, nach Sprache und Sitte, nach Glauben und Wissen, un-

Digitized by Google

endlich reich und mitunter sehr schroff gegliedert. Wir unterscheiden aber in all dieser wimmelnden Mannigfaltigkeit und über dieselbe hinaus zwei große Gruppen des Volkstums: die naiv gesittete und die bewußt gebildete Schicht. Die Sitte erlebt man, die Bildung erlernt man. Die Sitte wird ererbt, die Bildung muß aus dem Erbe der Väter immer neu wieder erworben und im Wiedererwerben gesteigert werden. Jeder Kulturmensch entwickelt sich auf Grund der Sitte und der Bildung; die eine Volksschicht erzieht sich mehr durch diese, die andre mehr durch jene, aber keine bleibt unberührt von beiden. Auch der einfältigste Bauer, der scheinbar ganz nach der Väter Weise lebt und arbeitet, hat doch ein Stück Bildung, und der gelehrteste Mann, der sogar auf der Straße tiefsinnig philosophierend einhergeht, huldigt doch der Sitte, indem er vor dem Begegnenden den Hut zieht.

Sitte und Bildung kämpfen miteinander, die eine mit der Kraft der ruhenden Abwehr, die andre mit der Energie des Angriffs. Keine wird völlig siegen. Denn die höchste Bildung ergründet und begreift erst recht den Wert der Sitte, in welcher das Individuellste unsres Volkslebens, zuletzt sogar unser nationaler Charakter wurzelt, und aus unserm nationalen Bildungsleben entwickeln sich immer wieder neue und höhere Sitten.

Allein gewiß ist doch, daß in unsrer Zeit der Trieb nach bewußter und allgemeinster Bildung eine Macht und Ausdehnung gewonnen hat wie nie zuvor.

Digitized by Google

Hierdurch gestaltete sich eine ganz neue und großartige soziale Erscheinung. Die Sprachen, welche auf dem Standpunkt der naiven Gesittung die Völker trennen, tauschen sich aus in der gebildeten Welt und verbinden sie. Wir erlernen fremde Sprachen und nennen die Hauptmedien jenes Austausches Weltsprachen, welche eigentlich jeder Gebildete kennen, ja sogar können soll. Mit den Weltsprachen erwuchs eine neue Weltlitteratur, die zugleich durch eine Uebersetzungskunst vermittelt wird, wie sie keine frühere Zeit kannte. Die internationale Macht der Geistesarbeit ist unermeßlich gewachsen. Der Lebensberuf des Geistesschaffens — der Produktion geistiger Güter — hat sich in zwei mächtigen Gruppen entwickelt, welche frühere Epochen nur in ihren Anfängen kannten. Der Beruf der „verstaatlichten Geistesarbeit" oder genauer der Arbeit für das öffentliche Leben der Völker in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule hat einen früher nie erreichten Umfang gewonnen und die „freie Geistesarbeit" in Künsten und Wissenschaften, Litteratur und Zeitungswesen, welche der freien Gefolgschaft der Nation, dem „Publikum" dient, ist nach Fülle und Einfluß eine geradezu neue Erscheinung. Die exakten Wissenschaften verhalfen dem Landbau großen Stiles, der Großindustrie und dem Großhandel zu einem ungeahnten Aufschwung. Mit einer neuen Aristokratie des Besitzes verband sich eine neue Aristokratie der Bildung. Kein Wunder, daß jedermann

Digitized by Google

nach Bildung strebt, und wer sie verachtet, der sagt es wenigstens nicht.

So hat sich die neue Thatsache einer „gebildeten Gesellschaft“ gestaltet, welche ausgleichend und verbindend die Schranken der Stände, der Nationen, der Erdteile überbrückt, und die „gebildete Welt“ geht so weit als überhaupt die höhere, bewußte Kultur reicht, wir sagen — etwas zu ausschließlich — die „europäische Kultur“.

Die gebildete Welt hat ihre gemeinsamen Moden und Sitten, ihren gemeinsamen Rock und ihre gemeinsame Küche, sie weiß sich einig in einer gewissen Summe des Wissens, in gewissen sittlichen und humanen Grundsätzen. Die Bürger der gebildeten Welt erkennen einander an diesen Dingen, wie die Freimaurer an ihren Erkennungszeichen, sie bilden in der That eine Art unsichtbarer Loge, und die eigensten Tempel derselben sind die großen internationalen Gasthöfe, nicht die Wirtshäuser, welch letztere vielmehr landsmännischen Charakter tragen. Der Gedanke der völkerverbindenden „gebildeten Gesellschaft“ ist so tief, seine Verwirklichung freilich mitunter sehr oberflächlich. Denn wenn man bei den Einzelnen genauer nachfragt, was sie denn eigentlich unter Bildung verstehen, so lautet die Antwort sehr verschieden, und die unsichtbare Loge wird in der That ganz unsichtbar. Der naturwissenschaftlich Gebildete wird den künstlerisch Gebildeten, welcher nicht einmal weiß, aus welchen Elementen die Luft besteht, die er atmet, für sehr

Digitized by Google

ungebildet halten, und dieser wird jenen für einen unwissenden Menschen erklären, wenn er nicht einmal weiß, wie viele Symphonien Beethoven geschrieben hat. Und doch können beide sehr gebildete Mitglieder der „gebildeten Gesellschaft" sein. Wird die Bildung um so oberflächlicher, je breiter und allgemeiner sie wird? Es wäre sehr oberflächlich, dies so allgemein zu sagen. Gerade in dem Streben nach dem Allgemeinen, Allumfassenden haben große Geister auch wieder die größte Vertiefung gefunden.

Aber gewiß ist doch, daß die Genossen der gebildeten Gesellschaft sich überwiegend in der Außenseite ihrer Bildung, in den äußerlichsten und eben darum allgemeinsten Resultaten derselben berühren und einig wissen. Darum wäre es jedoch verkehrt, die Bedeutung dieser Gemeinschaft gering zu schätzen. Sie ist groß, weil die Gemeinschaft so groß ist, sie ist mächtig, nicht in ihrem vertiefenden, sondern in ihrem ausgleichenden, verbindenden und versöhnenden Wirken. Und sie gestaltet sich doch zuletzt zu einer Ritterschaft des Geistes.

Diese Ritterschaft erinnerte mich aber an eine andre, deren ich unter der Esche vor dem Garten des Dachauer Schlosses leicht gedenken konnte, da dieses Schloß vor Jahrhunderten auch eine Ritterburg gewesen ist.

Die abendländisch-christliche Ritterschaft des Mittelalters schlang ein einigendes und ausgleichendes Band um den Adel der verschiedenen Grade und Nationen.

Digitized by Google

Auf dem Boden idealer Probleme und Ziele erkannte der Ritter den Ritter als seinesgleichen, wie heutzutage der Gebildete den Gebildeten. Jener ritterliche Idealismus war damals freilich ebenso gut ein „Ideal“, wie der Idealismus der Bildung in unsern Tagen. Die ritterliche Gesellschaft war aristokratisch eng, die gebildete Gesellschaft wurzelt im Bürgertum und dehnt sich ins Weite. Die fremden Ritter begegneten und erkannten sich auch nicht auf der Eisenbahn und in den internationalen Gasthöfen, sondern im Turnier und auf den Schlachtfeldern Palästinas.

Vielleicht liegt eine andre Parallele zwischen alter und neuer Zeit noch näher: hat nicht vordem die „abendländische Christenheit“ einen ähnlichen völkerverbindenden Gedanken ausgesprochen, wie heute die „gebildete Gesellschaft“? Das Nationalbewußtsein trat im Mittelalter zurück hinter dem christlichen Gemeinbewußtsein, und die modernen Nationalstaaten konnten sich erst kräftig entwickeln, als die Reformation die kirchliche Einheit Westeuropas durchschnitten hatte. Ueberbrückt das Gemeinbewußtsein der gebildeten Gesellschaft jetzt etwa in ähnlicher Weise die Scheidung der Nationen, wie es früher das kirchliche Gemeinbewußtsein gethan? Man kann diese Frage ebenso wohl mit Ja wie mit Nein beantworten, da sie auf einer jener Vergleichungen ruht, die allezeit zu hinken pflegen. Allein zu reichem Nachdenken gibt sich doch Anlaß. Ich überlasse dieses Nachdenken meinen Lesern,

Digitized by Google

die ich überhaupt mehr zum Nachdenken anregen als belehren möchte, und kehre zu der Thür des Dachauer Hofgartens zurück.

Hätte man im Mittelalter solche Gartenpolizei gekannt wie heutzutage, so würde der Vogt von Dachau an jene Thür geschrieben haben: „Allen guten Christen ist der Eingang in den Burggarten gestattet." Die Juden, schon am Hut und dem gelben Ring kenntlich, hätten nicht hinein gedurft, und die Gebannten und Ketzer ebenso wenig. Die guten Christen waren die gute Gesellschaft im allerweitesten Sinne.

Wenn sich uns heute ein Unbekannter nach der Sitte der Gebildeten vorstellt, so nennt er seinen Stand und seine Heimat aber nicht seine Konfession. Der Mann käme uns komisch vor, wenn er uns sofort sagte, ob er Katholik oder Protestant sei, und wir kämen ihm sehr vordringlich, das heißt sehr ungebildet vor, wenn wir ihn sofort danach fragten.

Die gebildete Gesellschaft ist international, sie ist aber in noch viel höherem Grade interkonfessionell und hat hierin eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Freimaurerbunde.

Der religiöse Glaube ist das individuellste, die gesellschaftliche Bildung das allgemeinste: wie sollte man in der gebildeten Gesellschaft nach dem religiösen Glauben fragen: Halten doch auch viele gerade dieses für das besondere Zeichen ihrer Bildung, daß sie gar nichts glauben.

So scheint es fast, als ob die „gebildete Gesell-

Digitized by Google

schaft" einerseits und die kirchliche Gemeinschaft, ja der religiöse Glaube andrerseits sich ausschlössen oder doch kalt und gleichgültig einander gegenüberstünden. Wer jedoch etwas tiefer blickt, der wird bald entdecken, daß dem ganz und gar nicht also ist. Sie kreuzen sich, um doch wieder Getrenntes zu verbinden, und die Religion wirkt gerade da am versöhnendsten im Völkerleben, wo die Bildung scheidet.

Mein Bildungsleben mag ganz anders sein, wie die naive Gesittung des Bauern, Arbeiters und Kleinbürgers, allein wir fühlen uns doch wieder einig, indem wir denselben Trost, dieselbe Versöhnung der Religion suchen, einig im Glauben, Lieben und Hoffen. Die Religion überbrückt eine Kluft zwischen den Ständen, welche die Bildung vielmehr verbreitert und vertieft, und gerade der Höchstgebildete wird die Worte am gründlichsten verstehen, daß selig sind, die da geistlich arm sind und daß den Armen das Evangelium gepredigt ist. Hier scheine ich mir zu widersprechen. Sagte ich nicht oben, die Bildung verbinde die Stände, und jetzt, die Religion gleiche eine Kluft der Stände aus, welche durch die Bildung vielmehr getrennt würden? Beides ist richtig. Die Bildung vereint die gebildeten Stände trotz des Unterschiedes von Rang und Reichtum, aber sie verbreitert die Kluft zwischen den gebildeten und naiv gesitteten Schichten des Volkes. Die Religion versöhnt arm und reich, gebildet und ungebildet, aber sie zieht eine neue Scheidung quer

Digitized by Google

durch das Ganze, die Scheidung des Glaubens — und es gibt vielerlei Glauben und Unglauben. Wir streben überall nach Einheit, je klarer jedoch dieses Streben ist, um so deutlicher wird es zahllose sich kreuzende Besonderheiten erkennen, die sich kraft eines Naturgesetzes entwickeln, dessen Notwendigkeit nur die höchste Bildung zu begreifen vermag.

Die „gebildete Gesellschaft“ ist weltbürgerlich, aber sie soll uns doch der Heimat nicht entfremden, der Nation, dem Stamme, worin unser lebendigstes Leben gewurzelt ist. Wir haben auch eine Heimat in der Glaubensgemeinschaft, der wir von Kindesbeinen angehören, sie befestigt zugleich die Familiengemeinschaft, welcher die Konfession doch ihre besondere Signatur aufprägt, sie verbindet auch dem bildungsärmsten Manne die Vergangenheit mit der Gegenwart, indem er treu bleibt dem Glauben seiner Väter, sie gibt der Volksgemeinschaft gesteigerte Wärme und Innigkeit. Aber in unsern Nationen herrscht doch mancherlei Glaube, der sich oft widerspricht und befehdet, der die Nationen oft in sich zerrissen hat, wovon die deutsche Geschichte so viel zu erzählen weiß. Ueber diese Risse soll uns eben das gebildete Nationalbewußtsein erheben, und ich brauche darum meinem persönlichsten religiösen Leben gar nicht zu entsagen. Wir bleiben gute Deutsche, wenn wir auch daran festhalten, daß wir Protestanten oder Katholiken sind, und die Selbstzucht, die wir üben, indem wir auch in dem Anders-

Digitized by Google

gläubigen den Volksgenossen, ja den ideellen Glaubensgenossen der unsichtbaren Johanneskirche erkennen und ehren, führt uns zuletzt zur höchsten Stufe der Einigung, die zugleich eine höchste Bildungsstufe bezeichnet.

Es ist nicht Engherzigkeit, nicht konfessioneller Partikularismus, wenn ich mich freue, in fremdem Lande Glaubensgenossen bei einem fremden Volke zu begegnen, wenn ich mich leichter bei ihnen heimisch fühle. Das ist ganz menschlich und natürlich. Ich freue mich ja auch, in der Fremde leiblichen Verwandten zu begegnen, und achte darum andre Leute, welche mir nicht verwandt und nicht gleichgläubig sind, doch nicht geringer.

Die Religionen haben vielfach die Völker in sich gespalten, aber die Religionen scheiden sich nicht nach den Volks- und Staatsgrenzen, sie greifen darüber hinaus und wirken so doch wieder völkerverbindend. Welcher Erstarrung würde die Menschheit verfallen, wenn jeder Stamm, jede Nation einen rein in sich abgeschlossenen Staat und jeder Staat eine rein in sich abgeschlossene Kirche bildete!

Das Christentum will keine Familienreligion sein, keine Stammes- oder Nationalreligion, keine Staatsreligion, sondern eine Religion der Menschheit. Und doch stärkt es das Familienbewußtsein, läutert und kräftigt den Stammes- und Nationalgeist und veredelt das Staatsleben. Es verbindet, indem es besondert. Und dies ist ein unablässiger, segensreicher Kampf. Christus sagt, daß er nicht gekommen sei

Digitized by Google

Friede zu bringen sondern das Schwert, aber indem er das Schwert gebracht hat, brachte er den Frieden.

Die feine Bildung schont das religiöse Bewußtsein des Andersgläubigen, weil sie ein Ausfluß jener tiefsten Bildung ist, die in dem überzeugungsvollen religiösen Bewußtsein zugleich den eigensten und darum unantastbaren Grundzug der Persönlichkeit erkennt.

Solche und noch manche andre Gedanken machte ich mir unter der Esche vor der Thüre des Hofgartens zu Dachau, indem ich die polizeiliche Aufschrift immer fest im Auge behielt.

Ob sich der Dachauer Polizeibeamte, als er die Aufschrift verfaßte, wohl auch so viele Gedanken über dieselbe gemacht hat?

Vermutlich noch viel mehrere und bessere. Denn ich halte andre Leute gern für gescheiter und besser als mich selbst, namentlich wenn ich sie nicht kenne.

Endlich beschloß ich, die Thür zu öffnen und in den Garten zu treten. Hatte ich doch genügend darüber nachgedacht, ob ich dessen würdig sei, und es war mir ganz feierlich zu Mute, wie wenn ich nach bestandener Selbstprüfung in Sarastros Weisheitstempel eingehe.

Reizende Kleinbilder begrüßten mich zunächst: ein halb verwilderter Rokokogarten aus dem vorigen Jahrhundert, auf welchem der Zauber des Traumhaften ruhte, dem Neues sich entringt; wir nennen dies den Zauber der Geschichte.

Als ich aber aus dem dunkeln Bogengang einer

Digitized by Google

noch immer kunstreich verschnittenen Lindenallee hervortrat an die Brüstungsmauer, die den steilen Ostabhang des hochgelegenen Gartens begrenzt, öffnete sich mir ein entzückender Fernblick auf die weite Hochfläche mit ihren Feldern und Wäldern, Gehöften und Dörfern, umrahmt von der lichtblau und weiß schimmernden fernen Alpenkette. Das Panorama der Landschaft erschien wie ein großes Halbrund, überwölbt von der Halbkuppel des wolkenlosen Himmels. Man glaubt bei solch scheinbar grenzenloser Fernsicht zu sehen, daß die Erde rund ist, allein das Rundbild hat nicht hierin seinen Grund, sondern in dem Bau unsres Auges. So deucht uns auch der Himmel eine Rundkuppel, kraft des Baues unsres Auges.

Auch die Menschheit rundet sich uns zu einem wunderschönen Ganzen — als Panorama aus der Vogelschau. Und doch ist es auch hier nur der Bau unsres geistigen Auges, der uns das kleine Stück, welches wir übersehen, als ein ganzes, als so schön gerundet erscheinen läßt. Noch viel mehr wird dies dann von der „gebildeten Gesellschaft" gelten.

Der Gartenaufseher war mehrmals prüfenden Blickes an mir vorbeigegangen. Er hat mich nicht hinausgewiesen.

Ich verließ endlich den Garten ganz stolz und viel zuversichtlicher als ich eingetreten war. Der Aufseher hatte mich nicht hinausgewiesen: er muß mich also doch für einen „Gebildeten" gehalten haben.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Religionslos und staatslos.

Man kann sich heutzutage für religionslos erklären und mit dieser Eigenschaft in die amtliche Statistik der Konfessionen eintragen.

Als im Anfang der vierziger Jahre dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen berichtet wurde, daß eine Anzahl Berliner aus dem „Christentum auszutreten" beabsichtige, fragte er lächelnd: wohin wollen sie denn „treten"? Diese Frage hat heute ihren Sarkasmus verloren; damals machte „ein Austreten aus dem Christentum" noch den Eindruck, wie wenn jemand erklärte, er wolle nicht mehr auf dem Boden stehen, sondern auf der Luft. Gegenwärtig träte er eben auf den Boden der Religionslosigkeit, welche nicht mehr Luft ist.

Wenn sich einer im Mittelalter für religionslos erklärt hätte, so würde man ihn für einen Narren gehalten haben, aber für einen so gefährlichen und abscheulichen Narren, daß man ihn verbrannt hätte.

Religionslose Staatsbürger gab es damals nicht,

Digitized by Google

wohl aber staatslose Kirchengenossen. Die fahrenden und rechtlosen Leute hatten keine Staatsheimat, der Staat gewährte ihnen keinen Rechtsschutz und sie mußten sich unter den Schutz einzelner Herren stellen. Es gab aber auch mächtige Vasallen, die ihrem Lehensfürsten Trotz boten und sich um keine Staatsgewalt kümmerten; sie waren thatsächlich aus dem Staate ausgetreten, staatslos.

Wenn sich heute jemand für staatslos erklären wollte, wenn er sagte: ich begehre die Wohlthaten des Staates nicht, leiste ihm aber auch keine Steuern, keine Wehrpflicht, keinen Gehorsam, ich bin ein Staat für mich, so würde man ihn ebenso gut für einen Narren halten, wie den Religionslosen im Mittelalter, aber man würde ihn nicht verbrennen, sondern ihn zwingen, entweder dem Staate anzugehören oder fortzugehen. Dann käme er aber doch nur in einen andern Staat, wo man den Staatslosen wiederum entweder „verstaatlichte“ oder fortjagte.

Die Sachlage ist sehr einfach: der Religion und ihren Kirchen können wir sehr leicht entfliehen, dem Staate entfliehen wir nicht.

Wir Deutsche wurden im 19. Jahrhundert politischer als je zuvor, kirchlicher sind wir nicht geworden. Der Staat gibt uns die Fülle des öffentlichen Lebens, die Kirche beherrscht wenigstens das öffentliche Leben nicht mehr wie früher. Ein mitunter bedenklicher Drang, alles zu verstaatlichen, geht durch unsre Zeit;

Digitized by Google

wer auch nur in halbwegs ähnlichem Maße verkirchlichen wollte, der würde überall auf Ablehnung und Widerspruch stoßen.

Trotz aller Freiheitsrechte wollen wir vom Staate beherrscht sein. Wir verlangen Gesetze, Verwaltungsmaßregeln für jede bedeutendere Erscheinung unsres Gemeinlebens, viele dürsten förmlich nach Zentralisation und Uniformierung alles individuellen Lebens durch die Staatsgewalt. Wo irgend einen der Schuh drückt, da ruft er: der Staat muß helfen, wo sich zwei oder drei belästigt fühlen, da richten sie eine Massenbeschwerde an den Landtag. Früher hätten sie vielleicht bei der Kirche Hilfe gesucht. Der Gedanke, daß alles private Leben im öffentlichen aufgehen und alles öffentliche Leben im Staate konzentriert und vom Staate geordnet sein müsse, ist die bewegende Grundidee des Sozialismus, und da dieser Gedanke sich klar oder unklar auch der härtesten Köpfe bemächtigt hat, so wird selbst der biederste Philister zu einem Stück von Sozialisten, ohne daß er's nur merkt. Einen Staatssozialismus haben wir bereits zur Genüge; an einen entsprechenden Kirchensozialismus denkt kein Mensch. Für den Nationalstaat können wir gegebenen Falls zu einem Kreuzzug aufrufen; zu einem kirchlichen Kreuzzug würde sich keine große Gefolgschaft waffnen.

Die rechtliche Stellung von Kirche und Staat hat sich verändert; aber wichtiger noch ist die veränderte Stellung beider zu einander im Volksbewußt-

Digitized by Google

sein, wie ich sie eben andeutete. Die einzelnen Kirchen haben ohne Zweifel auch heute noch große Scharen treuer, opferfreudiger Bekenner; allein selbst diese würden es kaum ertragen, wenn ihre eigene Kirche in der früheren Weise nicht nur die Gewissen, sondern auch das Familienleben, die sozialen und politischen Zustände, ja sogar Wirtschaft und Erwerb beherrschen wollte. Der Staat kann nicht genug neue Gesetze machen, die Kirche würde mit neuen Dogmen übel fahren und selbst ihre treuesten Freunde finden es bedenklich, wenn sie alte Dogmen neu festigt und wieder belebt, um die Gewissen ihrer Gläubigen strenger zu beherrschen.

So scheint es fast, die Kirchen seien ohnmächtig geworden, namentlich, wenn man ihre sinkende äußere Herrschgewalt mit der riesig gesteigerten Macht des Staates vergleicht. Und doch ist dem nicht so. Auch die Kirche kann noch eine imponierende Macht entfalten, nur muß sie dieselbe anderswo suchen und in andrer Weise üben, als in der Weise des Staates.

Wie dies geschehen kann, das werde ich im folgenden an verschiedenen Orten andeuten.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der konfessionslose Staat und das konfessionelle Volk.

Der moderne Staat ist konfessionslos, und wenn er's noch nicht ganz ist, so trachtet er es zu werden. Wir haben keine Staatsreligion. Alle Staatsbürger haben die gleichen politischen Rechte, gleichviel, welches ihr Bekenntnis sei. Der Staat wird freilich nur dasjenige Bekenntnis anerkennen und schützen, dessen Glaubenssätze der Verfassung nicht widersprechen. Allein die Verfassungsurkunde selbst enthält keine Glaubenssätze, sie verbrieft nur das allgemeine Recht. Und die Regierung soll dieses Recht nicht im einseitigen Interesse irgend einer Konfession deuten oder gar drehen.

Der moderne Staat ist konfessionslos; das Volk jedoch ist nicht konfessionslos, und das Volk gehört doch nebenbei auch zum Staate. Selbst wenn sich einzelne für konfessionslos erklärten, was ihnen ja heutzutage der Staat nicht mehr wehrt, so besagen sie damit doch eigentlich nur, daß jeder von ihnen seinen Glauben auf eigene Faust habe, und das wäre

Digitized by Google

dann doch wieder eine „Konfession“, wenn sie auch nur einen Mann stark ist.

In allen unsern Staaten bekennt sich eine Mehrzahl der Bevölkerung zu dem einen oder andern Glauben, und wir nennen diesen Glauben den herrschenden, natürlich nur als vorherrschenden und selbstverständlich nur im Volke.

Die bloße Zahlenmehrheit ist jedoch hierbei nicht das wichtigste. Es kommt auf die qualitative Macht an, welche der maßgebende Teil des Volkes, in Sitte und Bildung, in Brauch und Lebensführung entfaltet. Auch die Geschichte des Staates wirkt entscheidend mit, obgleich sie in den einzelnen Verfassungsparagraphen nicht mehr nachklingt.

Für die Bevölkerung Sachsens und der altbrandenburgischen Lande ist heute noch die historische Erinnerung unverloren, daß aus diesen Gegenden die Reformation hervorging, daß zuerst Sachsen, nachher Preußen, als die besondere Hochburg des Protestantismus für ganz Deutschland erschienen. Bei dem katholischen Altbayer klingen auch heute noch die geschichtlichen Thatsachen nach, daß das alte Kurfürstentum Bayern vor Jahrhunderten ein Hauptlager der Gegenreformation gewesen, daß es durch Jahrhunderte neben Oesterreich die festeste katholische Macht Deutschlands geblieben ist. Bei Tirol braucht man nur den Namen zu nennen. Solche Grundlagen der ganzen Kulturgeschichte eines Volkes werden aus dessen innerem

Digitized by Google

Leben nicht hinweg gewischt, auch wenn der moderne Staat die gerechteste Parität handhabt und in seinem Wesen konfessionslos ist.

Bei allen deutschen Ländern wird man ähnliches finden. Die katholischen Rheinlande standen lange in einem politischen Gegensatz zu Altpreußen, welcher erst 1866 und 1870, dann aber auch gründlich verschwand. Die Grundunterschiede der Volkscharaktere von Rheinland und Westfalen gegenüber den Brandenburgern und Pommern, sind aber doch heute noch die nämlichen wie vor sechzig Jahren, weil sie so tief in den kirchlichen Gegensätzen wurzeln. Auch innerhalb des katholischen Volks besteht dann wieder ein großer Unterschied zwischen den rheinländischen und bayrischen Ultramontanen

Das sind einfache Thatsachen, dem nüchternsten Beobachter erkennbar. Man soll sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß neben der Staatenkarte des Deutschen Reiches auch die bunte Konfessionskarte Beachtung erheischt. Sie ist sogar viel bunter geworden als sie je vorher gewesen, weil namentlich in den Städten und in städtischen Landschaften die Konfessionen sich immer mehr kreuzen und mischen. In den großen rein bäuerlichen Gegenden ist diese Mischung freilich noch kaum bemerkbar; sie wird sich aber auch hier steigern. Führt das nicht zu einer innern Verschmelzung der Konfessionen? Die bis jetzt vorliegenden Thatsachen beweisen das Gegenteil.

Digitized by Google

Die Protestanten in dem früher rein katholischen Altbayern halten doppelt fest zusammen, und ich wüßte nicht, daß die so mächtig angewachsene katholische Bevölkerung Berlins zum Protestantismus neigte.

Alle diese Unterschiede, welche nicht erlöschen, sondern nur sich fort und fort lebendig bewegen, heischen die größte Aufmerksamkeit des Staatskünstlers, vom Minister bis zum örtlichen Verwaltungsbeamten. Das Staatsrecht ist konfessionslos; die Staatskunst hat fort und fort mit den Konfessionen zu rechnen, man frage nur unsre Minister; sie werden zu erzählen wissen von der Not, welche ihnen unablässig konfessionelle Einflüsse bei den Landtagsparteien und in der Presse bereiten. Die Macht der kirchlichen Zentrumsgruppe ist größer als vor fünfzig Jahren, und der Staatsmann, welcher einfach über ihre Köpfe hinweggehen wollte, könnte sich nicht lange behaupten. Wie viel Kirchenpolitik ist in den letzten Jahrzehnten in unsern Parlamenten getrieben worden! Wenn der Landtag — was er doch sein sollte — das verkleinerte Abbild des Volksganzen ist, so muß sich unser Volk in den schärfsten religiösen und kirchlichen Gegensätzen bewegen, die sich obendrein mit den sozialen in der seltsamsten Weise verquicken.

Wäre unser Staat bloß Rechtsstaat, so könnte die Staatskunst konfessionslos sein. Allein gegen den reinen Rechtsstaat protestiert heutzutage alle Welt; der Rechtsstaat soll zugleich Kulturstaat werden, und zur

Digitized by Google

Kultur des Volkes gehört nicht nur Handel, Gewerbe und Landbau und Kunst und Wissenschaft, sondern auch die Religion. In diesen so verschiedenartigen Mächten wird das Volksleben erst warm und wahrhaft lebendig. Auch das Staatsrecht soll im Volksbewußtsein seinen letzten Lebensquell haben; allein das Recht ist allgemein, das Recht ist objektiv und das unendlich individuelle und subjektive Bewußtsein des Volkes stellt sich doch erst in jenem bunten Zauberkreise der persönlichsten Kräfte und Wirkungen dar, welche wir mit einem so magisch wirkenden Worte „Kultur“ nennen.

Viele meinen nun aber, Industrie und Handel, soziales Gemeinleben, Kunst und Wissenschaft gestalteten sich allerdings immer individueller und kräftiger und verdienten darum die höchste staatliche Fürsorge. Anders dagegen gehe es mit Religion und Kirche. Als das Persönlichste sollte der Idealstaat — den wir freilich noch nicht besitzen — die Religion den Einzelnen überlassen und sich gar nicht um dieselbe kümmern, solange sie seine Zirkel nicht stört. Das wäre zuletzt dann auch die wahre Religionsfreiheit, die freie Kirche im freien Staat. Zudem weist man darauf hin, daß ein großer Teil der modernen Bevölkerungen sich entweder nur noch ganz äußerlich zu irgend einer angestammten Kirchengemeinschaft halte, oder überhaupt von Religion und Kirche gar nichts mehr wissen wolle. Das ist unbestreitbar. So lange aber diejenigen, die

Digitized by Google

also sprechen, nur ein Bruchteil des Gesamtvolkes bilden, beweisen sie weiter nichts, als daß unsre Konfessionskarte nur noch viel bunter geworden ist wie je zuvor und drängen wiederum die Religiösen zu festerem Zusammenhalt.

Ein Blick auf die Entstehungsgeschichte des Deutschen Reiches ist lehrreich für unser Thema.

Großdeutsche und Kleindeutsche standen vor dem Jahre 1866 schroff gegeneinander. Jede dieser beiden Parteien beanspruchte für sich den allein richtigen Weg und das allein richtige Ziel der Neugestaltung des Vaterlandes. Die Kleindeutschen warfen den Großdeutschen vor, daß sie durch die Einverleibung Oesterreichs in den neuen Bundesstaat nicht nur ein unheilvolles Uebergewicht der habsburgischen Politik neu begründen und festigen und große Volksbestandteile fremder Nationalität mit Deutschland zusammenschweißen wollten, sondern namentlich auch, daß sie hierdurch den Ultramontanismus zum dauernden Uebergewicht in Deutschland zu bringen gedächten.

Der Gegensatz eines katholischen und protestantischen Deutschlands lauerte auch hinter dem Unterschied von Groß- und Kleindeutschen. Man suchte ihn zu vertuschen, man fürchtete sein offenes Hervorbrechen, da man Deutschland ja einigen wollte, und doch war er verhüllt fort und fort lebendig.

Weitaus nicht alle Großdeutsche waren Ultramontane, viele hatten nur den Vollbestand der deut-

Digitized by Google

schen Nationalität im Auge, soweit die deutsche Zunge klingt, und dachten, das Uebergewicht des Katholizismus oder Protestantismus im Deutschen Reiche habe die alte Bedeutung längst verloren. Gewiß ist aber, daß im katholischen Deutschland und selbst in katholischen Gebieten Preußens die großdeutsche Idee ganz besonders eifrig verfochten wurde, und daß namentlich die ultramontanen Parteien der Landtage leidenschaftlich für dieselbe eintraten. Trotz aller Wandlungen der Reformationszeit war der römische Kaiser immer katholisch geblieben und man konnte sich auch einen neuen Kaiser nur als einen katholischen Fürsten denken. Gehörte Oesterreich zum Reiche, dann war die Bevölkerungszahl Deutschlands überwiegend katholisch, freilich nur darum, so sagten die Gegner, weil so viele Nichtdeutsche, vorab slavische Elemente mitzählten. Alles dies schmeichelte dem katholischen Bewußtsein, obgleich man sehr wohl wußte, daß im heutigen Rechtsstaate ein konfessionelles Recht nicht mehr gilt. In solchen Dingen spricht immer noch zunächst die Gefühlspolitik der Massen, welche den Katholiken so wenig zu verargen war als ihren Gegnern.

Das persönliche Glaubensbekenntnis des Fürsten hat in unsrer Zeit ja entfernt nicht mehr die Bedeutung wie in jenen Tagen, wo man sprach: Cujus regio ejus et religio. In dem Stammlande der Reformation, in Sachsen, regiert ein katholisches Fürstenhaus in vollster Harmonie mit dem Volke, die schon

Digitized by Google

seit Generationen die Feuerprobe bestanden hat. Dies schließt nicht aus, daß deutsche Protestanten auch heute noch im stillen beklagen, daß sich der Nachfolger Friedrichs des Weisen vor mehr als anderthalbhundert Jahren um der polnischen Königskrone willen von Luthers Lehre abwandte.

Der deutsche Kaiser ist evangelischen Bekenntnisses; das Deutsche Reich ist nicht evangelisch. Katholiken und Protestanten sind gleich reichstreu, und auch die Reichspolitik ist keine konfessionelle und darf es nicht sein. Die Religionskämpfe des alten heiligen Römischen Reiches sind im neuen Deutschen Reiche ausgeglichen, welches uns gerade darum besonders heilig ist, weil es sich nicht mehr „heilig" nennt. Die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse ist durch das Reich erst recht zur vollen Wahrheit geworden.

Ich machte die letztere Bemerkung einem protestantischen Pfarrer, in dessen Studierstube das Bild des Kaisers zwischen Luther und Melanchthon hing, wobei ich mich im stillen fragte, ob wohl ein katholischer Pfarrer das Bild des Kaisers zwischen dem heiligen Franz von Assisi und dem heiligen Ignaz von Loyola aufgehangen haben würde?

Der Geistliche erwiderte: „Sie haben recht. Das Siegel dieser Gleichberechtigung sehe ich jedoch in dem evangelischen Kaiser. Nachdem die deutschen Protestanten so lange durch Kaiser und Reich zurückgedrängt und befehdet waren, erscheint es mir eben als die

Digitized by Google

Vollendung der Religionsgleichheit, als die Sühne alten Unrechts und die Verheißung des dauernden inneren Friedens, daß das neue Reich überwiegend auf protestantischer Grundlage ruht, nicht auf dogmatisch protestantischer Grundlage, aber doch auf dem Urgrunde jener nationalen Entwickelung, die durch die Reformation bei Katholiken wie bei Protestanten angebahnt wurde. So denken Tausende mit mir."

Ich fügte hinzu: „Sie mögen recht haben, aber Sie sollen das Gesagte nicht allzu laut aussprechen. Die Eifersucht der Konfessionen schlummert überall in unserm Volksleben. Die innere Politik ist zum großen Teil angewandte Volkskunde, — oder sollte es wenigstens sein. Der Staat ist konfessionslos; das Volk ist es nicht. Je klarer wir beides erkennen, je besonnener und gerechter wir darnach unsre Staatskunst einrichten, je feiner wir das Heiligtum des Glaubens bei Jeglichem schonen und je stärker wir dennoch die Kulturmacht des religiösen Lebens für das öffentliche Wohl zu fördern wissen, um so dauernder wird der innere Friede gesichert sein, um so fester wird das Reich erwachsen."

Wir haben ein Reichsgesetz über die Sonntagsruhe, welches teils aus sozialen, teils aus religiösen Gründen angestrebt wurde. Die sozialistische Strömung

Digitized by Google

vereinigte sich dabei mit der hochkirchlichen — im Ziel, nicht in den Motiven.

Die Ausführung dieses Gesetzes stößt auf zahllose Widersprüche und Forderungen von Ausnahmen, zunächst wirtschaftlicher Natur, und am Ende möchte jedes Gewerbe seinen besonderen Ausnahmsparagraphen haben.

Man vergißt darüber, daß die Auffassungen der Sonntagsruhe in den religiösen Sitten unsres Volkes noch weit gründlicher verschieden sind als die geschäftlichen Ansprüche. Die Sonntagsfeier — und somit auch die Sonntagsruhe — in London ist etwas ganz andres als die Sonntagsfeier in Paris oder Neapel. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehn: auch ein Sonntag in Stuttgart ist etwas andres als ein Sonntag in München. Nord und Süd, protestantisches und katholisches Volksleben folgen hier sehr gegensätzlichen Ueberlieferungen. Manchem norddeutschen Protestanten würde selbst die anglikanische Sabbathruhe willkommen sein, welche andern deutschen Protestanten als ein äußerstes Uebermaß erscheint.

Das katholische Volk und namentlich das Landvolk des deutschens Südens faßt den Sonntag noch in überwiegend mittelalterlicher Weise auf. Der Bauer hört pflichtlich des Morgens seine Messe; der übrige Tag ist ihm ein heiterer Festtag. Er geht in die Stadt, um seine Einkäufe zu machen, er geht auch ins Wirtshaus, wo ihn vielleicht schon unmittelbar nach dem Glocken-

Digitized by Google

schlag elf Uhr Tanzmusik und Gesang begrüßt. Wir begegnen im schönen Sonntagssonnenschein überall bunt geschmückten Scharen von jung und alt, die sich das Leben heiter machen, und wenn sie sich dabei von der Wochenarbeit ausruhen, wohl auch abends etwas austoben, so ist das eben ihre — Sonntagsruhe. Im fünfzehnten Jahrhundert machten es ihre Vorfahren ganz ebenso.

Das protestantische Volk faßte seit der Reformationszeit den Sonntag anders auf. Es sah in ihm nicht den kirchlich begonnenen, auch zwischendurch von Andachtsübungen durchsetzten, aber weltlich volksfestlich verlaufenden Freudentag, sondern den ernsten Tag der Erbauung und Beschauung, den man in der Kirche und im stillen trauten Familienkreise verbringen soll. Und zwar näherten sich die Reformierten ursprünglich der jüdischen Sabbathstrenge noch mehr als die Lutheraner. Dieser konfessionelle Unterschied innerhalb der Konfession mag sich verwischt haben, vielleicht sogar zum Gegenteile ausgetauscht. Andre Unterschiede traten hinzu, je nach Landesart und Landesgeschichte. Wer den ungeheueren Individualismus des religiösen Volkslebens der Deutschen erkennen will, der braucht nur nachzuforschen, wie man in den einzelnen deutschen Gauen, in Stadt und Land den Sonntag feiert. Er wird dann auch finden, daß es hunderterlei „Sonntagsruhe" gibt.

Solche im innersten Leben des Volkes wurzelnde

Digitized by Google

Sitten, vorab religiöser Natur, kann man nicht mit einem Federstriche ausgleichen. Man kann wohl alle Werkstätten und Läden zur gleichen Stunde schließen, aber die gleiche „Sonntagsruhe" kann man nicht allen Deutschen einheitlich diktieren, nicht einmal allen Preußen oder Bayern, allen Sachsen oder Hessen. Ich bin der entschiedene Freund einer würdigen Sonntagsfeier und Sonntagsruhe und fasse den Sonntag als einen Tag der Erbauung und Beschauung, des friedsamen Verkehrs mit Natur und Menschen, dazu auch besonders weihevoller Geistesarbeit, die niemand stört und mich erhebt. Andre mögen es anders halten. Die überlieferten Sitten der Konfessionen, der Volksgruppen, der Familien entscheiden hierbei, und zuletzt auch die Ueberzeugungen des Einzelnen.

Wenn wir irgendwo wahrnehmen können, daß der Staat zwar konfessionslos ist, das Volk aber konfessionell, dann sehen wir's bei der „Frage" der Sonntagsruhe. Und so mag uns manchmal ein Lächeln beschleichen, wenn wir hören, wie lebhaft man für die Geschäftsinteressen der Gastwirte und Kaufleute, der Barbiere und Friseure, der Wurstmacher und Käsehändler in die Schranken tritt; aber an die sozialen und religiösen Sitten und Bräuche des Volkes in seinen Stämmen und Gauen denkt kein Mensch.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Problem der Konfessionsstatistik.

Im 18. Jahrhundert gab es viele Fürsten, welche ein streng kirchliches Regiment führten, Abweichungen ihrer Unterthanen vom orthodoxen Glauben hart bestraften, pflichtlich an jedem Sonntag zur Kirche gingen und sich bittere Wahrheiten von ihrem Hofprediger sagen ließen und doch in ihrem Innersten gar nichts glaubten, vielmehr sich für Freigeister erklärten, namentlich wenn sie im feinen Zirkel französisch sprachen. Dennoch hielten sie sich keineswegs für Heuchler. Sie dachten vielmehr, für das dumme Volk sei der strenge Kirchenglaube ein notwendiges Zuchtmittel und der Altar müsse den Thron stützen; die vornehme Welt dagegen habe das Privileg, sich frei über allen Glauben und Aberglauben zu erheben.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es viele rationalistische Pfarrer, treffliche, wohlmeinende Männer, welche auf ihren Kanzeln die alten Glaubenslehren, wenn auch stark verwässert, predigten, während

Digitized by Google

sie selber gar nicht mehr daran glaubten. Dennoch hielten sie sich keineswegs für Heuchler, sie dachten, die Wahrheit erscheine in zweierlei Form, in dem Vernunftglauben der Wissenden und in dem symbolischen Kirchenglauben, der sich mit Bildern und Vorstellungen an die Phantasie der Wissensarmen wendet.

Napoleon I. stellte die katholische Kirche in Frankreich wieder her, nicht weil er ein gläubiger Katholik gewesen wäre, sondern weil er in der alten Kirche ein Zuchtmittel der Kulturpolizei sah, welches freilich dann der Staat selber wieder mit starker Faust beherrschen und für seine Zwecke gebrauchen müsse.

So war es damals, so war es weiterhin, so ist es auch heute noch. Viele halten sich zur Religion und Kirche, nicht aus innerem Bedürfnis, welches sie vielmehr auf ganz andre Wege führt, sondern weil ihnen die großen religiösen Gemeinschaften als ein unentbehrlicher Kitt zum Aufbau und zur Befestigung von Staat und Gesellschaft erscheinen. In der Bevölkerungsstatistik bildet ihre Masse eine große Ziffer für jenes Bekenntnis, welchem sie dem Namen nach angehören, während es genau genommen gar nicht ihr Bekenntnis ist. Wir können die Konfessionsstatistik nicht entbehren, obgleich sie eigentlich nur von unsrem Herrgott aufgestellt werden könnte. Aber vielleicht schickt man demnächst Fragebogen in alle Häuser, auf welchen jeder bei Ja und Nein beantworten muß, was er vom heiligen Geiste hält, was er von der Un-

Digitized by Google

sterblichkeit denkt, von der Erlösung u. s. w. Wir leben ja im Zeitalter der Fragebogen.

Die Masse jener oft hochgebildeten Leute, welche scheinbar stilgerechte Genossen einer Konfession sind, die sie kaum kennen, also noch viel weniger bekennen, nimmt in den verschiedenen Zeitläuften einen wechselnden Charakter an, sie erscheint in stets neuem kulturgeschichtlichem Kolorit.

Ich versuche im folgenden einen modernsten Typus dieser Art zu schildern, nicht als den einzigen, denn viele andre wären ihm gleichberechtigt zur Seite zu stellen. Aber das Einzelbild mag doch als Probe der ganzen Gattung gelten. Und auch hierbei wähle ich wieder, ins Individuellste gehend, die künstlerische Form eines Idealporträts, welches ja unter Umständen realistischer sein kann als ein wirkliches.

Der Mann, den ich schildere, ist vornehmer Herkunft, ein Freiherr, und steht in hohen Aemtern und Würden, er ist Staatsrat. Als Süddeutscher nennt er sich einen Protestanten, als Norddeutscher würde er sich evangelisch nennen. Seine Konfession hält er hoch, weil sie einen Teil seines Geburtsstandes bildet, denn er ist ja protestantisch nicht aus eigener Wahl, sondern weil es seine Vorfahren waren. Da sich die Familie schon im 16. Jahrhundert der Reformation

Digitized by Google

zuwandte, so erscheint ihm deren altprotestantischer Charakter mit ihrem alten Adel untrennbar verknüpft.

Durchaus vorurteilsfrei in betreff der gemischten Ehen, wäre es ihm sehr gleichgültig, wenn seine Tochter einen Katholiken heiratete und seine Enkel katholisch würden. Dagegen fände er es sehr verdrießlich, wenn sein erstgeborener Sohn eine Katholikin heiraten wollte, mit der Bedingung katholischer Kindererziehung. Das ganze freiherrliche Haus würde dann am Ende gar katholisch werden, es würde seinen „Charakter" verlieren und das wäre doch bedenklich für Staat und Gesellschaft.

Solange seine Kinder noch klein sind, sorgt er für eine streng religiöse Erziehung, denn das ist vornehme Art und wird bei Prinzen und Prinzessinnen gerade so gehalten. Später können sie, gleich dem Vater, glauben was sie wollen.

Seine Gemahlin hat ausgesprochene religiöse Neigungen, sogar etwas pietistische. Er findet dies sehr interessant und stört sie ganz und gar nicht darin. Die Religion paßt für Kinder und Frauenzimmer; schon dem Worte nach ist sie weiblichen Geschlechts, der Staat männlichen. Freigeistige Frauen mögen im bürgerlichen Stande pikant erscheinen, vornehme Damen sollten immer einen gewissen hocharistokratisch tief religiösen Strich haben.

Der Freiherr ist sehr wohlthätig, er ist zahlendes Mitglied vieler christlichen Vereine, mit humaner Ten-

Digitized by Google

denz, er spricht gerne davon und bezahlt viel. Er behauptet fest, daß die soziale Frage nur auf religiösem Wege zu lösen sei, verrät aber niemals, was er sich eigentlich hierbei denkt.

Gegen Weihnachten und nach Ostern gibt er zwei große, glänzende Gesellschaften, zu welchen er die Spitzen der feinen Welt einlädt und darunter jedesmal vier Pfarrer, zwei katholische und zwei protestantische. Er unterhält sich mit ihnen sehr teilnahmvoll und eingehend über kirchliche Angelegenheiten. Er bedauert, daß in der Stadt kein Erzbischof oder Kardinal zu finden ist; denn im feinsten Zirkel des feinsten Hauses dürfen die Prälaten nicht fehlen.

Vom Kirchenbesuche ist der Freiherr kein großer Freund; mit Geistesarbeit überladen, hat er keine Zeit dazu, er beklagt aber sehr, daß andre Leute die Kirche nicht besuchen. Genau gezählt geht er jedes Jahr dreimal zur Kirche: am Geburtstag des Landesherrn und der Fürstin, dann am Karfreitag. An den beiden fürstlichen Geburtstagen erscheint er vorschriftsgemäß in Uniform mit allen Orden und nimmt auf der ersten Bank neben den Ministern Platz. Wenn dann seine Augen durch das mit Uniformen erfüllte Gotteshaus schweifen, fühlt er sich sehr erbaut von dem Bewußtsein seiner eigenen Loyalität und von der Thatsache, daß er so weit vorne sitzt.

Am Karfreitage nimmt er mit seiner ganzen Familie am heiligen Abendmahle teil, mit tieferen

Digitized by Google

Gedanken als an den Fürstentagen. Er ist nicht frivol, er ist vom Ernst der Sache berührt. Er rechtfertigt sich in seinem Innern, freilich weniger über den Grund seiner Teilnahme, als über die Gründe, weshalb er sich nicht von der Teilnahme ausschließt. Er hält es für schicklich, ja für Pflicht, seine Zugehörigkeit zur Gemeinde in diesem Akte tiefer zu bekunden, als er sonst zu thun pflegt. Und wenn ihn an den Fürstentagen das Bewußtsein seiner vornehmen Stellung in der Kirche erbaut, so erhebt er sich diesmal zu dem Gedanken, daß Männer und Frauen, arm und reich, vornehm und gering, gleich seien vor Gott. Seine Auffassung der Einsetzungsworte ist weder lutherisch noch zwinglisch, noch kalvinisch, noch katholisch. Er genießt das heilige Mahl zur Erinnerung an die Segnungen, welche die Humanität des Christentums aller Welt gebracht haben. Er ist kein Heuchler und würde diesen Vorwurf mit zorniger Entrüstung zurückweisen; er versichert ganz bestimmt, daß wir heute noch auf dem Boden christlich-germanischer Kultur stehen. Dieses Bewußtsein will er durch die Teilnahme an dem Sakrament auch öffentlich aussprechen und in sich befestigen.

Man unterhält sich mit unsrem Freiherrn, als einem geistreichen, gebildeten Mann, ganz vortrefflich über die großen Probleme von Kirche und Staat, Religion, Kunst und Wissenschaft. Nur liebt er es nicht, bei solchen Fragen allzutief zu gehen und allzu-

Digitized by Google

lange zu verweilen. Er behauptet, daß unsre ganze Gesittung mehr und mehr und zuletzt durchaus verstaatlicht werde, natürlich im christlichen Staate. Der Schulmeister war früher der Diener des Pfarrers; die Zeit wird kommen, wo der Pfarrer nur noch der Diener des Schulmeisters sein wird; die Kirche wird dann immer noch als Kleinkinderschule ihr relatives Recht behaupten; über dem Ganzen aber wird die große Schulmeisterei des Staates stehen. So denkt der Mann, sagt es aber selten laut, denn als Diplomat greift er nicht gerne in Wespennester. Die katholische Kirche mit ihrem festen Aufbau, ihrer aristokratisch gegliederten Hierarchie und ihrer glänzenden Repräsentation gefällt ihm fast besser als die protestantische, wenn sie nur nicht öfters der Staatsgewalt so widerborstig gegenüberträte.

Der Freiherr ist kein Philosoph. Er blendet zwar manchmal mit geistreichen Sätzen, die philosophisch klingen; zum systematischen Philosophieren fehlt es ihm jedoch an Zeit und Lust. Die Philosophie gehört nach seiner Meinung gleich der Theologie zu den überwundenen Wissenschaften, die praktisch nutzlos sind. Um so eifriger müssen wir uns an Staats- und Gesellschaftslehre, Naturforschung und Geschichte halten, wenn auch die Geschichte nichts weiter ist als une fable convenue, deren Lehren wir studieren, um sie nicht zu befolgen.

Beiläufig bemerkt liebt es der Freiherr sehr,

Digitized by Google

französische Redewendungen, geflügelte Worte und Citate einzustreuen, wenn er über unbequeme Fragen geistreich hinweggleiten will. Um seine Ansicht über die Natur Christi befragt, erwidert er nur:

„Son exemple est saint, sa morale est divine,
Il console en secret les coeurs qu'il illumine.
Dans les plus grands malheurs il nous donne un appui,
Et si sur l'imposture il fonda sa doctrine
C'est un bonheur encore d'être trompé par lui.

Nach dieser Antwort versinkt er dann in tiefes Schweigen.

Die persönliche Unsterblichkeit hält er für sehr problematisch. Im Anblick des Todes beginnt der Zweifler daran zu glauben und der Gläubige zu zweifeln. Darum ist es überflüssig, über einen Gegenstand weiter zu sprechen, von welchem doch kein Mensch Gewisses weiß. Andrerseits behauptet der Freiherr jedoch, es sei höchst wichtig, daß das Volk an Gott, Tugend und Unsterblichkeit glaube, und namentlich der Glaube an ein ewiges Leben sei der Grundstein aller Religion.

In der Kunst sieht er den besten Ersatz der Religion für die Gebildeten. Die Kunst erwärmt und läutert unser Gemüt in Bildern und Vorstellungen, sie erhebt uns auf den Schwingen der Phantasie über das Gemeine und Niedrige dieses Erdendaseins, und etwas andres vermag auch die Religion nicht. So sagt der Freiherr, wenn er einem Philosophen gegen-

Digitized by Google

übersteht. Spricht er aber mit einem Pfarrer, dann begeistert er sich für die Kunst als die Tochter und Dienerin der Religion. Man sollte danach meinen, er sei eine künstlerisch angelegte Natur. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die Kunst erscheint ihm zuletzt doch nur als ein anmutiges und pädagogisch sehr wirksames Spielzeug für große Kinder.

In der religiösen Kunst predigt er die strengste Richtung. Wer ihn von Kirchenmusik reden hört, der muß ihn für einen vollendeten Cäcilianer halten. Er hört freilich sehr selten streng polyphone Musik, die ihm ungeheuer langweilig vorkommt, was er erbaulich nennt. Mendelssohn in seinen Oratorien erscheint ihm wie ein glattgescheitelter, blonder, junger Pastor, der schwärmerische Damen mit einer sentimentalen Predigt entzückt; Mozarts Ave verum schmeckt ihm nach der Freimaurerloge, Händel ist ihm zu dramatisch und Bach zu subjektiv mystisch. Das Requiem von Berlioz läßt er jedoch gelten, auch den „Karfreitagszauber“ aus dem Parzival, behauptet dann aber wieder im selben Atem, daß der wahrhaft kirchliche Geist doch nur in den Chorälen und Motetten, in den Messen und Hymnen des 16. Jahrhunderts zu finden sei. Er spricht dieses Urteil mit großer Ueberlegenheit aus und ist sich stolz bewußt, daß er dabei der Mode huldigt und doch zugleich sich über die Mode erhebt.

Aus demselben Grunde spricht er der ganzen

Digitized by Google

neueren Zeit jeden Beruf zur religiösen Poesie ab. Milton und Klopstock haben hier bereits alles verdorben und sind der Anfang vom Ende.

Umgekehrt und doch wieder aus demselben Grunde erklärt er die ganze ältere Kirchenmalerei von van Eyck bis Cornelius für veraltet und uns Modernen ungenießbar. Während ihm in den neuesten biblischen Darstellungen etlicher Franzosen der echte religiöse Geist zu wehen scheint, weil dort die Maler bei Beduinen und Arabern und alten Juden aus den Ghettos ihre Studien gemacht und so die Gestalten des echten historischen Christus und seiner Jünger wiedergegeben haben.

Vom Tode spricht der Freiherr nicht gern und denkt auch nicht gerne daran. Der Tod ist das größte, unvermeidliche Uebel, welches für jeglichen einen garstigen, dicken Querstrich durch die angebliche Harmonie dieser Welt zieht. Trotz Schiller ist das Leben der Güter höchstes, denn es schließt alle andern Güter in sich. Uebrigens sieht der Freiherr dem Tode mit der Ruhe eines Gesättigten entgegen, der das Leben genossen hat und sich artig empfiehlt, wenn die Tafel zu Ende ist. Als vollendeter Weltmann stirbt er gefaßt und mit Anstand.

Der Pfarrer hält ihm eine schöne Leichenrede, in welcher er ganz wahrheitsgemäß den tadellosen Lebenswandel des Verstorbenen rühmt, und ihn als ein würdiges Glied der Gemeinde schildert, welches sich

Digitized by Google

durch seine große Wohlthätigkeit, durch seine werkthätige Teilnahme für kirchliche Stiftungen und für humane und fromme Vereine, dauerndes Verdienst erworben habe.

Es ist nicht leicht, richtig in die Kirche hinein zu kommen; aber richtig um die Kirche herum zu kommen, ist auch eine schwere Kunst. Beides vollzieht sich zu verschiedenen Zeiten in unendlich verschiedener Weise. Lehrreicher noch als eine Geschichte des Unglaubens wäre eine Geschichte des Scheinglaubens. Sie ist sehr schwer zu schreiben, denn sie führt uns in die geheimsten Winkel des grenzenlosen Individualismus der Menschenseele, der doch wieder durch die wechselnden kulturgeschichtlichen Einflüsse seine Gesamtsignatur erhält. Eine Geschichte des Scheinglaubens wäre ein gutes Stück der Geschichte des modernen religiösen Lebens.

War unser Freiherr überhaupt ein Christ, war er ein Protestant? Da er sich als solchen eigenhändig in die Urlisten der Bevölkerungsstatistik eingetragen hat und diesen Eintrag durch seinen Taufschein als richtig jederzeit erweisen konnte, so haben wir durchaus kein Recht daran zu zweifeln. Wir dürfen nur bezweifeln, ob solche Einträge das Papier wert sind, auf welches sie geschrieben werden.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Die bürgerliche Trauung und die Pflichten des Staates.

I.

Zu Neujahr 1876 wurde die „obligatorische Zivilehe" im Deutschen Reiche eingeführt. Das sind erst siebzehn Jahre her und doch können wir heute schon sagen, daß sich die Einrichtung bewährt hat, daß sie einwurzelte im Bewußtsein des Volkes, obgleich sie anfangs auf vielen Widerspruch stieß.

In der gebotenen staatlichen Trauung und in der freiwilligen kirchlichen hat sich zum erstenmal eine vollkommen klare Scheidung der Ansprüche von Staat und Kirche auf gemeinsamem, bestrittenem Gebiete vollzogen, während wir das Gleiche vom Zusammenwirken des Staates und der Kirche in der Schule oder von den Grenzen des staatlichen Aufsichtsrechtes in kirchlichen Dingen noch nicht sagen können. Schon um deswillen ist es höchst lehrreich, die Thatsache der obligatorischen Zivilehe genauer ins Auge zu fassen.

Digitized by Google

Sie hat aber noch eine andre merkwürdige Seite. Wir näherten uns der klaren Scheidung zwischen staatlicher und kirchlicher Trauung, nicht geradenwegs vom Prinzip ausgehend, sondern auf Umwegen.

Auch der geduldigste Mensch wird wild, wenn man ihm bei Liebe und Heirat den Weg versperrt. Die Unzufriedenheit ist die Mutter aller Neuerungen, woraus aber nicht folgt, daß man hinterdrein immer mit dem Neuen zufrieden sei.

So geschah es auch bei der Einführung der „obligatorischen Zivilehe". Die öffentliche Meinung erwärmte sich erst recht lebhaft für dieselbe, als durch die unerquicklichen „Kölner Wirren" der konfessionelle Gegensatz bei der Streitfrage über die gemischten Ehen so schroff hervortrat, ein Gegensatz, über welchen man sich eine Zeitlang hinweggetäuscht hatte. In der Hitze des Streites nannte ein katholischer Gelehrter die Kinder aus gemischten Ehen „zwieschlächtige Bastarde" und ein derber protestantischer Pfarrer erklärte die gemischten Ehen zwar für keine Sünde, aber für eine Dummheit. Hierbei konnte man doch nicht stehen bleiben, zumal die Konfessionen sich örtlich immer mehr kreuzten und der früher so schroffe konfessionelle Gegensatz im gebildeten Bewußtsein unsrer Zeit sich milderte und ausglich. Sollte er bei den Heiraten wieder verschärft werden? Sollte die Geistlichkeit hier wieder ein neue Macht über unser individuellstes Privatleben gewinnen, welche sie doch in andern Punkten

Digitized by Google

verloren hatte? So fragte man und erkannte in der Zivilehe einen Akt der Notwehr gegen erneute geistliche Uebergriffe. Allein der Begriff der Notwehr setzt überall einen Ausnahmezustand voraus, von dem es besser wäre, er sei überhaupt nicht vorhanden, und aus der Notwehr können niemals allgemein notwendige, d. h. organische Zustände erwachsen. Jedenfalls hatte die Zivilehe, wenn sie weiter nichts bedeutete, keinen erfreulichen Ursprung, und es lag von vornherein ein Schatten über derselben.

Die Frage ihrer Einführung erschien anfänglich als eine Parteifrage und zwar im liberalen Sinne, folglich gefiel sie vielen Konservativen um so weniger. Wie aber die Ehe allen gehört — selbst die Hagestolzen und alten Jungfern nicht ausgenommen —, so sollte auch die Form ihrer Schließung von Rechts wegen allen gefallen.

Und war nicht die Zivilehe am Ende gar revolutionären Ursprungs?

In der That, die Daten ihrer Entstehung knüpfen sich an eine Kette von Revolutionen. Im Revolutionsjahre 1848 wurde für Deutschland die Bahn zu ihrer Einführung endgiltig gebrochen, die obligatorische Zivilehe kam in die „Grundrechte der deutschen Nation", wenn sie zunächst auch nur auf dem Papiere stehen blieb wie diese Grundrechte selber. In Frankreich wurde die bürgerliche Trauung 1792 zwei Tage vor der Einführung der Republik verkündet und ging in

Digitized by Google

den Code civil über. War sie am Ende von Haus aus gar eine revolutionäk französische Einrichtung? Das könnte man meinen, wenn nicht die Holländer schon 1656 die fakultative Ziviltrauung eingeführt hätten aus Gründen der Toleranz angesichts der konfessionellen Mischung ihres Volkes. Allein gerade die „Toleranz" ist ja für viele ein verdächtiger Grund. Nun, die Engländer waren zu Cromwells Zeiten nicht besonders tolerant; dennoch führten sie 1653 die bürgerliche Trauung ein, und zwar aus dem frommen Grunde, daß die Geistlichen von weltlichen Dingen abgezogen und von politischen Geschäften entlastet würden. Diese Maßregel der englischen Revolution dauerte dann gerade so lange, als die Revolution selbst dauerte. Endlich wird der Katholik sagen, ohne die Reformation, die ihm ja vielmehr eine Revolution dünkt, würde die obligatorische Ziviltrauung im modernen Sinne gar nicht möglich geworden sein; denn die erste Vorstufe dazu war doch, daß die Ehe von den Reformatoren ihres sakramentalen Charakters entkleidet wurde.

Auch der gescheiteste Mensch treibt beständig Gefühlspolitik, ohne daß er's weiß und will, und läßt sich durch persönliche Neigungen und Abneigungen leiten. Und so ist es denn sehr menschlich, daß vielen konservativen Leuten die Zivilehe schon darum unangenehm war, weil ihre Entstehungsgeschichte nach revolutionären Katastrophen mißt und ihre Einführung fast

Digitized by Google

immer einen wuchtigen Streich gegen die geistliche Gewalt in sich schloß. Ebenso menschlich ist es dann aber auch andrerseits, daß liberale und radikale Leute schon darum für die Zivilehe schwärmten, weil sie aus den Befreiungskämpfen der Völker hervorgewachsen, weil sie so angenehm revolutionären Ursprunges ist und immer sehr verdrießlich war für die geistlichen Herren.

Beide Anschauungen sind sehr menschlich, und doch verrückt die eine wie die andre vielmehr den Schwerpunkt der Sache statt ihn zu treffen.

Ich bin weder ein Revolutionär noch ein unkirchlicher Mensch. Dennoch behaupte ich, die staatlich gebotene Zivilehe würde notwendig sein, auch wenn niemals ein Streit zwischen Staat und Kirche bestanden hätte und wenn wir alle eines Glaubens wären. Sie ist notwendig um des Wesens des modernen Staates und der modernen Gesellschaft willen; sie thut auch der Religion und der Kirche keinen Abbruch, weil die freigewollte kirchliche Trauung allein religiösen Wert besitzt und ja doch nicht ausgeschlossen wird durch die gebotene bürgerliche.

Unsre Gesellschaft wurzelt in der Familie, und der Staat wurzelt in unsrer Gesellschaft. Das haben uns die Sozialisten — von Platon bis Fourier — recht deutlich gemacht, wenn auch die heutige Sozialdemokratie bei ihren praktischen Agitationen klugerweise davon zu schweigen pflegt, daß die Auflösung der Familie Anfang und Ende des folgerechten Sozia-

Digitized by Google

lismus ist. Um so mehr hat unser Staat die Pflicht, Ehe und Familie zu schützen und aufrecht zu erhalten. Darum hat er denn auch das Recht der Schließung und Scheidung der Ehen, wie die Bestimmungen über Ehehindernisse, eheliche Güterordnung, Vormundschaft 2c. fortschreitend um so ausschließender in die Hand genommen, je mehr er sich seines eigensten Wesens und seiner Grundlage in der Familie bewußt geworden ist. Der soziale Halbstaat des Mittelalters überließ hier vieles der Kirche, in welcher er gerade darum so oft seine Herrin und Nebenbuhlerin fand, weil sie that, was er zu thun versäumte.

Wenn aber der heutige Staat so große Rechte über Ehe und Familie gewonnen hat, so erwachsen ihm daraus auch große Pflichten. Unsre vielgepriesene „Sozialpolitik" ist zur Zeit noch überaus kurzsichtig, eng und einseitig. Gerade im Kampfe gegen den Sozialismus sollte der Staat die Familie weit mehr berücksichtigen, als er's thut.

Einige Beispiele mögen statt vieler gelten.

Wir streben nach Gerechtigkeit in der Besteuerung, wohl gar nach einem Stück ausgleichender Gerechtigkeit und sagen demgemäß: Ein jeder werde nach seiner Steuerfähigkeit „herangezogen" zu den Staatslasten. Ist es denn aber gerecht, wenn ein Mann, der eine Frau und sechs Kinder zu ernähren hat, bei einem Einkommen von 5000 Mark gerade so viel Steuer zahlen muß, wie ein Junggeselle, der mit 5000 Mark für

Digitized by Google

sich allein lebt? Ist letzterer nicht weit steuerfähiger als jener? Der Familienstand wird eben hier wie anderswo nicht berücksichtigt, weil man sonst viel zu individuelle Zustände unterscheiden müßte, und das paßt nicht in die großen statistischen Schablonen, welche heutzutage alles beherrschen und uns dem Sozialismus immer näher führen. Am Ende war doch jene Finanzweisheit des vorigen Jahrhunderts nicht ganz dumm, die da sprach: Das beste Steuersystem ist ein solches, welches den Unterthanen das Geld derart aus der Tasche nimmt, daß sie's am wenigsten merken.

Wir haben Erbschaftssteuern, und man spricht von einer Steigerung derselben, wonach sogar die Kinder zu einer Abgabe vom hinterlassenen Vermögen ihrer Eltern herangezogen werden sollen. Die Sozialisten sind konsequent, indem sie sagen: Das persönlich erworbene Eigentum besteht nur, solange die Persönlichkeit selbst besteht; darum ist der Staat der rechtmäßige alleinige Erbe aller Verstorbenen, und er wird hierdurch das riesige Kapital gewinnen, dessen er bedarf zu seiner durchgreifenden Organisation der Arbeit. Wir aber erkennen neben der Einzelpersönlichkeit, die allerdings mit dem Tode verschwindet, auch die natürliche Gesamtpersönlichkeit der Familie an, und der rechte Mann ist weit eifriger bemüht, für Frau und Kinder zu erwerben als für sich selbst. Das Kapital, welches er etwa sammelt, damit die Seinigen nach seinem Tode nicht Not leiden, ist ein ganz ander-

Digitized by Google

artiges Kapital als die Geldsummen, die ein alleinstehender reicher Mann durch Glück und Geschick gewinnt, um weiterfort Summen auf Summen zu häufen und zuletzt vom bloßen Couponsabschneiden in Fülle zu leben. Dennoch wird die Kapitalrente, welche eine Witwen- und Waisenpension für die hinterlassene Familie darstellt, höher besteuert als das Einkommen aus unmittelbarem Erwerb, weil man sich gewöhnt hat bei Kapitalrente zunächst nur an den arbeitslosen Gewinn des Mannes zu denken, dessen Hauptgeschäft im Einstreichen von Zinsen besteht. Doch ich kehre zur Erbschaftssteuer zurück und behaupte, jede Steuerreform, welche die Erbschaftssteuer zwischen Verwandten steigert, ist ein weiterer Schritt auf der abschüssigen Bahn des Sozialismus, auf welcher der moderne Staat auch schon andre recht bedenkliche Schritte gemacht hat.

Die Frau steht hinter dem Manne zurück in dem Recht der unmittelbaren Teilnahme am politischen Leben, sie ist nicht wahlfähig, nicht wählbar, sie ist von fast allen Staatsämtern ausgeschlossen. Neben andern Gründen rechtfertigen wir dieses damit, daß die Frau politisch durch den Mann vertreten sei in der Familie und staatlich wirke durch die Familie. Das Volk besteht nicht bloß aus Köpfen, sondern auch aus Gruppen, und wenn gleich alle ständischen Gruppen verschwunden wären, so bliebe doch die natürlichste und unantastbarste Gruppe noch übrig, — die Familie. Unsre

Digitized by Google

Zeit drängt zum allgemeinen und gleichheitlichen Stimmrecht. Das allgemeine Stimmrecht ist eine politische Notwendigkeit, das gleichheitliche Stimmrecht dagegen widerspricht der Natur unsrer Gesellschaft, die aus ungleichartigen und ungleichwertigen Gruppen zusammengesetzt ist und bleiben wird, solange die Menschen Menschen sind. Liegt es nicht nahe, in unsern Wahlgesetzen wenigstens die unbestreitbarste, auch statistisch greifbarste Gruppe, die Familie zunächst zu berücksichtigen, so daß die Ehegatten und Familienväter eine größere Zahl von Stimmen darstellten, als ebensoviele Junggesellen und Hagestolzen? Dies widerspräche freilich der sozialistischen Strömung, die mehr und mehr Macht auch in unserm Staate gewinnt. In den Phalansteren der Zukunft wird es aber auch keine staatliche Trauung mehr geben; man wird Ehebündnisse nur noch persönlich schließen, wie man heute Freundschaftsbündnisse schließt, und dazu braucht man den Standesbeamten nicht zu belästigen.

Bei unserm Heerwesen sollte man dem verheirateten Reserve- oder Landwehrmann ansehnliche Erleichterungen gönnen; denn das Opfer des Dienstes, welches der Gatte und Vater bringt, ist größer als das Opfer des Ledigen.

Wir bieten allen Scharfsinn auf, neue Arbeitsberufe den Frauen zu gewinnen, weil so Viele ledig bleiben und ihren eigensten Beruf in der Familie nicht finden. Das ist sehr löblich, sofern solche Berufe

Digitized by Google

unsern Sitten und der seelischen und leiblichen Natur des Weibes nicht widersprechen. Allein man vergißt über diesem Streben die nächstliegende Abhilfe. Denn zu allererst sollte man doch darauf sinnen, die Familiengründung zu fördern, dann brauchten wir gar nicht nach immer weiter greifenden neuen Berufen lediger Frauen zu suchen. Die Ehescheu der jungen Männer greift in den gebildeten und mäßig besitzenden Schichten des Mittelstandes am meisten um sich und hier zumal bei studierten Leuten, die sich einbilden, vornehm zu sein und nach dem Scheine eines reichen, freien Lebens haschen. Dies können sie nur thun, solange sie ledig sind; darum verzichten sie auf das höhere ideale Gut beglückender Herzensgemeinschaft, des eigenen Herdes und der hausväterlichen Würde im trauten Familienkreise. Das liegt im „Geiste der Zeit". Wenn aber die Familie im politischen Leben höher angesehen und tiefer berücksichtigt würde, wenn die öffentliche Meinung den tapfer sich plagenden Hausvater wieder nach Gebühr bevorzugte vor dem — unter gleichen Verhältnissen — flott dahin lebenden Junggesellen, dann würde es auch wieder eine Sache des Ehrgeizes beim tüchtigen jungen Manne werden, ein Haus zu gründen, und die Hälfte der Frauenfrage wäre damit gelöst.

Goldsmith sagt im Vorworte zu seinem „Landprediger von Wakefield": „Der Held dieser Erzählung vereinigt die drei größten Charaktere auf Erden in

Digitized by Google

sich: er ist Geistlicher, Landwirt und Familienvater." Geistliche können nur die wenigsten von uns werden und Landwirte auch nicht alle, aber den größten Charakter eines Familienvaters können doch sehr viele erstreben, nur ist unsre Zeit gar weit davon entfernt, hierin, wie vor mehr als hundert Jahren, da Goldsmith schrieb, etwas besonders Großes zu sehen.

Von der bürgerlichen Trauung bin ich scheinbar weit abgekommen. Nicht allzuweit! Ich brauche zum Schlusse nur noch einmal den Anfang zu wiederholen: der moderne Staat fordert die gebotene staatliche Trauung, weil er in Ehe und Familie den sozialen Urgrund seines Daseins erkennt, er fordert sie als sein Recht; diesem Rechte entspricht aber auch die Pflicht, daß dieser Staat Ehe und Familie in seiner Verfassung wie in seiner Staatskunst mehr berücksichtigen sollte, als es thatsächlich geschieht.

II.

Der Staat befiehlt, der Staat zwingt uns seinen Gesetzen zu gehorchen. Die Kirche erschließt sich nur dem, welcher sie sucht. So sollte es wenigstens sein.

Wir müssen uns bürgerlich trauen lassen, die kirchliche Trauung dagegen begehren wir aus freiem Willen. Für den gläubigen Bekenner einer Kirche ist

Digitized by Google

diese Wahl allerdings keine Frage, und also, wenn man will, auch keine Wahl; als eine notwendige Folge seiner ganzen religiösen Ueberzeugung wird sie aber doch wieder eine freie That sein.

Es wäre darum auch ganz müßig, darüber zu reden, daß und warum kirchlich gesinnte Leute die kirchliche Trauung zu der bürgerlichen begehren, ja daß ihnen die letztere erst vollendet wird in der ersteren und daß sie, trotz allem, was dagegen gesagt wird, den kirchlichen Akt nicht bloß für eine Einsegnung, sondern für die eigentliche, wahre Trauung halten.

Merkwürdiger ist die Thatsache, daß sich — wenigstens in Deutschland — die meisten Paare selbst dann noch kirchlich trauen lassen, wenn sie nur mehr „statistisch" zu einer Kirche zählen, welcher sie innerlich längst entfremdet sind. Sie brauchten's ja nicht zu thun, sie könnten stolz vor aller Welt ihren freien Standpunkt bekunden, indem sie auf eine Zeremonie verzichteten, deren Formeln und Worte doch nur ihren schweigenden Widerspruch reizen müssen. Am Ende heucheln sie gar, indem sie diesmal scheinbar demütig vor den Altar treten, den sie sonst fliehen.

Es gibt aber keinen Vorwurf, mit welchem man vorsichtiger sein muß als mit dem Vorwurfe der Heuchelei, da wir den Menschen nicht ins Herz sehen können, und vielleicht steckt hier in der scheinbaren Heuchelei immer noch ein Körnchen ehrlicher Ueberzeugung, die nur anders gemeint ist, als wir sie deuten.

Digitized by Google

Ich führe einige Gründe an, warum Leute, die gar nicht kirchlich gesinnt sind, dennoch die kirchliche Trauung suchen.

Zu einer Ehe gehören bekanntlich immer zwei, und wenn gleich der Mann mit dem Standesamte sich begnügen wollte, so will doch fast immer die Frau zugleich in der Kirche getraut sein. Und für den Hochzeitstag unterdrückt selbst der eigensinnigste Bräutigam seinen Eigensinn der Braut zuliebe.

Die Frauen sind im allgemeinen frömmer wie wir, nicht bloß, weil sie im Durchschnitt besser sind, sondern weil sie mehr im Gemüte leben, in der Vorstellung, in der Intuition, im Glauben und Schauen, auch wenn dieses Glauben und Schauen durchaus nicht dogmengerecht wäre. Zudem ist auch der gebildetsten Frau die Sitte heiliger als dem Manne, und manches geliebteste weibliche Wesen würde den geliebtesten Mann einfach gar nicht nehmen, wenn er sich nicht kirchlich trauen lassen wollte.

Wären wir noch so barbarisch, die Frau bei der Ehe gar nicht um ihren Willen zu fragen, so kämen viele kirchliche Trauungen in Wegfall. Gerade dies aber ist ein Zeichen unsrer fortgeschrittenen Kultur, daß die naive Gesittung der Frauen auch in den höchsten Bildungssphären stetig und steigend ihren erwärmenden Einfluß übt.

Der Einfluß der Frauen auf Religion und Kirche in unsrer kritischen Zeit ist ein großes Kapitel, welches

Digitized by Google

zu einem dicken Buche anwachsen würde, wenn man es gründlich schreiben wollte.

Uebrigens steckt immer ein Stück Frauennatur im Manne, wie ein Stück Männernatur in der Frau. Die Männer lieferten bis jetzt die größten geschriebenen und gedruckten Poeten, aber die Frauen sind und werden zu allen Zeiten die poesievolleren Lebenskünstlerinnen sein. Wer dem Hochzeitstage in vordichtender Phantasie nicht als dem poesievollsten Tage seines Lebens entgegensieht, der verdient gar nicht zu heiraten. Ob sich der Tag dann wirklich hinterdrein als so poesievoll erweist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls möchte selbst der ledernste Mensch diesen Tag gerne schön geschmückt sehen, wie er dann auch seine Braut recht schön geschmückt sehen will.

Von der Poesie des Standesamtes aber hat wohl kaum noch ein Dichter gesungen. Höchstens könnte einer unsrer realistischen Maler die Schreibstube, in welcher der Beamte den Brautleuten das Protokoll soeben zur Unterzeichnung vorlegt, als ein Bild darstellen, das echt künstlerisch wäre, weil nicht der mindeste „Fluch der Schönheit“ auf ihm lastete.

Allzuviele Poesie der Form wird jedenfalls bei der Ziviltrauung nicht aufgewendet. Hörten wir doch von einer Verfügung, die an den Bürgermeister eines Bauerndorfes erging, des Inhaltes, er möge fernerhin den Trauungsakt nicht mehr in Hemdärmeln vornehmen, wie er bisher in den Hundstagen gethan hatte.

Digitized by Google

Die bürgerliche Eheschließung ist eine politische Notwendigkeit, und wer den hohen Sinn des staatlichen Lebens begreift und ehrt, der begreift auch die Würde und Ehre dieses feierlichen Aktes.

Wir wollen aber am Hochzeitstage nicht bloß begreifen, wir wollen auch schauen und empfinden, wir wollen im Geiste erhoben sein, selbst über dieses Erdenleben hinaus, und was die standesamtliche Schreibstube dem Gemüte nicht bieten kann, das bietet ihm eben die Kirche.

Wir treten in dem Gotteshause nicht vor einen Schreibtisch, sondern vor den Altar, vielleicht vor denselben Altar, an welchem wir konfirmiert wurden; die ganze Umgebung trägt uns empor über die Nüchternheit des täglichen Lebens; der Pfarrer steht nicht als ein Beamter, sondern als ein Priester vor uns; Glockenton und Orgelklang rufen Erinnerungsbilder in unsrer Seele wach, die so unmittelbar nur in Tönen erweckt werden können; vielleicht begrüßen uns Freunde mit einem Chorgesang als sinniger Festesspende; das Mystische, Symbolische der Formen und Worte wirkt heute weihevoll auch für den, der sonst von religiöser Symbolik nichts wissen will. Es sind wohl auch neugierige Zuschauer zugegen, die uns auf dem Standesamte stören würden; in der Kirche werden sie unbewußt und ungewollt in die heilige Handlung mit hineingezogen, sie sind für den Augenblick doch Glieder der Gemeinde, und findet die Trauung in einer Dorf-

Digitized by Google

kirche statt, so wird sie unter Umständen zu einer kirchlich volksfestlichen Stunde für die wirkliche Gemeinde.

Das sind, wenn man will, lauter Aeußerlichkeiten, und doch schließen sie so viel Innerliches in sich, daß sie Tausende zur kirchlichen Trauung führen, welche dieselbe sonst nicht suchen würden.

Um vom Aeußerlichen ganz abzukommen, denke ich mir einen Philosophen, der sich seine eigene Religionsphilosophie geschaffen hat, seine eigene Philosophie der Liebe und der Ehe. Wozu bedürfte er der kirchlichen Trauung? Im Denken lebend, im Denken sich läuternd und mit sich selbst versöhnend, ist er erhaben über Zeremonien, welche für jene große Mehrzahl der Menschen unentbehrlich sind, die sich überwiegend noch in der Sphäre der Vorstellungen und Gemütseindrücke bewegen. Trotzdem liebt er und will sich verheiraten, obgleich weder Leibniz noch Kant verheiratet waren.

Allein je tiefer er liebend über die Liebe philosophiert, um so unergründlicher wird ihm ihr Geheimnis, gerade so unergründlich wie das Geheimnis von Leben und Sterben. Und so dünkt es ihm zuletzt auch würdig, den heiligen Bund der Liebe, den Bund für Leben und Tod, in weihevoller Weise zu schließen, durch eine sinnbildliche Handlung, die das Mysterium der Liebe in das größere Mysterium der Religion versenkt, Unaussprechliches nur dem ahnenden Gemüte offenbarend.

Digitized by Google

Er könnte sich einen ganz neuen philosophisch symbolischen Trauungsakt selber erfinden, etwa mit Motiven aus der Zauberflöte; allein als Philosoph sucht und erkennt er den Geist des Individuums doch immer wieder im Geiste der Menschheit, und bei Geburt und Tod und Heirat, die wir am persönlichsten abzumachen pflegen, spricht doch die Sitte des Volkes, dem wir entstammen, am lautesten mit; denn wo wir uns selber anzugehören beginnen, wo wir in einem andern erst unser volles Selbst gewinnen und wo wir unsern persönlichen Geist zurückgeben dem ewigen Geiste, da gehören wir am unergründlichsten der Menschheit.

So denkt der Philosoph und so erscheint es ihm zuletzt doch eines Denkers am würdigsten, daß er sich nicht mit dem gebotenen nüchternen Akte der bürgerlichen Trauung begnüge, sondern zugleich freiwillig nach seines Volkes und seiner Väter Weise vor den Altar trete.

Der Pfarrer, indem er ihn traut, denkt sich die Sache freilich etwas anders; allein unsre Kirchen stünden grausam leer, wenn man in ihnen immer nur so denken dürfte, wie der Pfarrer denkt.

Die kirchliche Trauung ist den Gläubigen eine religiöse Pflicht, den andern eine religiöse Sitte, und der Macht der Sitte vermögen hier wie sonst im Leben nur wenige sich zu entziehen.

Man denkt bei der Sitte gewöhnlich nur an das

Digitized by Google

naive Volk und vergißt, daß wir alle tausendfältig im Bann der Sitte stehen. Bei der vornehmen Gesellschaft, wenigstens in Deutschland, ist die kirchliche Trauung herrschende Sitte, und ich wüßte nicht, daß Fürsten und Herren und Prinzen und Prinzessinnen sich mit der bürgerlichen Trauung begnügten, obgleich bei derselben ein Minister in großer Uniform als Standesbeamter fungiert. Und so erscheint der kirchliche Akt auch weiterhin andern Leuten, die vornehm sind oder sein wollen als aristokratisch standesgemäß. Dem schlichten Bürger und Bauern ist er volksgemäß. Dem religionslosen Arbeiter dünkt es vielleicht umgekehrt gerade recht volksmäßig, die Kirche zu umgehen. Allein auf der andern Seite lockt ihn doch wieder der Durst nach Gleichheit, die feierliche Weihe der Kirche zu suchen, weil wir am Altare alle gleich sind, weil hier auch dem Aermsten an seinem Ehrentage eine Festesfeier bereitet wird, die selbst der Vornehmste nicht missen will.

Unendlich mannigfaltig sind die inneren Motive der Teilnahme an religiösen Handlungen, die geheimen Motive wie die offenbaren; sie sind genau so vielgestaltig, wie Geist und Gemüt eines jeglichen Menschen.

Die Religion drängt zu großen Gemeinschaften und hat solche zu allen Zeiten gegründet oder doch gefestet, ja sie drängt zuletzt zu einer Gemeinschaft der Menschheit, daß ein Hirt und eine Herde sei. Und

Digitized by Google

doch hat stets nur diejenige Religion einen Wert für uns, welche unsre eigenste, persönlichste Religion ist.

Wer das Volksleben erforscht und namentlich den Geist des Volkes, der findet nur Altbekanntes, welches aber gerade darum oft so wenig beachtet wird, weil es allen bekannt ist. So enthalten auch die Gründe, warum trotz aller Religionslosigkeit die kirchliche Trauung vom deutschen Volke fast überall begehrt wird, nichts Neues. Neu ist nur die Thatsache, daß so viele gescheite Leute gegenwärtig übersehen können, wie treu dieses Volk hier und anderswo auch heute noch zu den religiösen Ueberlieferungen seiner Väter steht.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Kirchliche Fragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Kirche ist am mächtigsten wenn sie nicht herrschen will.

Der Staat herrscht und befiehlt kraft der Gesetze. Er stellt nicht nur die gemeinsame Rechtsordnung des Volkes dar, sondern will auch die Macht des Volkes nach innen und außen befestigen; in jedem Staate, auch der freiesten Republik, gibt es Obrigkeiten und Unterthanen. Befiehlt mir der Staat, Steuern zu zahlen, so muß ich sie bezahlen, gleichviel ob ich sie für zweckmäßig halte oder nicht; verbietet er mir, zu stehlen, so werde ich wegen Diebstahls bestraft, selbst wenn mich die frommen Gründe des heiligen Crispinus zum Stehlen getrieben hätten. Dieselben könnten höchstens als strafmildernd in Betracht gezogen werden.

Anders bei der Kirche, in welcher sich eine Glaubensgemeinschaft darstellt. Die Macht des Glaubens kann nur eine innerliche sein. Es gibt zwar Leiter der kirchlichen Organisation, aber sie stehen nicht zur Gemeinde im Verhältnis der Obrigkeit zu Unterthanen. Selbst der höchste kirchliche Würdenträger der Christen-

Digitized by Google

heit führt genau genommen keinen Herrschertitel: er heißt Papst, der heilige Vater, und seine Diener und Gehilfen hießen früher im guten Wortsinne Pfaffen, die Pfaffheit. Die Aufgabe jeder wahren Kirche ist eine von grundaus religiöse. Die Religion will uns trösten, versöhnen mit den scheinbaren Härten der Weltordnung, erlösen, sittlich veredeln, erheben zu einer höheren Harmonie unsres in Gott versöhnten Daseins, die der Gläubige als Vorstufe zu noch höheren Harmonien betrachtet. Trost und innere Versöhnung kann man mir nicht befehlen, sittliche Veredlung kann von außen angeregt werden, aber zuletzt muß ich sie mir doch in mir selbst erarbeiten. Jeder Glaubenszwang ist ein Widerspruch in sich und reizt nur zum Widerspruch, während ein Staatszwang durchaus logisch, ja notwendig ist.

Dies sind keine neuen Gedanken. Montesquieu hat sie bereits in tiefgreifender Weise ausgesprochen und ist darum ein Ketzer genannt worden. Auch heute noch wird man sie keineswegs so allgemein gelten lassen, und doch beruht die höhere Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens, ja die ganze Zukunft der christlichen Kirche, auf diesen Grundgedanken, die zuletzt auf Christi eigene Worte zurückgeführt werden können.

Das Christentum stellt allerdings ganz bestimmte Forderungen an seine Bekenner, die man Gebote nennen mag. Allein die äußere Erfüllung dieser

Digitized by Google

Gebote ist durchaus nicht entscheidend wie bei den Staatsgesetzen; die freie That der Ueberzeugung, die noch über den Wortlaut des Gebotes hinausgreifen wird, ist erst des Gebotes Erfüllung.

Ueberaus bedeutend ist hiefür der Unterschied zwischen den zehn Geboten Mosis und den Geboten, die Christus in der Bergpredigt aufstellt und erläutert. Im zweiten Teil der zehn Gebote finden wir Befehle, die zugleich heute noch den Inhalt von Staatsgesetzen bilden, wie wenn es heißt: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten, du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Der altjüdische Staat war der idealste Glaubensstaat; unser moderner Staat ist kein Glaubensstaat mehr, und so hat er auch thatsächlich zwischen Staatsgesetzen und religiösen Forderungen klar unterschieden, oder sollte es wenigstens thun.

In religiösen Dingen verfangen Strafandrohungen wenig mehr und Abschreckungsmittel auch nicht viel, schon darum nicht, weil heutzutage die Strafe nur denjenigen treffen wird, der sich von ihr treffen lassen will. Wir brauchen nicht einmal in aller Form aus der Kirche auszutreten und können ihr doch völlig gleichgültig gegenüberstehen. Unter der Gewalt des Staates dagegen steht jeder, der nur sein Gebiet betritt, auch wenn er gar nicht Staatsbürger ist; der Staat zwingt uns, seine Gesetze zu achten, wobei es auf unsre Gesinnung nicht ankommt.

Digitized by Google

Die Exekutivgewalt der Kirche trifft also nur ihre treuen und gläubigen Bekenner, während sie doch vielmehr die Abtrünnigen treffen möchte. Dieses wäre nur möglich, wenn der Staat seinen strafenden Arm der Kirche in ihren eigensten Glaubenssachen liehe, was er bekanntlich nicht mehr thut.

In alten Zeiten war es anders. Und doch zeigt gerade die Geschichte des Mittelalters, daß die damals noch so herrschgewaltige Kirche zwar im Augenblicke gewinnen mochte durch die Steigerung ihrer Herrschaft, hinterdrein aber durch ihre Herrschsucht allezeit an Macht und Ansehen verlor.

Gregor VII. war ein genialer und kühner Reformator. Er wollte die Kirche verjüngen, indem er sie durch das Verbot der Simonie und durch strengere Kirchenzucht reinigte. Er wollte gründlich reorganisieren; er war ein Mann des Fortschrittes, während sein Gegner, Kaiser Heinrich, das Bestehende erhalten wollte, ohne große neue Gedanken hinzuzufügen. Hier erscheint Gregor in seiner Größe. Wäre ihm die Reinigung der Kirche Selbstzweck gewesen, so würde er selber auch rein dastehen, allein die Reform war ihm großenteils Mittel zum Zweck, und sein letztes Ziel blieb doch die Herrschaft des Papsttums über das Kaisertum, die Universalherrschaft der Kirche. Jedes Streben nach äußerer Herrschaft aber verweltlicht die Kirche und so führte Gregor die Kirche reformatorisch in sich selbst zurück, um sie deformato-

Digitized by Google

risch aus sich hinauszutreiben. Dies zeigt seine Durchführung des Cölibats im klarsten Bilde, sie hatte ihre starke und schwache Seite; ihre starke, insofern die Ehelosigkeit den Priester im Sinne des Mittelalters ganz von der Welt abzog und vollständig in der Kirche aufgehen ließ; ihre schwache, insofern sie ein Mittel zur gesteigerten Herrschaft der Kirche nach außen bieten sollte. In seinem Hauptstreben aber, die Herrschermacht des Papstes über die Macht des Kaisers zu stellen, hat Gregor unabsehbare Kämpfe hervorgerufen, die auf die Dauer ebensosehr das Ansehen des Papsttums wie des Kaisertums schädigten. Und so endigte er selber auch tragisch gleich seinem kaiserlichen Gegner.

Die Kirche ist am mächtigsten, wenn sie nicht herrschen will.

Die Inquisition mit furchtbaren irdischen Strafen gegen die Irrgläubigen vorgehend, steigerte anfangs die Macht der Kirche, um sie später zu untergraben.

Es gab kein erschreckenderes Strafmittel der Kirche, als das über ganze Länder verhängte Interdikt, allein keines hat sich rascher abgestumpft. Als Kaiser Friedrich II. von Jerusalem Besitz ergriff, wurde über die Stadt und alle ihre heiligen Stätten das Interdikt verhängt. Trotzdem krönte sich der Kaiser — ohne Hochamt und kirchliche Weihen — zum König von Jerusalem und zog nachher gegen den Papst zu Felde.

Kein Orden war fester und bewunderungswürdiger

Digitized by Google

darauf angelegt, die weltliche und geistliche Herrschermacht der katholischen Kirche wieder herzustellen und zu erhöhen, als der Jesuitenorden. Er wirkte geraume Zeit Erstaunliches in dieser Richtung, er war der mächtigste Hebel der Gegenreformation. Protestanten und Philosophen würden ihn nicht zu Fall gebracht haben, wenn er sich nicht selbst durch sein kirchliches und politisches Herrschgelüste gestürzt hätte, und auf das Andringen katholischer Fürstenhöfe war es der Papst, der den Orden auflöste. Er ist wieder erstanden, freilich mit bedeutend gemilderter Herrschaftspolitik. Aber auch heute noch dreht sich die Frage der Fernhaltung oder Wiederberufung des Ordens um den Kernpunkt, wie weit seine Existenz mit der Herrschaft des Staates im eigenen Hause verträglich sei und mit dem Frieden der Konfessionen untereinander, dessen letzter Hüter eben doch der Staat ist.

Der Kampf gegen die äußere Herrschaft der katholischen Kirche gewann den Reformatoren raschen und mächtigen Erfolg. Es lag im Geiste der Reformation, die Einwirkung der Kirche auf Herz und Gemüt der Gläubigen aufs höchste zu steigern, auf die äußere Herrschaft dagegen zu verzichten. Für die folgerechte Durchführung dieses schwierigen Problems war das 16. Jahrhundert jedoch noch nicht reif, und Luther selbst, in jüngeren Jahren der kühne Vorkämpfer des freigewirkten Glaubens, war in späteren Tagen vielmehr geneigt, das Bekenntnis derart zu festigen, daß

Digitized by Google

es zur Beherrschung der Geister tauglicher sei. Nicht minder steigerte sich in der Folgezeit bei den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen das Streben, eine äußere Herrschermacht oft genug in unmittelbarer Verbindung mit der Staatsgewalt zu gewinnen. Katholiken und Protestanten dürfen sich hier gegenseitig nichts vorwerfen; denn von beiden Seiten wurde gleich häufig gesündigt. Bald suchte man durch die Kirchenzucht zu herrschen, bald durch die Sakramente, bald durch das Dogma. Den religiösen und kirchlichen Parteien ging — und geht — es dabei genau so wie den wissenschaftlichen und künstlerischen, den politischen und sozialen.

Am lehrreichsten ist uns hier die Kunstgeschichte. Denn die Empfänglichkeit für die Kunst kann ebenso, ja noch vielmehr, nur eine freie, selbstgewollte sein wie die Empfänglichkeit für die Religion. Wenn sich eine bedeutende Kunstrichtung emporringt, dann gewinnt sie Macht trotz allen Widerspruches, ja durch denselben; ist sie aber siegreich geworden, dann strebt sie zu herrschen, sie wird abschließend und unduldsam, sie sucht die Kunstschätze vergangener Zeiten aus der Welt zu schaffen und neue, eigenartige Bestrebungen nicht aufkommen zu lassen, bis sie durch ihre Herrschsucht sich selber stürzt.

So erging es zu allen Zeiten auch den theologischen Parteien, selbst den berechtigsten. Es waltet hier ein allgemeines Gesetz unsres Geisteslebens, dem

Digitized by Google

auch die Diener der Kirche unterworfen sind. Allein gerade weil sie Diener der christlichen Kirche sind, sollten sie gegen die Versuchung der Herrschsucht am tapfersten und standhaftesten ankämpfen. Der größte Beherrscher der Geister ist Christus, obgleich und weil er keine äußere Herrschergewalt gepredigt und eingesetzt hat.

Die katholische Kirche fühlt sich als eine Königin und der Papst trägt die dreifache Krone; sie verfügt heute noch über weit schärfere Strafen und Zuchtmittel als die protestantische und verzichtet nicht auf die Beherrschung ihrer Bekenner. Vergleicht man aber die Politik, welche sie hiebei verfolgt, und die Machtmittel, worüber sie verfügt, mit den Zeiten des Mittelalters, so wird man finden, daß auch sie jenem Ideale bedeutend näher gerückt ist, kraft dessen die Kirche nur herrschen soll, indem sie dient.

Der wahre Geistliche soll sich nicht Herr des Glaubens nennen, sondern mit einem schönen alten Ausdrucke: „Diener am Worte Gottes."

In verschiedenen Zeiten des kirchlichen Verfalls sehnte man sich zurück nach der christlichen Urzeit, nach der Reinheit ihrer Lehre und der Schlichtheit und Demut ihrer Priester. Man hat sie zurückzuführen versucht, was aber nicht möglich ist, weil wir keine Apostel und Patriarchen mehr haben, und die Geschichte nicht rückläufig gemacht werden kann. Eines sollte man jedoch hiebei nie vergessen: die ältesten

Digitized by Google

Zeiten zeigen das aufkeimende Christentum in so unwiderstehlicher Macht, weil es unter Unterdrückung und Verfolgung sich in sich selbst vertiefen und befestigen mußte und, um sein Dasein kämpfend, gar nicht ans Herrschen denken konnte.

Im wirklichen Kriege hat der Angreifer schon den halben Sieg voraus vor dem Verteidiger. Die Kirche ist umgekehrt allezeit stärker geworden durch die Verteidigung als durch den Angriff. So ist auch in der Theologie die Apologetik eine reichere, bedeutendere und liebenswürdigere Wissenschaft als die Polemik.

Die Furcht vor geistlichen Uebergriffen entfremdet gegenwärtig viele gebildete Leute der Kirche. Man wähnt die Freiheit der Wissenschaft gefährdet, die Selbständigkeit der Schule beeinträchtigt, das friedliche Zusammenleben der Konfessionen in Frage gestellt, wenn ein ehrgeiziger Klerus wieder zu ähnlicher Machtfülle käme, wie sie ihm als Ideal vergangener Zeiten vorschwebt. Viele möchten dies wohl, aber sie sagen's wenigstens nicht mehr.

Wir bewegen uns seit der französischen Revolution fortwährend in kirchenpolitischen Kämpfen, sie bilden den Hauptinhalt der katholischen Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Durch die Verbindung der kirchlichen Parteien mit den politischen spielen sich diese Kämpfe in der Arena unsrer Parlamente besonders aufregend weiter und der katholische Klerus hat durch sein parlamentarisches Wirken oft

Digitized by Google

großen Einfluß auf politische Entscheidungen gewonnen, die weit über das engere kirchliche Interesse hinausgreifen. Auch in protestantisch-kirchlichen Kreisen sucht man durch Landtag und Presse der Kirche neue politische Macht zu gewinnen. Der Geistliche erscheint dabei mitunter durchaus nicht als Friedensbote. Die Kirche soll aber keine Macht sein, die man fürchtet, sondern eine Macht, welche die Herzen gewinnt. Als Kirche sollte sie so politisch sein, gar keine Politik zu treiben.

Manche Leute meinen, es schicke sich nicht für einen Pfarrer, das Theater zu besuchen und dort ein gutes Schauspiel anzusehen, aber es schickt sich doch noch weit weniger für einen Pfarrer, stürmische Wahlversammlungen zu besuchen und dort Kriegsreden zu halten.

Die Kirche des Mittelalters war die „Kulturkirche". Zu einer Zeit, wo der Staat noch kein „Kulturstaat" war, fiel ihr die Sorge für Wissenschaft und Bildung zu, für den Rechtsschutz der Unterdrückten; Mönche rodeten das Land und Bischöfe waren Staatsminister. Dies ist anders geworden, die Aufgabe der Kirche hat sich verengert, aber darum nicht verkleinert. In dem Verzicht auf Macht und Einflüsse, die außerhalb der religiösen Sphäre liegen, ist die Stärke der modernen Kirche begründet. Weil sie nicht mehr so breit wirken kann wie vor Zeiten, kann und soll sie um so tiefer wirken. Sie soll die Unglücklichen trösten,

Digitized by Google

die Zweifelnden beruhigen, die Irrenden zurechtweisen, die Streitenden versöhnen, die Verzagenden stärken, die Sinkenden erheben, die Verlorenen retten, die Verstockten zur Buße führen und in uns allen den Glauben, die Liebe und die Hoffnung in Gott erwecken. Wenn die Priester der Kirche dies thun, dann haben sie ein unermeßliches Arbeitsfeld, befriedigend auch für den glühendsten Ehrgeiz, und sie werden es verschmähen nach einer andern Herrschaft zu trachten, als nach der Herrschaft über jene Geister und Herzen, welche ihnen aus freier Ueberzeugung anhängen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Gründung neuer Kirchen.

Unsre Zeit ist der Bildung neuer großer Kirchengemeinschaften durchaus nicht günstig. Die europäischen Kulturvölker begnügen sich mit den großen alten Kirchen, und wo Glaubensspaltungen entstehen, da wachsen sie nicht über den Umfang größerer oder kleinerer Sekten hinaus.

Es wäre ganz falsch, aus dieser Thatsache zu schließen, daß alle Bekenner der katholischen, griechischen oder protestantischen Kirche in allen Stücken mit deren Lehren einverstanden seien. Im Gegenteil. Zu keiner Zeit war der Individualismus des Glaubens innerhalb der Kirchen ein größerer, wie heutzutage, und wenn alle Glaubenslosen oder dem Glauben ihrer Kirche Entfremdeten zusammenträten und eine selbständige Gemeinschaft bilden wollten, so würde diese neue Kirche sehr groß sein. Ihre Einheit bestünde freilich nur in der freiesten Mannigfaltigkeit und ihr positiver Inhalt in der Verneinung dessen, was andern positiv ist.

Der moderne Staat zwingt niemand, seinen in-

Digitized by Google

nersten Glauben auszusprechen. Wir geben höchstens die äußerliche Zugehörigkeit zu einer Kirche statistisch zu Protokoll. Auch die Geistlichen werden in der Erforschung des Glaubens ihrer Gemeindeglieder entfernt nicht mehr so weit gehen wie früher. Diese Erforschung setzt einen persönlichen Verkehr des Pfarrers mit seinen Pfarrkindern voraus, der bei einem großen Teile der städtischen Bevölkerung schon längst nicht mehr stattfindet.

Wenn ich meinen Glauben nicht mehr äußerlich bekenne, so brauche ich ihn auch äußerlich nicht zu wechseln. Ich behalte ihn für mich, um mich nach Gutdünken einer „Richtung" anzuschließen, die mir gefällt. Ich kann dabei mehr oder minder aus dem Bekenntnis heraustreten, auf welches ich getauft bin, vermeide aber doch das Aergerliche eines förmlichen Uebertritts. Infolge dieser Thatsachen schwindet dann auch die Neigung, neue Kirchen zu gründen, die nur neue Hemmungen der freien religiösen Meinung wären; dagegen wächst die Lust, neue kirchliche und religiöse Parteien zu gestalten, ins Schrankenlose.

Und hiermit bin ich bei dem wahren Stichwort angekommen: es ist das Wort „Partei". Das Glaubensbekenntnis ist bei vielen Tausenden nur noch ein Parteibekenntnis und trägt alle Kennzeichen der politischen Parteien.

Hierin liegt eines der merkwürdigsten Phänomene des religiösen Lebens unsrer Zeit.

Innerhalb unsrer Kirchen müssen wir gegenwärtig

Digitized by Google

zwei Bestandteile unterscheiden: die feste, alt überlieferte Glaubensgemeinschaft auf dogmatischer Grundlage, die eigentliche Kirche, sodann aber eine nur dem Namen nach zu derselben gehörige Parteigenossenschaft, die sich mit unendlich mannigfaltigen persönlichen Meinungen dem dogmatischen Bekenntnis bald mehr, bald weniger, öfters auch gar nicht anschließt.

Die Stärke dieser Glaubensparteien (selbst wenn sie gar nichts mehr glauben sollten) wechselt unaufhörlich, ganz wie bei den politischen Parteien. In aufgeregten Zeiten treten die Leute, welche sonst ihre Religion für sich behalten, mit ihren Ueberzeugungen und Forderungen laut und stürmisch hervor, schließen sich fest aneinander und sind am Ende wohl gar geneigt, eine neue Kirche zu bilden oder wenigstens aus der alten auszutreten. Beruhigt sich aber die Bewegung, wird etwa ein Teil des Geforderten erfüllt, oder erkennt man umgekehrt, daß zunächst doch nichts zu erreichen ist, so erlahmt die Energie, die Partei sinkt in sich zusammen, und die meisten, eben noch so kampflustigen Parteigenossen werden wieder, was sie gewesen sind: sie gehören heute wie gestern zu der Kirche, in welcher sie getauft wurden, und behalten sich ihre freie Meinung vor, die sie nach Belieben aussprechen oder verschweigen.

Ueber diese Erscheinung konnte man bei dem Entstehen und ersten Heranwachsen des Altkatholizismus die schönsten Studien machen.

Digitized by Google

Tausende von Katholiken begrüßten anfangs begeistert die neue Bewegung und stimmten der Opposition gegen die vatikanischen Beschlüsse bei. Man erwartete, daß jene Tausende nunmehr auch allesamt der altkatholischen Gemeinde beitreten würden. Dies that aber doch nur der kleinere Teil; die übrigen blieben eben Parteigenossen, die langsam wieder im Hintergrund verschwanden, als der Reiz der Neuheit vorüber war und die Energie der Bewegung sich gemildert hatte. Sie brauchen darum ihrer Ueberzeugung nicht untreu geworden zu sein, sie werden dieselbe gegebenen Falles vielleicht wieder sehr laut bekennen, allein da sie dies ebenso gut, ja vielleicht besser, als römische Katholiken wie als Altkatholiken thun können, so finden sie keinen Grund, sich der Unbequemlichkeit eines Kirchenwechsels zu unterziehen, der für sie jedenfalls kein Glaubenswechsel ist, weil ihr Glaube so wie so ihre Privatsache bleibt.

Das Neue hat für den modernen Menschen fast überall einen unwiderstehlichen Reiz, und so sind auch Parteien, gleichviel ob politische oder religiöse, ganz besonders verlockend, die mit neuen Mitteln nach neuen Zielen streben. Neuen Parteien eignet die Kraft des Angriffs; alten Parteien haftet nur allzu leicht die Schwäche der bloßen Abwehr an.

Die Kirchen dagegen wollen allesamt nicht neu sein; der uralte, unwandelbare Bestand übt gerade hier die unwiderstehliche Macht auf das gläubige Gemüt.

Digitized by Google

Das Neue Testament lehnt sich an das Alte an, und alle späteren Neugestaltungen innerhalb der christlichen Kirche behaupteten, daß sie eigentlich das Aelteste verwirklichten: die Rückkehr zur apostolischen Urkirche.

Wir sehen hier einen schroffen Gegensatz. Verflüchtigt sich das kirchliche Leben, wie heute bei so Vielen, zur religiösen Parteibewegung, dann trachtet man naturgemäß nach dem Neuen und Neuesten. Soll aber die Kirche reformiert, das heißt in ihrer Grundform wieder hergestellt werden, dann muß man sich dem Schwanken der Parteibewegung entziehen und vielmehr das Aelteste festzuhalten suchen.

Die Altkatholiken haben dies sehr wohl erkannt und schon in ihrem Namen ausgesprochen, daß sie nicht eine neue, sondern vielmehr die alte Kirche sein wollen. Die Anhänger Johannes Ronges pflegten sich anfangs „Neukatholiken" zu nennen. Allein obgleich gerade damals die nach Neuem dürstende Parteibewegung besonders hoch ging, fand man den Ausdruck doch nicht glücklich und ersetzte ihn durch „Deutschkatholiken". In unsern Tagen behaupten nun die Altkatholiken, daß die Römischkatholischen die eigentlichen Neukatholiken seien, weil diese vielmehr neue Dogmen gebracht und die Kirchenverfassung verändert hätten, während sie, die Altkatholiken, das Ursprüngliche festhielten.

Man sieht, das Bedürfnis nach neuen Kirchen ist nicht groß, und das sonst so lockende Wort „neu" schließt hier weniger einen Vorzug als einen Vorwurf in sich.

Digitized by Google

Bei der so leidenschaftlich erörterten Frage, ob die römisch-katholische Kirche oder die altkatholische die eigentlich katholische sei, tritt zuletzt für den Beobachter des kirchlichen Volkslebens eine Thatsache entscheidend in den Vordergrund. Nehmen wir an, die geistvollen und gelehrten Wortführer des Altkatholizismus hätten aufs schärfste bewiesen, daß sie katholischer seien als der Papst, daß sie das ursprüngliche Wesen der katholischen Kirche gerettet und wiederhergestellt hätten, daß also auch das ganze Vermögen der katholischen Kirche und alle Rechte derselben ihnen zugehörten und nicht den von der wahren Lehre und Verfassung abgefallenen römischen Katholiken, — so wird hier die scharfsinnigste Beweisführung bei der ungeheuren Masse des Volkes doch nicht verfangen, solange ihr die Wucht der greifbaren Thatsachen gegenübersteht.

Dogmengeschichtliche und kirchenrechtliche Ausführungen sind für Gelehrte. Das Volk, das heißt die große Masse der Gebildeten wie der naiv Gesitteten aber spricht: Wo der Papst ist, wo die Bischöfe sind und die Ordens- und Weltgeistlichen in ihrer erdrückenden Mehrheit, wo viele Millionen von Gläubigen einem kleinen Häuflein von Tausenden gegenüberstehen, wo nicht bloß die Macht, sondern auch die ganze Pracht und der ganze Reichtum unsres kirchlichen Lebens sich heraufgeerbt hat, da ist auch die wahre große katholische Kirche.

Das Volk hält sich an die greifbaren Thatsachen,

Digitized by Google

nicht an die scharfsinnigen Beweisführungen theologischer Kritik.

Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts waren gezwungen, eine eigene Kirche zu gründen, wenn sie nicht mit ihrer Person und Sache zu Grunde gehen wollten. Indem Fürsten und Reichsstädte und große Massen Volkes, indem ganze Länder zur festen Glaubensgemeinschaft sich verbündeten, gewann dieselbe erst das Recht und die Kraft der Existenz. Dergleichen ist heute nicht mehr nötig, wo jeder glauben kann, was er will und der Staat ebensosehr die Glaubensfreiheit schützt, wie früher den Glaubenszwang.

Es war jedoch noch ein tieferes Motiv als das Gebot der Selbsterhaltung, was die frommen Leute jener alten Zeit, welche mit der herrschenden Kirche nicht mehr allerwege übereinstimmten, zur Gründung einer neuen Kirche trieb. Sie erachteten den rechten Glauben als die nächste und unerläßlichste Vorbedingung zu ihrer Seelen Seligkeit, und wer diesen Glauben zwar besaß, aber nicht laut bekannte, an dem hatte unser Herrgott auch kein besonderes Wohlgefallen. Den rechten Glauben verschweigen, war so schlimm als ihn gar nicht zu haben. Aus innerster Seelenangst fühlte man sich unwiderstehlich zum offenen Bekenntnis getrieben und zur Bekehrung andrer für den allein wahren Glauben. Die Reformatoren übten sicherlich genug theologische Kritik, aber die Reformation ist nicht durch die Triumphe wissenschaftlichen

Digitized by Google

Scharfsinns so sieghaft geworden; sie wurde mächtig durch den Zorn und die Angst, durch die Begeisterung und den Feuereifer derer, die in dem reinen Glauben, welcher ihnen in der alten Kirche verdunkelt schien, die oberste Bürgschaft der Seligkeit erblickten. Eine neue Kirche wird nur aus glühender Begeisterung geboren, welche die Volksmassen in Glauben und Liebe und Zorn und Angst ergreift und leidenschaftlich mit sich fortreißt. So war es zu allen Zeiten.

Wenn aber in unsern Tagen diese Glut der Begeisterung und diese Seelenangst fehlt, welche unwiderstehlich zum offenen Bekenntnis drängt, so ist eben auch wenig Aussicht zur erfolgreichen Gründung neuer Kirchen vorhanden. Ich bestreite gar nicht, daß noch begeisterter Glaube zu finden sei, allein der Trieb, diesen Glauben zu bekennen, andre dafür zu gewinnen, der Trieb der Expansion des Glaubens ist in demselben Maße schwächer geworden, als seinem Bekenntnis kein Verbot, kein äußerer Zwang mehr entgegengesetzt wird, und der Glaubensstreit mehr und mehr den Charakter eines Parteistreites angenommen hat.

Wo Andersgläubige sich heute in ihrem Gewissen gedrungen fühlen, aus ihrer Kirche auszuscheiden und ihren abweichenden Glauben laut zu bekennen, da bilden sich höchstens kleine Sekten, keine neuen größeren Kirchen. Der Protestantismus gewährt kraft seiner individualistischen Natur einen günstigeren Boden für das Sektenwesen als der Katholizismus, und es

Digitized by Google

ist charakteristisch, daß heutzutage das Wort „Sekte“ einen übleren Klang bei denjenigen besitzt, die gar nichts glauben als bei den Gläubigen der großen Kirchengemeinschaften. Früher war es umgekehrt.

Denn mögen dergleichen Sekten auch der Mutterkirche als ein ärgerlicher Abfall erscheinen, so sind sie doch immer ein Zeugnis thatkräftiger Glaubensbegeisterung. Die Mehrzahl der Anhänger der neueren protestantischen Sekten gehören dem kleinen Bürger- und Bauernstande oder den dienenden und arbeitenden Klassen an. Die vornehme Welt, welche vor zweihundert Jahren noch stark zum Sektenwesen neigte, ist heute nur äußerst schwach bei demselben vertreten.

Die Kirchlichen wie die Glaubenslosen suchen sich überall den „Vierten Stand“ zu erobern und die soziale Frage zu ihren Gunsten auszubeuten, warum sollten dies nicht auch die kleinen Sekten thun? Der Bauer, der Dienstbote und Arbeiter fühlt sich gehoben, wenn er in der Separatistengemeinde eine Bedeutung gewinnt, die er in der großen Kirche nicht beanspruchen kann. Er hat noch das Bedürfnis, seinen Glauben laut zu bekennen, und ist stolz darauf, daß er etwas ganz Besonderes glaubt, vielleicht etwas Besseres als sein Brotherr. Den Stolz des wissenschaftlichen Mannes, seine eigene Religionsphilosophie für sich zu haben, kennt er dagegen nicht, die Sonderkirche ist ihm noch nicht religiöse Partei, sie gibt ihm noch die

Digitized by Google

Lehre des wahren Glaubens, durch den er seine Seele rettet.

Ich komme wiederholt auf die so überaus merkwürdige und lehrreiche Erscheinung des Altkatholizismus zurück. Die altkatholische Bewegung war von Anbeginn eine wissenschaftliche, der berühmteste Führer, Döllinger, ein Gelehrter ersten Ranges. Trat auch die Person Döllingers allmählich etwas in den Hintergrund, so ist sie doch durchaus typisch für das Wesen des Altkatholizismus. Döllinger war kein Luther, kein zorneseifriger, leidenschaftlicher, gewaltthätiger Glaubensstreiter, sondern ein überaus fleißiger, friedlicher Denker und Forscher, der sich am wohlsten bei seinen Büchern fühlte. Er hat unendlich viel gelesen und wieder gelesen, viel zu viel, um ein schöpferischer Geist zu sein, er war ein Genie der Receptivität und der Kritik. Bei der Erörterung einer wissenschaftlichen Streitfrage legt er uns mit wunderbarer Klarheit dar, was andre über dieselbe gesagt haben, er prüft mit schärfstem Verstande und überlegener Kenntnis, er gruppiert und ordnet die Resultate, deutet uns dann aber seine eigene Beantwortung der Frage nur an oder bleibt sie uns ganz schuldig. Seine Schriften sind für Leser geschrieben, welche auf einer ähnlichen Bildungsstufe stehen wie der Verfasser, schlaghaft volksmäßig wirkt keine derselben. Seine berühmtesten Reden hielt Döllinger in der Aula der Universität und in der Akademie der Wissenschaften, Volksreden

Digitized by Google

hat er nicht gehalten. Trotz aller Schlichtheit des äußern Wesens war er doch eine durchaus vornehme Natur, ein Aristokrat des Geistes. Um ihn recht zu verehren, mußte man ihn vorher lieben gelernt haben, und das thaten fast alle, die ihm näher traten. Oft kindlich naiv, dann wieder geistreich fein, sarkastisch und witzig, fesselte er denjenigen am meisten, der ihm ähnliche Feinheit und Naivetät entgegenbrachte. Er war eine anima candida und ein Mann des redlichsten Ringens nach Wahrheit, ein Vorbild für viele, aber er war alles andre eher als ein Agitator. Solche Persönlichkeiten können bedeutsam anregend einwirken auf reformatorische Bewegungen; die eigentlichen Reformatoren, die kühnen Neugestalter schnitzt unser Herrgott aus anderm Holze. Im engern Kreise der Freunde und Schüler war Döllinger der mächtige Meister; — fortreißend, zündend, leidenschaftlich begeisternd auf die Massen — auch der Hochgebildeten — zu wirken, war nicht Döllingers Sache. Das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" würde er nicht gedichtet und auch nicht komponiert haben; er dichtete und komponierte überhaupt nicht und war nur da ein Künstler, wo er es nicht beabsichtigte, nämlich in der oft bezaubernden Naivetät seines Stiles und wurde auch hier nur von feineren Naturen als solcher erkannt.

Ich nannte Döllingers Persönlichkeit typisch für den Altkatholizismus, der ja über ihn hinaus gewachsen ist. Das Wort wird jetzt seine Erklärung finden.

Digitized by Google

Der Altkatholizismus war von Anbeginn eine wissenschaftliche Bewegung, die von Männern der Wissenschaft, insbesondere von Theologen, Juristen und Historikern erfaßt und weiter getragen wurde. Weitere Kreise wurden dafür gewonnen; aber das Schwergewicht der Bekenner lag und liegt doch im höher gebildeten Mittelstand. Der Protest gegen das vatikanische Konzil konnte auf das Volk nicht zündend wirken, weil das eigentliche Volk weder vom Konzil noch vom Protest etwas verstand. Auch der Satz, daß die alte Kirche eigentlich eine neue geworden und die neue im Grunde die wahrhaft alte sei, konnte nur von feineren Geistern begriffen werden. Eine kirchliche Bewegung, die fast ausschließend in den gebildetsten Kreisen Wurzel schlägt, kann zu keiner neuen Kirche führen; der Bauer, der Kleinbürger, der Arbeiter müssen auch mit hinzutreten. Diese blieben aber großenteils aus oder gingen wieder zurück. Der Altkatholizismus besaß und besitzt einen trefflichen großen Generalstab, aber es fehlt die Armee. Bei dem Deutschkatholizismus in Johannes Ronges Tagen war es umgekehrt gewesen: eine große Armee kam rasch zusammen, allein es fehlten die Offiziere und vor allem der Oberfeldherr, und so verlief sich denn auch bald wieder die Armee. Der Deutschkatholizismus brachte es zu einer vorübergehend mächtigen Partei des gemeinfaßlichen Rationalismus, der ebensogut außerhalb der katholischen wie der protestantischen

Digitized by Google

Kirche steht. Der Altkatholizismus hat es zu einer ohne Zweifel dauernd einflußreichen Religionspartei des kritischen Protestes auf dem Boden der alten Kirche gebracht. Er griff neue Dogmen an, ließ aber alte Dogmen stehen, die nicht minder angreifbar sind. Er behauptet den historischen Boden, nämlich den Boden der historischen Wissenschaft. Er tritt dem Volke nahe durch Vereinfachung und Verdeutschung des Gottesdienstes, aber er tritt ihm eben auch nur nahe. Er ist frei von Schwärmerei, aber auch frei von der Kraft zündender, die Massen sturmgewaltig fortreißender Begeisterung, maßvoll und vornehm in seiner Haltung. Er bildet eine Sonderkirche und will doch keine Sonderkirche sein. In seiner Entstehung und Fortbildung gibt er Kunde von hundert feinen Bewegungen, die durch das religiöse Leben des deutschen Volkes unsrer Tage zittern. Vor allem aber gibt er in Entstehung und Fortbildung, im Gelingen und Fehlschlagen Zeugnis für die Thatsache, daß unsre Zeit das Zeug nicht hat für die Gründung großer neuer Kirchen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Toleranz.

Das Wort Toleranz hat einen guten Klang. Man denkt dabei an Humanität und Vorurteilslosigkeit zunächst gegen Andersgläubige. Und niemand möchte doch geflissentlich unmenschlich und in Vorurteilen befangen sein. Wem darum auch die Toleranz nicht ganz gefällt, der verwahrt sich wenigstens gegen den Vorwurf der Intoleranz.

Wir rühmen uns, daß die Toleranz in den letzten Jahrhunderten anfangs langsame, dann immer raschere Fortschritte gemacht habe, und daß wir jetzt in einem sehr toleranten Zeitalter leben, obgleich es auch heute noch Intoleranz genug gibt. Wir hoffen aber, rasch zu einem noch höheren Gipfel, zu dem vollendeten Triumphe der Toleranz emporzusteigen.

Ich möchte aber sagen, dieser Gipfel wird gerade darin bestehen, daß es schließlich gar keine Toleranz mehr geben wird und daß man dann auf den Standpunkt der Toleranz als einen völlig über=

Digitized by Google

wundenen zurückblickt. Das letzte Ziel der Toleranz ist, sich selber überflüssig zu machen.

Zur Lösung dieses scheinbaren Paradoxons brauchen wir nur das lateinische Wort Toleranz in gutes Deutsch zu übersetzen: Es heißt wörtlich „Duldung". Mit diesem deutschen Worte gewinnen wir sofort eine wesentliche Schattierung des Begriffs.

Wer Duldung übt, der sieht sich selber als den Berechtigten an, den andern als Unberechtigten, gegen den er unter allem Vorbehalt seines ausschließenden Rechtes Nachsicht walten läßt. Duldung lassen wir uns darum nur gefallen, weil wir's nicht besser haben können und kein Mensch ist gerne bloß geduldet. Die vollendete Toleranz, die sich selber aufhebt, verwandelt sich dann in volle Anerkennung des andern, in Gleichberechtigung.

Halten wir zunächst das allgemein geläufige Wort fest, welches auch für unsre Zeit nur noch allzusehr paßt. Ich unterscheide dann zwischen äußerlicher und innerlicher Toleranz.

Mit der äußerlichsten Toleranz haben wir nach den Kämpfen und Spaltungen der Reformation begonnen. Es galt damals, den Religionsparteien, die in Fehde mit Fürst und Staat und untereinander lagen, einen Rechtsboden der Herrschaft oder der Duldung zu schaffen, und so erscheint diese Toleranz zunächst als eine juristische, in der Form von staatsrechtlichen oder privatrechtlichen Verträgen.

Digitized by Google

Mit dem westfälischen Frieden schloß hier gleichsam der erste Akt. Trotzdem war der Streit der Religionsparteien in Staaten und Kirchen noch lange nicht beendigt und schleppte sich fort bis zum Ende des heiligen römischen Reichs. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der im Jahre 1679 die Kirche der heiligen Konkordia in Mannheim erbaute, das dreifache Kreuz als Sinnbild der vereinigten drei christlichen Konfessionen auf ihre Kuppel setzte und bei der Einweihung einen reformierten, katholischen und lutherischen Pfarrer nach einander auf derselben Kanzel predigen ließ, dünkte den Zeitgenossen doch höchstens ein edler Träumer. Und so war es auch.

Der politische Streit der Konfessionen dauerte fort, und die Konkordienkirche wurde in den neunziger Jahren von den Franzosen zusammengeschossen, welche die ganze Welt für ihr Evangelium der Freiheit und Gleichheit erobern wollten, und in Paris doch nur den Fanatismus des Unglaubens an die Stelle der Glaubensdespotie gesetzt hatten. Selbst das dunkelste Mittelalter ist niemals unduldsamer in Glaubenssachen gewesen, wie die Gleichheitsmänner der Revolution, trotzdem sie die Menschenrechte gepachtet zu haben glaubten. Aber ungeachtet aller Rückschläge nahm die juristische Abmarkung des politisch gleichen Rechtes der Konfessionen ihren fortschreitenden Gang und wir sind zuletzt zu einem paritätischen Staate gekommen, der die bürgerlichen Rechte nicht mehr vom Glaubensbekenntnis abhängig macht.

Digitized by Google

In der politischen Praxis freilich haben Neid und Eifersucht, Herrschgelüste und Unterdrückungsklagen der einzelnen Konfessionen bis auf diesen Tag niemals aufgehört. Wir besitzen die äußerliche Toleranz auf dem Papier der Verfassungsurkunde: in unsern parlamentarischen Kämpfen, in den Zeitungsfehden und im Zwiste der Parteien sucht man sie oft noch vergebens.

In der konfessionell so gemischten Pfalz und wohl auch in andern Gegenden gibt es alte, vielleicht gar gotische Kirchen, in deren Chor die Katholiken ihren Gottesdienst halten, im Langhaus die Protestanten. Beide sind nur durch eine dünne Wand getrennt, die gerade nicht zur architektonischen Verschönerung beiträgt, aber die getrennten Brüder wohnen doch unter einem Dache.

In der Schloßkapelle des Herzogs von Nassau in Biebrich wurde zu meiner Jugendzeit sogar allsonntäglich zuerst katholischer, dann protestantischer Gottesdienst an demselben Altar und von derselben Kanzel abgehalten. Dennoch haben solche Dinge auch heute noch keine viel größere Bedeutung, als vor zweihundert Jahren die dreifache Einweihung der Konkordienkirche in Mannheim. Ich erinnere mich nämlich nicht, daß die Geistlichen oder die Gemeinden in Biebrich jemals an der Eintracht im Gotteshause Anstoß genommen hätten. Als jedoch die beiden Pfarrer in derselben Hofkutsche gemeinsam von Wiesbaden

Digitized by Google

nach Biebrich zum Gottesdienste abgeholt werden sollten, remonstrierten sie dagegen und jeder wollte seine besondere Kutsche haben. Das war natürlich: am Altare amtierten sie nacheinander; in der Kutsche mußten sie nebeneinander sitzen. Die verbrüderten drei Mannheimer Geistlichen würden es Anno 1679 im gleichen Falle vermutlich ebenso gemacht haben.

Die Juden beklagen sich, daß sie trotz aller politischen Gleichstellung in Deutschland doch nicht zu den höchsten Hof- und Staatsämtern gelangen, und es hat auch bis jetzt in Preußen keinen katholischen und in Bayern keinen protestantischen Kultusminister gegeben. Der Staat ist konfessionslos, aber die Staatsmänner müssen konfessionelle Rücksichten nehmen, weil das Volk nicht konfessionslos ist, und weil gerade in den politischen Volksparteien der konfessionelle Hader immer wieder neue Kreise zieht und folglich auch immer wieder intolerant wird.

Wollen wir der strengen Wahrheit die Ehre geben, so müssen wir sagen: die äußerliche Toleranz schwebt uns als ein Ideal vor, welches nur wenige in Worten ganz zu verleugnen wagen; in der That erfüllt hat es sich noch keineswegs überall.

Ganz anders wie mit der äußerlichen Toleranz steht es mit der inneren, obgleich beide derselben Wurzel entspringen.

Der religiöse Glaube — oder Unglaube — ist unser persönlichstes Besitztum, ein Heiligtum unsres

Digitized by Google

Gemütes, unsres sittlichen Strebens, unsres Trostes und unsres Hoffens. Ob wir ihn jemals ganz einem andern offenbaren können? Und wenn wir's können, ob wir's wollen? Wir können und wollen ihn offenbaren gegen solche, die unserm Herzen am nächsten stehen, mit welchen wir uns in so tiefem seelischen Einklang wissen, daß wir überhaupt kein Geheimnis vor ihnen haben und bei denen wir keine Verletzung unsres zartesten Empfindens befürchten, auch wenn wir nicht in allen Accorden harmonieren sollten. Der wahrhaft Gläubige redet nicht vor aller Welt von seinem Glauben, sowenig wie der wahrhaft Liebende von seiner Liebe. Nur der Geliebten wird er seine Liebe und dann um so beredter darlegen.

An das Heiligtum unsres Glaubens wollen wir von niemand getastet wissen, freilich sollen wir dann aber auch keinem andern an sein Heiligtum tasten.

Wir sind empfindlicher in Sachen unsres religiösen Glaubens, als in Sachen unsrer politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Ueberzeugung. Denn wenn wir auch die heißblütigsten Politiker wären, so ist doch unsre Politik niemals so ganz mit unserm eigensten Ich verwachsen, wie unser Glaube. Religiöse Streitigkeiten waren darum immer die heftigsten und unversöhnbarsten. Um so sorgsamer sollten wir sie meiden.

Wenn ich aber einem dritten nicht zugestehe, der

Digitized by Google

Richter meines Glaubens zu sein, wenn ich empfindlich bin gegen jedes Antasten meiner religiösen Ueberzeugung, so fordere ich eben damit, daß diese nicht bloß geduldet, sondern als berechtigt anerkannt werde und dies wäre ja eben jene höchste Toleranz, die keine Toleranz mehr ist. Der dritte soll meinen Glauben anerkennen, nicht indem er ihn selber glaubt und für den allein richtigen hält. Wer könnte dies verlangen? Er soll nur glauben, daß mein Glaube ein so ehrlicher, überzeugungsvoller sei, wie der seinige. Wäre dies nicht, dann wäre ich ein Heuchler und Heuchler soll man nicht einmal dulden, geschweige anerkennen.

Wir prüfen die religiöse Ueberzeugung des Andersgläubigen nicht auf ihre thatsächliche Wahrheit — und wer kann sagen, daß er hierzu den untrüglichen Maßstab besitze? — Wir prüfen sie nur auf ihre Ehrlichkeit. Wir werden wohl auch fragen, welche Werke aus jenem Glauben hervorwachsen, und niemand kann uns zuletzt zumuten, daß wir einen Glauben für so richtig und wirkungskräftig halten, wie den andern. Wir mögen uns auch im stillen unsres bessern Glaubens freuen, und dennoch sollen wir den überzeugungsvollen Glauben eines jeglichen anerkennen, weil er überzeugungsvoll ist.

Manche werden sagen, auf diese Weise gestalte sich die Toleranz zuletzt zur Gleichgültigkeit gegen unsern eignen Glauben, zum Indifferentismus. Der wahre Glaube dränge uns vielmehr, daß wir auch andre,

Digitized by Google

die ihn nicht haben, zurechtwiesen und bekehrten, und wenn die Menschen immer nur auf dem Boden dieser Anerkennung der bloßen subjektiven Ehrlichkeit Andersgläubiger gestanden hätten, dann würde die christliche Kirche niemals ihre welterobernde Macht entfaltet haben, ja sie würde gar nicht existieren. Man gibt vielleicht zu, daß der Privatmann in solcher Passivität der Toleranz verharren könne, aber der Geistliche dürfe es nicht. Als Diener seiner Kirche müsse er den Glauben in der Gemeinde rein und stark zu erhalten und nach außen auszubreiten suchen. Christus habe nicht nur den Frieden gebracht, sondern auch das Schwert, und indem seine Kirche den Frieden predige, müsse sie zugleich eine streitende Kirche sein.

Ich gebe dies zu; nur muß man Völker und Zeiten unterscheiden. Karl der Große bekehrte die heidnischen Sachsen durch Feuer und Schwert, heute bedienen wir uns nicht mehr dieser drastischen Bekehrungsweise. Die Inquisition brannte den Glauben in der Gemeinde durch Scheiterhaufen rein; wir werden ihn nicht mehr durchs Feuer läutern wollen. Wilde Völker mag man durch List und Verlockung äußerlich bekehren; zahme Völker lassen sich dergleichen nicht mehr gefallen. Durch den Wechsel eines einzigen Buchstabens ist das alte Wort „Bekehrung" neu und zeitgemäß geworden, es wurde zur „Belehrung". Niemand wird es dem Geistlichen verargen, daß er belehrend bekehre, gleichviel ob innerhalb oder außer-

Digitized by Google

halb der Gemeinde. Aber auch die Belehrung soll keine aufgedrungene und unerbetene sein, sonst schlägt sie in ihr Gegenteil um und wird vielmehr eine Verkehrung. Jede Glaubenslehre ist eine tote Formel, wenn wir sie nicht in unsre innerste Ueberzeugung aufgenommen haben, und so kommen wir im Zirkel doch wieder zu dem Satze zurück, daß nur unsre freie und ehrliche Ueberzeugung in religiösen Dingen entscheidet.

Tausende von Menschen wenden sich darum heute von aller Religion ab, weil sie argwöhnen, man wolle ihnen die Religion aufdrängen. Der wirksamste Bekehrer wird bei den Gebildeten unsrer Zeit derjenige sein, welcher belehrt und überzeugt, ohne daß man seine Absicht merkt. Die Kirche hat keinen größern Feind, als die Intoleranz ihrer eigenen Diener. Schiller hat gesagt: „wo die Kunst gefallen ist, da fiel sie durch die Künstler". Man kann ebensogut sagen: wo das Ansehen der Kirche gesunken ist, da sank es durch ihre Priester.

Das Gegenteil von Duldung und Anerkennung ist Fanatismus. Es gibt nicht nur einen Fanatismus des Glaubens, sondern auch des Unglaubens. Der Fanatiker des Glaubens nennt den Ungläubigen „gottlos", und im gemeinen deutschen Sprachgebrauch bezeichnet dieses Wort nicht sowohl einen Atheisten, als einen grundschlechten Menschen. Der Fanatismus des Unglaubens nennt den Gläubigen einen Dumm-

Digitized by Google

kopf oder Heuchler; keiner von beiden will die ehrliche und wohlerwogene Ueberzeugung des Gegners anerkennen. Gegen den Fanatismus der That, der mit roher Gewalt so häufig Ehre und Ansehen, Leib und Leben des Andersgläubigen geschädigt hat, schützt uns der moderne Rechtsstaat. Gegen den Fanatismus des Wortes kann er uns nur wenig, gegen den Fanatismus der Gesinnung gar nicht schützen. Die Judenhetzen geben den Beleg dafür.

Am gefährlichsten wird in unsrer Zeit der religiöse Fanatismus, wenn er sich mit der Entfesselung sozialer Leidenschaften, mit dem sozialen Fanatismus paart, und wir haben gar keine Gewähr dafür, daß bei einer drohenden sozialen Revolution nicht auch wieder die thatsächliche religiöse Verfolgung zu hellen Flammen auflodere.

Wir werden nur dann sicher sein gegen den religiösen Fanatismus positiver und negativer Art, wenn jeder treu zu seinem Glauben hält, dabei aber auch die religiöse Ueberzeugung andrer unangetastet läßt, sofern sie dieselbe reinen Herzens hegen. Ob sie aber wirklich redlich überzeugt und reinen Herzens sind, das mögen sie vor Gott und ihrem Gewissen verantworten.

Edle Geister haben seit Jahrhunderten für eine Wiedervereinigung aller getrennten christlichen Bekenntnisse geschwärmt. Es war ein schöner Traum, der sich nicht verwirklichen wird, solange unsre heutige

Digitized by Google

Kultur fortbesteht. Denn neben andrem ist sie zugleich auch auf die Verschiedenartigkeit dieser sich ergänzenden, reibenden und treibenden Bekenntnisse gebaut. Ein protestantisches oder katholisches Volk ist nicht bloß protestantisch oder katholisch in seinem Glauben, es ist auch verschieden in seinen Sitten, in seinem Familienleben, in Künsten und Wissenschaften, und so ausgleichend hier die Gesittungsmächte der ganzen gebildeten Welt, selbst über die Nationalitäten hinaus, wirken mögen, wird doch zum Beispiel der katholische Italiener und Spanier von dem protestantischen Deutschen und Engländer immer auch wegen seiner ganzen nationalen Religionsgeschichte in tausend feinen Charakterzügen sich unterscheiden. Es ist möglich, daß neue Jahrhunderte hier ausgleichen, wahrscheinlicher ist es, daß auch sie wieder neue Besonderheiten hervorrufen werden.

Allein auch aus andern Gründen halte ich eine Verschmelzung der Bekenntnisse für unmöglich, solange sie eben noch wirkliche „Bekenntnisse" sind. Ja und nein kann man nicht verschmelzen zu einer höheren Einheit. Der Katholik hält das Papsttum für eine göttliche Institution, den Papst für das unbestreitbare irdische Oberhaupt der Kirche, für den Statthalter Christi und Nachfolger Petri; der Protestant behauptet von alledem das Gegenteil. Wie will man da vereinigen? Der positiv oder theologisch Gläubige erklärt die Gottheit Christi für ein unantastbares Grund-

Digitized by Google

dogma, mit dessen Beseitigung der ganze christliche Glaube auseinander fallen würde. Der religiöse Philosoph erkennt in Christo nur einen hohen menschlichen Genius der Religion; der glaubenslos kritische Freigeist sieht in dem Heiland vielleicht gar nur einen tragisch untergegangenen jüdischen Demagogen. Wie sollen diese drei zu einer gleichen mittleren Auffassung der Person Christi sich vereinigen? Denkbar wäre nur eine Einheit des Glaubens, indem eine einzelne Kirche alle übrigen beseitigte und in sich aufsöge, oder eine Einheit des Unglaubens, in welchem alle religiöse Gemeinschaft verschwände, um einer glaubenslosen Weltgemeinde Platz zu machen, die aber doch wieder je nach den verschiedenen Bildungsstufen in hunderte von Schulen und hunderttausende von Meinungen zerfallen würde. Man könnte beides denkbar nennen; beides ist aber in der That das Undenkbarste.

Es gibt keine gleichheitliche Verschmelzung auch nur der christlichen Bekenntnisse, aber es gibt eine — Versöhnung der Bekenner. Ich habe sie angedeutet, indem ich im Vorhergehenden von der Anerkennung und Gerechtigkeit sprach, die an die Stelle der bloßen Toleranz treten müsse. Auch sie ist zur Zeit erst noch ein Ideal, wenn man will ein Traumbild edler Geister, aber das Ideal kann verwirklicht werden und reift der Verwirklichung entgegen. Ein jeglicher stehe treu und fest in seinem Glauben, er taste den Glauben seines Nächsten nicht an, wie er seinen eigenen nicht

Digitized by Google

angetastet wissen will, er ehre einen jeden, der reinen Herzens und redlichen Strebens seines Glaubens lebt und freue sich, wenn er die guten Werke des fremden Glaubens erkennt.

In der Bergpredigt preist Christus selig, die reines Herzens sind: — die engen Herzens sind, hat er nirgends selig gepriesen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Thatsächliche Union.

In München besteht eine protestantische Gemeinde, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts von Null auf fünfzig- bis sechzigtausend Seelen angewachsen ist. Sie gehört dem im rechtsrheinischen Bayern herrschenden, evangelisch-lutherischen Bekenntnisse an. Für dieses ist hier der bekannte strengere dogmatische Geist der Erlanger Schule maßgebend.

Die große Gemeinde ist nicht sowohl von innen heraus als durch fortwährenden Zustrom von außen so mächtig angewachsen, und so fanden sich natürlich Bekenner der verschiedensten Formen des Protestantismus zusammen. Es ist höchst merkwürdig, wie sich dieselben dann unvermerkt wieder mit der lutherischen Gesamtgemeinde verschmelzen.

Ein Unierter siedelt aus Preußen nach München über. Er schließt sich selbstverständlich hier der lutherischen Gemeinde an, denn eine unierte gibt es nicht. Er besucht die lutherische Kirche, er geht daselbst zum Abendmahl, und man fragt ihn nicht, ob seine Auf-

Digitized by Google

fassung des heiligen Abendmahls mit der hier gültigen genau übereinstimme. Der Mann ist verheiratet, die Ehe wird in München mit Kindern gesegnet; die Kinder werden lutherisch getauft, sie kommen in den lutherischen Religionsunterricht, sie werden lutherisch konfirmiert, und in der zweiten Generation wird also die Familie unvermerkt lutherisch. Sind die Eltern vernünftige Leute, so werden sie in sich auch allmählich über den Gegensatz hinweggekommen sein, zumal ja bei der Mehrzahl der preußischen Unierten die lutherische Auffassung ohnedies schon vorwiegt.

Ich nehme darum einen andern Fall mit stärkeren Kontrasten. Es haben sich viele reformierte Schweizer in München angesiedelt. Hier ist der Gegensatz gegen das Luthertum nicht bloß ein dogmatischer, sondern zugleich ein altüberliefert volkstümlicher, ich möchte sagen ein nationaler, wenn die deutschen Schweizer nicht bloß ein Stamm, sondern eine eigene Nation wären. Trotzdem gehen wenigstens viele reformierte deutsche Schweizer in die lutherische Kirche und zum lutherischen Abendmahl, und ich könnte auch Fälle anführen, wo sie ihre Kinder lutherisch taufen und konfirmieren ließen. Die Familie wird also auch hier in der zweiten Generation lutherisch. Sollte sie aber später wieder, was nicht selten vorkommt, in die Schweiz zurückkehren, so wird sie unvermerkt wieder reformiert werden, wie sie in München lutherisch geworden war.

Digitized by Google

In allen diesen Fällen vollzieht sich eine thatsächliche Union ohne alle Propaganda von außen, ohne „Konvertierungen“, ohne irgend welchen unmittelbaren Einfluß der Geistlichen, denen man nicht entfernt Bekehrungssucht, sondern vielmehr allzugroße Duldsamkeit zum Vorwurf machen könnte, einen Vorwurf, den sie gerne hinnehmen werden. Duldung gewinnt, Duldung versöhnt mehr als übergroßer Eifer.

Im Anfang der fünfziger Jahre erregte das Vorgehen eines würdigen Geistlichen in Augsburg Aufsehen, welches die lehrreiche Kehrseite der vorgeschilderten Verhältnisse zeigt. Reformierte schweizerische Fabrikarbeiter waren dort unbeanstandet in einer lutherischen Kirche zum Abendmahl gegangen, bis es übereifrige Gemeindeglieder dem Pfarrer zur Gewissenssache machten, daß er dies weiterhin nicht dulden dürfe, andernfalls würden sie selber in ihrer eigenen Kirche vom Tische des Herrn fern bleiben. Nach schweren inneren Kämpfen ging der Pfarrer darauf ein und wies die Schweizer ab. Was nunmehr die schweizerischen Arbeiter gethan haben, ist mir unbekannt. Es sind zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder sie gingen fortan in eine andre lutherische Kirche der Stadt, wo man sie, milderen Sinnes, gastfreundlicher aufnahm, in der Ueberzeugung, daß Gott ihren frommen Willen und nicht ihr Dogma ansehen werde; oder aber — was viel wahrscheinlicher

Digitized by Google

— sie gingen fortan, entrüstet über die kirchliche Engherzigkeit, in gar keine Kirche mehr und zu gar keinem Abendmahl.

Es gibt theologische Lehrsätze, über welche man sich niemals wird einigen können, solange man diese Lehrsätze nicht für das erklärt, was sie sind: menschliche Ausdeutungen einer Glaubenswahrheit, sondern für die göttliche Wahrheit selber. Man kann Proselyten machen für solche Lehrsätze, wird dann aber Andersdenkende nur zu um so schärferem Widerspruche führen. Eine Union der Bekenntnisse von innen heraus wird nicht durch das Streiten über einzelne Dogmen gewonnen, sondern nur durch das Gemeinverständnis des Gottesbedürfnisses und der Gottes- und Menschenliebe. Von dieser Union sind wir noch weit entfernt, aber edle Menschen verzweifeln nicht an der fortschreitenden Verwirklichung des hohen Ideals.

Es war ein höchst charakteristischer Zug in dem geistigen Gesamtbilde Döllingers, daß er immer und bis zuletzt an seiner „Katholizität" festhalten wollte. Er hatte dem Papst und dem Konzil, wie den neuen Dogmen widersprochen, allein er verwahrte sich stets dagegen, eine neue Sonderkirche zu gründen. Hierbei wirkte wohl zweierlei zusammen: zunächst die Ehrfurcht, welche er nach der Ueberlieferung seiner Jugend und seines ganzen Lebens für die glänzende Erscheinung der katholischen Kirche, als der allgemeinen, der Weltkirche hegte. Aber in seinen alten Tagen trat noch

Digitized by Google

etwas ganz andres bedeutsamer hinzu, wie ich aus mehrfachen mündlichen Aeußerungen des mir allezeit freundlich gesinnten, hochverehrten Mannes erfuhr. Wenn ihn wohl Gewissensangst darüber befallen mochte, daß er doch dazu beigetragen habe, einen Riß unter den Katholiken geschaffen zu haben, wenn er von den Altkatholiken als von dritten sprach, dann tröstete ihn offenbar die Hoffnung, gerade durch diesen Riß den Anstoß zu einer künftigen und höheren Katholizität gegeben zu haben, zu einer Union aller christlichen Bekenntnisse in dem Gemeinbewußtsein der Erlösung durch Christum. Er dachte dabei, obgleich er gläubigen Protestanten nahe stand, und zuletzt gerechter und tiefer wie mancher Protestant über Luther geschrieben hatte, doch nicht zunächst an eine Union mit dem Protestantismus, vielleicht weil ihm gerade das protestantische Sondertum ein Stein des Anstoßes war. Allein mit dem großen, tröstenden Hinblick auf eine Wiedervereinigung aller Kinder Gottes ist er dennoch heimgegangen, wie mit einer Weissagung.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Kirchenrestaurationen.

Ein feingebildeter junger katholischer Priester, voll Eifer für sein hohes Amt, erzählte mir begeistert, daß er jetzt seine Dorfpfarrkirche von Grund aus zu restaurieren beginnen werde. Es war dies von außen ein ehrwürdiger, etwas roher gotischer Bau, im Innern aber reich geschmückt mit Werken der Renaissance, der Barock- und Rokokozeit. Die wollte der Pfarrer beseitigen und durch eine ganz einheitliche und stilgerechte neugotische Ausstattung ersetzen.

Ich meinte, das sei ein kostspieliges Beginnen und fragte ihn, ob er denn auch über das genügende Geld verfüge?

Er erwiderte leuchtenden Auges: „Dreißigtausend Mark liegen bereit und das etwa noch fehlende wird leicht nachzubringen sein. Sie glauben gar nicht, wie willig unsre sonst so zähen Bauern sind, in den Geldbeutel zu greifen, wenn es gilt, ihr Gotteshaus prachtvoll und glänzend auszustatten, hierin andern Gemeinden

Digitized by Google

nachzueifern und sie zu übertreffen. Dieser Wetteifer geht durchs ganze Land. Nur in den Städten beginnt er neuerdings etwas nachzulassen, weil dort die vielen Sammlungen für Wohlthätigkeitszwecke und dergleichen den Leuten das Geld schmälern. Aber da helfen dann die Kirchenbaulotterien aus."

„In der That," bemerkte ich, „ich habe vielfach die gleiche Wahrnehmung gemacht. Die Summen, welche für Neubau, Umbau und reichen Schmuck der Kirchen freiwillig gespendet werden, sind ganz erstaunlich, und wer da sieht, wie die meisten Stadt- und Dorfkirchen hierzuland jetzt im Innern von Gold und Farbe und neuem Bildwerk strahlen, der muß zuletzt glauben, unsre Zeit sei doch eine sehr kirchliche."

„Wir besitzen die Mittel," fuhr der Pfarrer fort, „und wir werden die Gotisierung unsrer Kirche nicht nur gut, sondern auch billig durchführen. Eine ‚Fabrik für kirchliche Einrichtungsgegenstände' hat das Ganze übernommen. Sie liefert nur verbürgt stilgerechte Gotik nach anerkannten Mustern, alles einheitlich, fein, tadellos, preiswürdig."

„Ich kenne mehrere solcher Fabriken," fügte ich hinzu. „Sie haben einen großartigen Betrieb, und schon ihre Existenz bestätigt jenen kirchlichen Eifer, dessen Sie erwähnten. Ihre Leistungsfähigkeit ist über jeden Zweifel erhaben. Ich habe öfters über diese Fabriken nachgedacht und gelangte dadurch zur Lösung des Problems, woher es kommt, daß die neugotische

Digitized by Google

Ausstattung unsrer Kirchen so echt und doch zugleich so völlig unecht ist."

„Und warum?" fragte der Pfarrer.

„Weil sie aus den Fabriken kommt. Bei der alten Gotik sieht man die Hand des Meisters und bei jener neuen die Schablone und die Maschine."

„Das ist ein notwendiges Uebel," meinte jener, „durch welches allein wir doch nur so rasch und sicher zum besten Ziele kommen können. Um die Verzopfung meiner Kirche herzustellen, die wir jetzt hinauswerfen, brauchte man drei Jahrhunderte und wir schaffen alles aufs neue, unvergleichlich schöner und würdiger binnen drei Jahren."

Ich bemerkte nachdrücklich: „Und fürchten Sie denn dabei nicht, pietätlos und unduldsam gegen jene frommen Stifter zu verfahren, die dreihundert Jahre lang Geld und Mühe daran setzten, um im heiligen Eifer die Kirche so reich zu schmücken wie sie jetzt dasteht?"

„Ganz und gar nicht!" entgegnete der Pfarrer. „Sollen wir duldsam sein gegen die Unduldsamen? Denn dies waren jene Leute der Barock- und Zopfzeit im höchsten Grade. Rücksichtslos zerstörten sie die ehrwürdige gotische Ausstattung, um ihre neue Kunst an deren Stelle zu setzen. Zur gerechten Strafe thun wir ihnen nur wieder wie sie ihren Vorfahren gethan haben."

„Und dürfen wir unsre Fehler damit entschuldigen, daß wir sagen, unsre Väter haben gerade so gesündigt

Digitized by Google

wie wir?" so fragte ich nun wieder. „Die Menschen waren immer unduldsam in Sachen des herrschenden Geschmacks und nicht bloß in der Barockzeit. Das Mittelalter verfuhr ganz ebenso pietätlos gegen die Denkmale kaum vergangener Tage. Ohne Schonung wurden zahllose romanische Kirchen umgebaut oder abgebrochen, als der gotische Stil zur Herrschaft gelangt war. Die Renaissance verstümmelte und zerstörte dann wieder was die Gotik geschaffen, und so ging es weiter. Allein jene alten Zeiten hatten doch eine Entschuldigung für ihren Zerstörungseifer, für ihre Verbesserungswut, die vorn den Fortschritt und hinten den Vandalismus zeigte. Sie besaßen noch keine Kunstgeschichte, und nur der Lebende hatte recht. Wir haben inzwischen eine freie, weitschauende historische und künstlerische Bildung gewonnen, wir erkennen und schätzen das Gute aller Zeiten und dürfen uns nicht auf den beschränkten Horizont unsrer Ahnen berufen. Der Durst nach Gerechtigkeit ist einer der größten Vorzüge der Gegenwart — zunächst im sozialen Leben, sollte er es nicht auch im künstlerischen sein? Ganz besonders ist es eine der schönsten Pflichten des Geistlichen bei allen Aufgaben seines Berufes das Streben nach Gerechtigkeit gegen Andersdenkende anzuregen, indem er es veredelt."

„Ganz im Gegenteil!" meinte der Pfarrer. „Wir müssen uns der kräftigsten Einseitigkeit befleißen, denn es gibt nur eine Wahrheit. So gibt es auch

Digitized by Google

nur eine wahrhaft kirchliche Kunst, und das ist die mittelalterliche. Erinnern Sie sich doch nur des großmächtigen, vordringlichen Barockaltars in meiner Pfarrkirche, der nun gottlob abgerissen werden wird. Kein in unsern Seminarien künstlerisch geschulter Kleriker wird ihn retten wollen. Er entspricht nur noch dem richtigen Bauerngeschmack. Denn fast nur die Bauern halten in unsern Tagen noch eine recht pomphaft aufgeputzte Zopfkirche für besonders katholisch und erbaulich. Es hat mir schwere Mühe gekostet, meine Bauern für meinen Restaurationsplan zu gewinnen. Aber als ich ihnen zuletzt die so sauber und fein mit der Feder gezeichneten und mit den buntesten Farben ausgemalten Pläne vorlegte, da brachte ich sie alle herum. Und das geht so weiter im ganzen Lande: in zwanzig Jahren werden alle Bauern Gotiker sein."

„Und die gebildeten Leute?" fragte ich.

Der Pfarrer hörte meine Frage gar nicht, sondern fuhr fort: „Unsre Kirche ist viel zu hell. In den Tagen der Aufklärung hat man die engen alten Fenster lang und breit ausgebrochen, um ja recht viel Licht herein zu lassen. Die Fenster müssen wieder klein und durch Maßwerk und farbige Gläser gedeckt werden; denn wenn die Kirche zur Andacht stimmen soll, muß es dämmerig in ihren Räumen sein. Uebrigens entsinnen Sie sich doch auch unsrer mit Schnitzerei überladenen Barockkanzel, die nun verschwindet. Vier Engel, nackte kleine Buben, tanzen da um die vier

Digitized by Google

Evangelisten herum. Werfen sie nicht ihre Beinchen so zierlich von sich, als ob sie eben die Perfektionsschule des Hofopernballetts absolviert hätten? — —"

„Auf welch profane Gedanken verfallen Sie, hochwürdiger Herr!" unterbrach ich. „Diese reizend modellierten Engel habe ich öfters mit Wohlgefallen betrachtet und dachte dabei an die unschuldigen Kindlein, denen das Himmelreich gehört. Vielleicht dachten die Bauern gerade so. Was übrigens die dämmerigen und die hellen Kirchen betrifft, so lasse ich beide gelten und will nur nicht, daß man abwechselnd eine dunkle Kirche hell und eine helle dunkel mache — und so fort. In dem dämmerigen Gotteshause fühle ich mich von den Geheimnissen umfangen, die über Tod und Leben ruhen, und in der hellen Kirche emporgehoben zu dem Lichte der göttlichen Wahrheit und Erlösung."

„Wir wollen nicht streiten über solche subjektive Stimmungen," bemerkte der Pfarrer. „Die Kirche überläßt sie dem Einzelnen. Aber die Kirche als solche muß nicht nur den unantastbaren, in feste Lehrsätze geprägten Glauben verkündigen, sie muß dies auch in rituellen Formen und in Räumen thun, die schon äußerlich das rein, allgemein und dauernd Kirchliche versinnbilden. Im Mittelalter war die Kirche einheitlicher und herrschgewaltiger als in späterer Zeit. Warum sollen wir also nicht den gotischen Stil bevorzugen, der uns an jene Periode erinnert, oder vielleicht noch lieber den romanischen, zum Gedächtnis

Digitized by Google

Gregors VII.? Diese Stilweisen sind dem frommen Geiste wahrhaft geistlicher Jahrhunderte entsprungen. Die unkirchliche kirchliche Kunst der Renaissance, des Barock und Rokoko dagegen erinnert uns an die Glaubensspaltung, an die Verweltlichung der Künste und Wissenschaften, an die Verteidigungskämpfe der Kirche gegen einen immer gottloseren Staat, zuletzt wohl gar an Kaiser Joseph und die Illuminaten."

Ich entgegnete: „Fielen denn nicht aber auch die Siege der Gegenreformation in die Zeit des Renaissancestiles und die Triumphe des Jesuitenordens in die Zeit des Barock? Malten damals nicht glaubensbegeisterte spanische Meister ihre von leidenschaftlicher Frömmigkeit glühenden Bilder? Hat sich die ungebrochene Herrschaft des Klerus über das katholische Bauernvolk nicht selbst in den aufgeklärtesten Zeitläuften des 18. Jahrhunderts behauptet? Und ist denn nicht gerade der Uebereifer, mit welchem man damals fast jede alte Kirche umbaute und aufs reichste neu ausschmückte, ein Beweis für die damalige Energie des kirchlichen Geistes? Jene pomphaften Barockkirchen kommen Ihnen heute weltlich vor, uns Protestanten erscheinen sie so katholisch, daß wir sie schon darum nicht nachahmen mögen und wohl gar schlechthin Jesuitenkirchen nennen."

Der Pfarrer entgegnete lächelnd: „Die unbestrittene Herrschaft ist der Kirche immer süßer gewesen als ein schwer erkämpfter Sieg, und die selbstgewisse

Digitized by Google

epische Ruhe dünkt uns kirchlicher als leidenschaftliche Dramatik."

„Aber können Sie denn nicht," fuhr ich fort, „in Ihrer Pfarrkirche beides nebeneinander bestehen lassen: die epische Ruhe der Gotik außen, und die leidenschaftliche Dramatik des Barock im Innern? Dort die Erinnerung an die herrschende, hier an die kämpfende Kirche?"

„Wie mögen Sie einer solchen Stilmengerei das Wort reden?" rief aufgeregt der Pfarrer. „Die katholische Kirche ist eine Einheit und jedes Gotteshaus soll eine Einheit sein. Was würden Sie zu einem Baumeister sagen, der den Chor eines neuen Kirchenbaues gotisch entwürfe, das Langhaus romanisch und die Westfassade im Zopfstil? der die Altäre barock zeichnete, die Beichtstühle griechisch und die Orgelbühne ägyptisch?"

„Ich würde einen solchen Baumeister verrückt nennen," antwortete ich. „Allein es ist etwas ganz andres, wenn wir in alten Kirchen pietätvoll bewahren, was der fromme Sinn der Vorfahren Verschiedenartiges hineingebaut und hineingestiftet hat."

„Eine Kirche ist kein Museum!" rief der Pfarrer dazwischen.

„Ganz gewiß nicht!" fuhr ich ruhig fort, „und ich will sie auch nicht dazu gemacht wissen. Beiläufig bemerkt, waren gerade im Mittelalter Dome und Kirchen und Kapellen die einzigen Museen für das Volk. Jetzt aber drohen sie kahl und leer zu werden

Digitized by Google

durch Ihre Bilderstürmerei, durch welche so manches bedeutende kirchliche Kunstwerk in die Museen wandert, wenn es nicht weiterhin verschachert wird, um für den ‚echt antiken' Salon irgend eines Millionärs ausgeschlachtet zu werden."

Der Pfarrer schwieg eine Weile und sprach dann sehr ernst: „Ich habe als Pfarrer vor allen Dingen an den Gottesdienst und an meine Gemeinde zu denken. Die Kirche ist ewig jung; so soll sich auch das Gotteshaus ewig jung und neu zeigen, und so nur will es die Gemeinde sehen. Da sei nichts verstaubtes, vermorschtes, veraltetes, beschädigtes. Die Gemeinde, vorab die Landgemeinde, hat kein antiquarisches Verständnis, sie will in ihrer Kirche alles farbenfrisch, rein und nett, darum lasse ich auch die alten Glasmalereien aus den Fenstern brechen und funkelneue hineinsetzen. Schönheit, Stilreinheit und Stileinheit ist meine Losung!"

„Es würde auch die meinige sein," erwiderte ich, „wenn ich eine neue Kirche bauen ließe, und das sollten Sie eigentlich thun und die alte daneben stehen lassen. Wenn dann aber die neue Kirche fertig dastünde, schmuck und rein und weit schöner als die alte, dann würden Sie finden: die alte Kirche hat doch einen Zauber, welcher der neuen fehlt, sie mutet uns warm an in all ihrer Unregelmäßigkeit und die neue kalt in all ihrer stilgerechten Schönheit. Dies rührt daher, weil ganze Geschlechterreihen an der alten Kirche ge-

Digitized by Google

baut haben, und sie reden zu uns, jede in ihrer Sprache. Indem wir durch die von der Geschichte geweihten Räume schreiten, rauscht der Gang der Jahrhunderte an uns vorüber, wir sehen die wechselnden Generationen, welche hier beteten und heimgegangen sind; die Zeit rollt vor unsern Augen zur Ewigkeit. Und doch ergreift uns zugleich wieder die Dauer im Wechsel: Der bloße Anblick der Kirche wird uns zur Erbauung. Geschieht dies schon dem Fremden, — wie viel mehr noch den Gliedern der Gemeinde! In den Denkmalen der verschiedensten Zeitläufte tritt ihnen ihre Familiengeschichte, ihre Ortsgeschichte leibhaft vor Augen und den alten Leuten auch ihre eigene Lebensgeschichte. Jede Zeit hat ihr Recht im Gotteshause; auch das Neue und Neueste hat da sein Recht. Aber warum sollen wir ihm zulieb die bewegenden Zeugen der Vergangenheit schonungslos beseitigen? Man restauriere, indem man erhält und im Erhalten neugestaltet.

„Ich bin nur ein Laie und ein Ketzer obendrein; Sie dagegen sind Kleriker, Sie sind Herr in Ihrer Kirche, Rector ecclesiae. Trotzdem scheint mir, daß Sie in dieser Sache vielmehr den Standpunkt einer ästhetischen Schulmeinung behaupten, und ich vielmehr einen geistlichen. Hätte ich als Aesthetiker ganz abstrakt über die Bedeutung unsrer Stilweisen für den Kirchenbau zu urteilen, so würde auch ich dem romanischen und gotischen Stile unbedingt den Vorzug geben. Ich spreche aber jetzt als Beobachter des Volks=

Digitized by Google

lebens, als Freund des religiösen Volksgeistes, als Freund der Erziehung unsres Volkes durch die Läuterung und Erhebung unsres Volksgemüts, und da komme ich zu der Forderung, daß man am allerwenigsten in der Kirche dem Volk das Fortleben in seinen geheiligten Ueberlieferungen rauben solle. Ist das nicht auch ein geistlicher Standpunkt?

„Sie sagten vorhin: In zwanzig Jahren werden alle Bauern Gotiker sein, und — so möchten Sie wohl hinzufügen — alle Kleriker noch viel früher. Das ist ein etwas kühner Optimismus. Allein ich bin noch weit optimistischer. Ich hoffe, daß in zwanzig Jahren der jetzige Restaurationssturm verbraust sein wird, nicht um einem andern ebenso verheerenden Sturm für einen andern Geschmack Platz zu machen. Ich hoffe vielmehr, daß bis dahin die Bauherren wie die geistlichen Herren erkennen werden, daß man eine neue Kirche bauen soll wie man will, eine alte aber erhalten und fortbilden, wie sie im Laufe der Jahrhunderte erwachsen ist und der Gemeinde — ans Herz gewachsen.“

Der Pfarrer wurde nachdenklich und schwieg. Ob er seinen Restaurationsplan aufgegeben hat?

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Die Cäcilianer.

Seit fünfzig Jahren ist in Deutschland für die Ausführung baulich reich angelegter Kirchen, für die plastische und malerische Ausstattung derselben, wie für Restaurationen erstaunlich viel geschehen, mitunter sogar zuviel. Die üppige Pracht manches neuen Gotteshauses steht im scharfen Gegensatz zu der Armut und Nüchternheit, welche in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts waltete. Eine neue und erneute technische Meisterschaft hat sich im kirchlichen Stile der Baukunst und der Plastik entwickelt, und wenn diese Kunstweise auch nicht besonders originell ist, so beschäftigt sie doch tausend geschickter Hände.

Die Musik dient ebenso unmittelbar, ja vielleicht in noch intimerer Weise, dem Schmuck des Gottesdienstes als die bildenden Künste. Zeigt sich in der Kirchenmusik unsrer Zeit dieselbe wimmelnde Thätigkeit des Schaffens und Erneuerns wie bei der Plastik, der Malerei und dem Kunsthandwerk? Sind wir in der Verwendung der Tonkunst zu kirchlichen Zwecken

Digitized by Google

gleichfalls reicher und glänzender geworden im Vergleich zu früheren Zeiten?

Diese Fragen müssen unbedingt verneint werden. Je reicher wir unsre Kirchen bildnerisch schmückten, um so schlichter und ärmer ward der musikalische Schmuck des Gottesdienstes. In den lutherischen Kirchen des 16. Jahrhunderts wurde viel mehr und kunstreicher gesungen als heutzutage, und im 17. und 18. Jahrhundert zu dem Gesange sogar mit vollem Orchester gegeigt und geblasen, was jetzt wohl in keiner evangelischen Kirche mehr geschieht. In den großen katholischen Kirchen herrschte während des vorigen Jahrhunderts das reichste Musikleben, und vom Kirchenchor gingen mächtige Anregungen für Stil und Geschmack der Tonkunst aus, sogar der rein instrumentalen, und gerade hierin liegt ein Hauptunterschied von sonst und jetzt. Mag in den katholischen Kirchen auch heute noch viel musiziert werden, so geht doch kaum ein schöpferischer Antrieb für die weltliche moderne Musik aus den Kirchen hervor. Die Kirchenmusik schafft nicht mehr bahnbrechend, sie hat die Herrscherstellung früherer Zeiten aufgegeben, weil sie sich vereinsamt hat, in sich abgeschlossen, und indem sie sich sträubt, von der weltlichen modernen Kunst etwas zu empfangen, gibt sie derselben auch nichts mehr. Wer recht kirchlich komponieren will, der darf gar nicht im Stile unsrer Zeit, der muß im Stile vergangener Perioden schreiben.

Digitized by Google

So war es ganz und gar nicht in jenen Tagen, als die Kirchenmusik noch herrschte. Palestrina schrieb nicht in der Weise Ockenheims, um kirchlich zu schreiben, er schrieb in seiner eigenen neuen Weise; andrerseits hat Bach den Stil Palestrinas nicht nachgeahmt, um etwa seine Kirchenwerke von seinen Konzertwerken zu unterscheiden, sondern er setzte beide in dem damals neuen Stile, nur daß er sich in seinen Gedanken höher aufschwang, in seinen Formen noch tiefer und reiner wurde, wenn er für den Kirchenchor, als wenn er für das Klavier schrieb. Auch Haydn und Mozart komponierten ihre Messen in dem symphonischen und dramatischen Stile ihrer Zeit, sie altertümelten nicht, um kirchlich zu erscheinen. Heute muß man dies thun: ein Beweis, daß unser musikalisches Denken und Empfinden überhaupt nicht mehr besonders kirchlich ist, und daß uns die Naivetät künstlerischen Schaffens auf diesem Gebiete verloren ging, weshalb dann auch begreiflicherweise die moderne Kirchenmusik keine Herrscherstellung mehr einnehmen kann.

Erscheinen wir schon hierdurch arm gegenüber früheren Zeiten, so hat noch dazu ein höchst merkwürdiges Bestreben Kraft gewonnen, welches eifrig dahin trachtet, unsre Kirchen und besonders die katholischen, musikalisch noch weit ärmer zu machen, als sie bereits sind, indem man ganze große Perioden kostbarer älterer Kirchenmusik vom Gottesdienste ausschließt und damit überhaupt aus der Welt schafft.

Digitized by Google

Dies ist die bereits mit großem Erfolg gekrönte Richtung der sogenannten „Cäcilianer".

Sie verbannen die Orchesterinstrumente aus der katholischen Kirche und lassen nur reine Gesangmusik zu, die höchstens von der Orgel, dem Instrumente der heiligen Cäcilia, begleitet sein soll. Für Technik und Stilweise des kirchlichen Gesanges aber ist ihnen die erhabene Kunst der Palestrinaperiode allein mustergültig mit ihrem streng kontrapunktischen Satzgefüge und ihren herben Dreiklangsharmonien. In der Reinheit der gläubigen Empfindung, in der epischen Ruhe des Ausdruckes, im Anschluß an die typischen, uraltesten Weisen der Kirche erscheint ihnen diese Musik als die einzig echt kirchliche, wogegen ihnen die freiern und reicheren Gesangsformen der Messen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts mit ihrer farbenreichen Instrumentation, mit der subjektiven Bewegtheit und dramatischen Steigerung des Ausdruckes, Abfall und Entartung sind.

Es ist gewiß mit Freuden zu begrüßen, daß die hohen und idealen Werke Palestrinas und seiner Genossen den Platz beim katholischen Gottesdienst wieder gewonnen haben, der ihnen gebührt, und von dem sie seit zwei Jahrhunderten verdrängt worden waren. Konnte man denn aber das Unrecht, welches man so lange der Kirchenmusik des 16. Jahrhunderts angethan hatte, nicht beseitigen, ohne in die neue Ungerechtigkeit der Verbannung der späteren Musik aus den Kirchen

Digitized by Google

zu verfallen? Wir haben hier die Parallele zu jener Einseitigkeit, welche nur die mittelalterliche Bauweise als kirchenberechtigt gelten lassen will.

Palestrina lebte freilich nicht in der gotischen Periode, sondern im 16. Jahrhundert; sein reichstes Schaffen fällt mit der Blüte der Hochrenaissance in der bildenden Kunst Italiens zusammen, aber seine Musik ist doch noch echt mittelalterlich, sie holte nach und vollendete, was das eigentliche Mittelalter nach seinem eigensten Geiste musikalisch hätte schaffen sollen und doch nicht schaffen konnte.

Die katholische Kirche unsrer Zeit greift ja auch in Lehre und Leben so gerne zum Mittelalter zurück, warum soll sie in ihren gotischen Gotteshäusern nicht auch am liebsten gotische Musik ertönen lassen?

Für die einseitige Forderung der Cäcilianer treten jedoch noch andre Gründe hinzu, die tiefer und verborgener liegen, und zugleich einen Einblick in geheimste Regungen des modern kirchlichen Geistes eröffnen.

Ich fasse diese Motive in folgende Schlagsätze: Die Palestrinamusik bekundet die souveräne Herrschaft der Kirche in der Kunst; sie spricht höchst klar die geheimnisvolle Abschließung des kirchlichen, priesterlichen Seins und Wesens von allem profanen Leben aus; sie gibt die Handhabe zu einer Einheit der katholischen Kunstweise, die von Rom aus alle Nationen umfassen soll. Dies alles ist so echt mittelalterlich

Digitized by Google

und so möchte man es auch für unsre Zeit zurück-erobern.

Als Palestrina und Orlando Lasso ihre heiligen Gesänge komponierten, konnte ein vornehmer und voll-gültiger Musiker nur sein, wer seine Kunst der Kirche gewidmet hatte. Jede andre Gattung der Tonkunst erschien geringfügig neben der Kirchenmusik; das Volks-lied wurde erst zum Kunstgebilde erhoben, indem man es in mehrstimmige Kontrapunkte nach kirchlicher Weise einwob, das Trinklied und Liebeslied wurde als Madrigal erst kunstgerecht, indem man es polyphon nach Art der Kirchengesänge setzte. Damals hatte der Satz Wahrheit, daß alle höhere Kunst auf dem Boden der Kirche erwachse, daß die höchste Kunst überhaupt nur eine Offenbarung des religiösen Geistes sei. Mit der Renaissance, die aber musikalisch erst nach Pale-strina beginnt, hört die einseitige Herrschaft der Kirchenmusik auf, aber der Gedanke, daß alle höhere Kunst von der Kirche ausgehen und zur Kirche zurück-führen müsse, ist auch heute noch nicht ganz verklungen, trotz allen Gegenzuges des modernen Kunstlebens.

Die Palestrinamusik fesselt durch ihre geheimnis-voll in sich abgeschlossene Eigenart. Ihre Klänge er-greifen auch denjenigen, der dieser kunstreichen Ver-webung der Stimmen nicht zu folgen weiß, der diese überraschenden Akkordfolgen nicht versteht. Sie ist eine Welt für sich, die sich nur den völlig Einge-weihten offenbart und doch auf alle wirken soll, ähn-

Digitized by Google

lich wie die Mysterien der Kirche überhaupt in ihrer Verkündigung durch das von der Welt abgezogene, mit besonderer Kraft der Weihe begnadete katholische Priestertum. Der Palestrinastil bezieht sich auf sich selbst, schließt sich in sich selbst zusammen; er greift nicht über sich hinaus in eine fremde, außerkirchliche Sphäre, und wenn sie auch noch so menschlich erhaben wäre.

Man hat in späterer Zeit Messen symphonisch und dramatisch komponiert, aber kein Mensch hat es je versucht, eine Oper oder auch nur eine Symphonie im Palestrinastil zu setzen. Derselbe ist eben ein noli me tangere. Man hat ihn verschlechtert, indem man ihn fortbilden wollte; er läßt sich nicht verbessern, denn er ist fertig in sich — wie die katholische Kirche. Kein Wunder, daß viele diese Kunst als die allein kirchliche erachten und jede andre Stilweise vom Gottesdienste verbannen wollen.

Der Palestrinastil ist international, und dies ist ein großer Vorzug — vom katholischen Standpunkte. Palestrina und Orlando und ihre vielen trefflichen Genossen schrieben zu einer Zeit, wo der nationale Charakter der Musik erst in leisen Anfängen hervorzutreten begann, und so war diese Kirchenmusik weder scharf ausgesprochen italienisch, noch niederländisch, noch deutsch, sie war eben katholisch. Dies hat sich geändert. Heute kann der Deutsche, der Italiener, der Franzose seine Kunst in Geist und Form nur

Digitized by Google

national gestalten, und so trägt auch jede spätere Kirchenmusik immer ein nationales Gepräge. Ist denn nicht auch gegenwärtig der deutsche Katholizismus nicht anders geartet als der italienische, spanische oder französische? Er ist es, aber nach streng katholischer Forderung sollte er es nicht sein. Die katholische Kirche will die universale Einheit über die Nationen hinaus, auch im Kultus. Wir lasen in den Zeitungen, daß Papst Leo XIII. die Kirchenmusik zur Einheit des Palestrinastiles zurückführen wolle. Es wäre ja ein großer Gedanke, für unsre Zeit etwas Aehnliches zu leisten, wie es Gregor der Große vor mehr als tausend Jahren für die musikalische Einheit der Kirche geleistet hat. Allein wir leben nicht mehr im 7. Jahrhundert, und im 19. kann weder der Kaiser noch der Papst die Herrschaft einer bestimmten Kunstrichtung dekretieren: sie erwächst im stetigen Prozeß des Zusammenwirkens vieler, oft höchst persönlicher, vorab aber nationaler Faktoren.

Die Kirche soll konservativ sein. Sie stellt uns auch äußerlich das Beharrende im Wechsel der menschlichen Dinge dar. Aber dies Beharren sei kein Erstarren. Sie muß zugleich immer Fühlung mit ihrer Zeit behaupten.

Und so haben die uralten liturgischen Weisen und die überlieferten kunstvollen Chorgesänge des strengen alten Satzes — die übrigens auch einmal neu waren — ihr vollgültiges Recht, wenn man da-

Digitized by Google

neben auch der Aussprache eines neuen Geistes in neuen Formen ihr künstlerisches Recht gestattet.

Ich bin wahrlich kein Gegner der Palestrinamusik; ich bewundere sie und habe sie bewundernd fleißig studiert. Aber das Eins und Alles kann und soll sie doch nicht sein. Die katholische Kirche strebt nach Universalität. Gerade in dem unermeßlichen Schatze ihrer Kunst in Bild und Ton und in den zeitlich verschiedensten Stilformen liegt auch eine imposante Universalität. Will sich die Kirche freiwillig derselben entäußern?

Ich denke mir in der Charwoche strenge Palestrinamusik, aber zu Ostern eine glänzende Messe mit all der reichen Farbenpracht eines großen Orchesters, — in stiller Andachtsstunde eine Motette a capella, aber bei volksfestlichem Anlaß ein Tedeum mit Pauken und Trompeten. Je nach Stimmung und Gelegenheit wird uns das Requiem eines alten Italieners in seiner festen Aussprache des Glaubens mächtig ergreifen, die wie aus einer andern Welt herüber tönt, und ein andermal nicht minder mächtig das Requiem Mozarts, welches uns so menschlich innig den Schauer der Kreatur vor dem Tode und die kindlich fromme Ergebung und Versöhnung in Gott vor die Seele führt.

Es ist heute sehr undankbar, für die katholische Kirchenmusik der letzten drei Jahrhunderte Gerechtigkeit zu fordern; denn sie ist nur den wenigsten recht. Den Cäcilianern ist sie zu frei und den Musikdrama=

Digitized by Google

tikern zu architektonisch gebunden, den einen zu leidenschaftlich und den andern zu leidenschaftslos, jenen zu unklassisch, da dieselben das klassische Ideal nur im Palestrinastil verwirklicht sehen, und diesen zu klassisch, da solcherlei Musik zuletzt in der verhaßten klassischen Kunstweise der Mozartschen Periode gipfelt; dazu herrscht das weitverbreitete Vorurteil, daß jene Instrumentalmessen theatralisch, virtuosenhaft und also sehr unkirchlich seien. Das Vorurteil ist um so verbreiteter, weil man es zumeist von Leuten hört, welche die Werke gar nicht kennen, über die sie den Stab brechen.

Ein kleiner historischer Exkurs regt vielleicht manche an, jene verfehmten Werke vorurteilslos und genauer zu betrachten.

Im Todesjahre Palestrinas und Orlando Lassos (1594) wurde in Florenz die erste Oper, zunächst im Privatkreise, aufgeführt, um 1597 an die Oeffentlichkeit zu treten. Hiermit erstand die musica nuova, eine neue, von der Kirche unabhängige Kunst, die alsbald in offene Fehde mit dem altkirchlichen Stile trat, eine echte Renaissancekunst, welche das antike, halb gesungene, halb gesprochene Drama wieder erwecken wollte, eine glänzende, festliche Kunst der Höfe, nicht der Kirche. Statt des vielstimmigen kontrapunktischen Satzes der bis dahin alleinherrschenden Kirchenmusik bezauberte jetzt die arienhafte Melodie mit Orchesterbegleitung, das deklamatorische Recitativ, das kleine

Digitized by Google

Chorlied. Text und Handlung bewegten sich in griechisch mythologischen Stoffen. Der Gegensatz führte sofort zum offenen Kampfe zwischen den Florentinern Galilei und Peri und dem Venetianer Zarlino, und es schien, als ob kirchliche und weltliche Musik fortan im schroffsten Widerspruch miteinander stehen sollten.

Und doch geschah es nicht also. Die neue weltliche Kunst verband sich rasch mit der alten kirchlichen. Schon wenige Jahre nach der Entstehung der Oper wurde das erste Oratorium geschrieben, die geistliche Oper, in welcher neben den neuen freien, dramatischen Formen des Sologesangs doch auch schon wieder die gebundene kirchliche Polyphonie in den Chören hervortrat. Gleichzeitig erhob sich die bisher aus der Kirche ausgeschlossene Instrumentalmusik zu den Anfängen der Selbständigkeit. Aber neben den weltlichen, aus Tanzweisen zusammengesetzten Suiten erschienen Orgelwerke und Kirchensonaten für Streichinstrumente im strengen Stil der religiösen Kunst. Die weltliche Gesang- und Instrumentalmusik hätte sich in Melodienspielerei und bloße recitativische Deklamation verlieren können, wenn nicht durch ihre Verbindung mit der kirchlichen Kunst der thematisch harmonisierte Satz doch immer wieder auch in ihr zur Geltung gekommen wäre. Die in der italienischen Oper so lange und despotisch herrschende Arienform, welche scheinbar im grellsten Widerspruche zu den kirchlichen Formen steht, ist durch einen Meister der geistlichen Musik, der nie-

Digitized by Google

mals eine Oper, wohl aber viele Kantaten und Oratorien geschrieben hat, durch Carissimi, erst zur epochemachenden Ausbildung gelangt.

Zur Blütezeit des altitalienischen Opernwesens, in den Tagen Scarlattis und Pergolesis, Hasses und Jomellis, aber auch noch später in den Tagen Haydns und Mozarts galt nur derjenige für einen schaffenden Tonmeister von Rang, der neben der Opern- und Konzertmusik auch Kirchenmusik schrieb. Das war zu einer Zeit, wo man noch nicht altertümelte, um kirchlich zu sein, und wo also geistliche und weltliche Kunst wechselsweise zu gegenseitiger Förderung ineinander übergriffen.

Um die tiefe gegenseitige Durchdringung weltlicher und geistlicher Kunst in jener Zeit zu beurkunden, genügen dann weiter nur die Namen Händel und Bach. Doch das sind Protestanten und ich rede hier von katholischer Kirchenmusik.

Als durch Joseph Haydn die symphonische Periode der deutschen Tonkunst begann, bildete sich ein neuer Austausch zwischen der Kirchenmusik und den originellen und idealen Instrumentalwerken, die jetzt in allen Konzertsälen ertönten und zugleich zur gemütlichen Hausmusik wurden. Die Instrumente, anfangs bloß der Streichchor, hatten sich schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den kirchlichen Gesängen beigesellt, der reine A-capella-Stil war mehr und mehr verschwunden und für die subjektive, dramatische Fär-

Digitized by Google

bung, welche man nachgerade selbst der Komposition der Messe und viel mehr noch der kirchlichen Hymnen gab, bedurfte man zuletzt der mächtigen Accente des vollen Orchesters. Dieses Orchester selbst aber war in der Symphonie geadelt und zu immer reineren und höheren Aufgaben und Wirkungen geführt worden, die ebenso feierlich und religiös sein konnten wie der Chorgesang. Wenn daher Haydn und Mozart symphonische Gedanken und Formen auch in die Messe übertrugen, wenn sie eine edle und erhabene Dramatik aus dem besten Schatze der Opernmusik mit hinzufügten, so war das keine Profanation. Diese kindlich frommen Meister machten nicht die Kirche zum Konzertsaal oder zum Theater, was von geistlosen Nachahmern allerdings geschah, sondern sie zeigten in gefühlsinnigen Kunstgebilden die Welt versöhnt in Gott und gaben die naive Aussprache menschlichen Empfindens, zugleich als eine Aussprache des göttlichen Geistes. So wirken diese Messen auch heute noch erhebend und ergreifend für jeden, der den Sinn für das einfach Schöne, für das menschlich Heilige nicht verloren hat.

Wie groß aber hatte sich nun der Gegensatz des 18. Jahrhunderts gegen das 16. gestaltet! Die Kirchenmusik war nicht mehr die alleinherrschende, sie war auch nicht mehr die abgeschlossen priesterliche Kunst. Die Frömmigkeit war nicht verschwunden, sie war nur weltfreudig und weltoffen geworden, sie loderte empor

Digitized by Google

aus jeder hohen und reinen Bewegung des Menschenherzens auch außerhalb der Kirche. Man kann religiös sein, indem man der Welt entflieht, man kann es aber auch sein, indem man Gott in der Welt und im Leben überall sucht und findet.

Ich könnte weiter gehen ins 19. Jahrhundert, wo vor allem Beethoven vor uns aufsteigt mit seiner gewaltigen religiösen Mystik, die sich in seiner großen Messe zum erhabensten Kunstgebilde ausgestaltet hat, welches ohne des Meisters Symphonien und Quartette niemals entstanden wäre. Beethovens große Messe gehört bereits nicht mehr in die Kirche, sie übersteigt den Rahmen des Kultus gleich ihrem erhabenen Gegenstück, der hohen Messe Sebastian Bachs. Beide gehören in den Konzertsaal. Ist es ein Unglück, wenn uns auf ein paar Stunden der Konzertsaal zur Kirche wird?

Ich könnte von Schuberts, Webers und Hummels Messen reden und auch auf die neueste Zeit verweisen, wo ein Meister wie Joseph Rheinberger doch wahrlich echt kirchliche Musik für den katholischen Kultus geschrieben hat, die gar wohl sein Studium Palestrinas verrät, aber doch zugleich von jener künstlerischen Universalität des Meisters getragen und durchdrungen ist, welche er aus seinen symphonischen und andern weltlichen Werken gewann.

Allein das Angedeutete möge genügen. Wenn die Kirche sich wieder mehr der Welt nähert, dann

Digitized by Google

wird auch die Welt sich wieder mehr der Kirche nähern. Die Kunst ist ganz besonders bestimmt, diese Verbindung zu vermitteln. Dies geschieht aber nicht, wenn man es dem Künstler unmöglich macht, in Geist und Sprache seiner Zeit den Gottesdienst zu schmücken und wenn man dadurch die schöpferischen Talente dem kirchlichen Schaffen entfremdet. Die Kirche gehört nicht nur allen Völkern, sie gehört auch allen Zeiten. Wir wollen in ihren Räumen den Gang der Jahrhunderte nicht nur versinnbildet sehen, sondern auch versinnbildet hören und keine aus wahrhaft frommem Geiste geborene Tonweise älterer oder neuerer Zeit sollte vom Kirchenchore grundsätzlich verbannt sein.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Protestantische Kirchenmusik.

Die protestantische Kirchenmusik im engeren Sinne, die Kultusmusik, ruht auf zwei Grundformen: dem Choral und der Motette.

Der Choral als der einstimmige Gemeindegesang mit Orgelbegleitung ist ein notwendiger Bestandteil unsres sonntäglichen Gottesdienstes; er umrahmt, gliedert und verbindet die einzelnen Teile desselben. In ihm stellt sich neben den liturgischen Eingangs- und Schlußformeln das Feste und Beharrende des Kultus dar; die Motette dagegen und was aus ihr hervorgewachsen ist, erscheint als ein freier Schmuck, als eine treffliche Zuthat, die man auch weglassen kann und leider jetzt zumeist wegzulassen pflegt. Gerade um deswillen aber ist sie für unsre Untersuchung besonders interessant.

Was die katholische Kirche in den uralten liturgischen Weisen des Ambrosius und Gregor, in den typisch musikalischen Motiven des Meßkanons u. s. w. besitzt, das suchte und fand die Reformation im Choral.

Digitized by Google

Als kirchlicher Volksgesang sprach er zunächst den volksmäßigen Charakter der großen Bewegung aus, und man sagte ja, daß sich Tausende durch den Choral in den Protestantismus hineingesungen hätten.

Höchst bedeutsam sind die Quellen der alten lutherischen Choralmelodien, weil sich in ihnen das Wesen der Reformationsbewegung spiegelt. Man griff zu den ambrosianischen und gregorianischen Melodien der alten Kirche zurück, um neue Choralgesänge aus ihnen zu gestalten, wie man überhaupt die Rückkehr zur Urkirche anstrebte; man schöpfte aus dem Liederschatz der böhmischen und mährischen Brüder, wie man sich so gerne auf die Vorläufer der Reformation berief; man nahm echte deutsche Volkslieder und gestaltete sie nach Text und Ton zu Kirchenliedern um, weil man ja die Kirche aus dem innersten Geist des deutschen Volkes erneuern wollte; endlich aber ersannen Luther und seine musikalischen Genossen auch eigene neue Choralmelodien, denn die persönlich schöpferische Kraft der leitenden Meister mußte doch die kühne Bewegung erwecken, regeln und durch Sturm und Drang zum Ziele führen.

Gehört der lutherische Choral nach Text und Musik auch nicht ausschließend der Reformationszeit an, so tritt er damals doch in seiner maßgebendsten und ureigensten Gestalt zutage und behauptete sich in dieser bis tief ins 17. Jahrhundert; dann erlischt die beste schöpferische Triebkraft.

Digitized by Google

Kein Tonmeister hat die alten Choräle fleißiger, vielgestaltiger, tiefsinniger und mit immer neuem harmonischem Reichtum bearbeitet, als Johann Sebastian Bach, keiner hat sie so überreich in jeglicher Form in andre kirchliche Kompositionen verwoben, und doch ist Bach kein Schöpfer neuer durchschlagender Choralmelodien mehr. Er verwertet nur die Schätze, welche eine vergangene Zeit hinterlassen hatte, thut dies aber in der bewunderungswürdigsten Weise. Neue Choraltexte und -Melodien wurden ja auch weiterhin genugsam geschrieben, und wir möchten Gellerts volkstümliche, weil so treuherzig und naivfromme geistliche Lieder mit den Sangesweisen von Philipp Emanuel Bach in unsern Gesangbüchern gewiß nicht missen, aber die Zeit des echtesten und ursprünglichsten protestantischen Kirchenliedes war damals doch schon vorbei. Und gilt dies bereits von Gellerts Zeit, dann gewiß noch viel mehr von unsern Tagen.

Wir besitzen also in jenen Kirchenliedern einen wesentlich abgeschlossenen Schatz, in welchem sich das Beharrende des kirchlichen Lebens ausspricht, einen Schatz, den wir treu bewahren und verwerten sollen, der uns immer wieder zu den Anfängen des Protestantismus zurückführt und welcher dauern wird, bis überhaupt einmal das Fortwirken der Reformation des 16. Jahrhunderts neuen großen kirchlichen Gestaltungen innerhalb des Christentums Platz macht, die wir heute noch nicht ahnen können.

Digitized by Google

Text und Melodie der alten Choralgesänge blieben jedoch nicht unverändert im Laufe der Zeit; namentlich in dem so verbesserungsbegierigen 18. Jahrhundert begann man die Texte wie die musikalischen Rhythmen und Harmonien zu modernisieren, auch dem alten Liederschatz wohl manches Lied hinzuzufügen, auf welches der stolze Ausdruck des „Schatzes" nicht sonderlich paßte.

Hiergegen wandte sich in den vergangenen Jahrzehnten eine mächtige und erfolgreiche Reaktion, die auf Wiederherstellung des Ursprünglichen und Echten drang. Es kam darüber zu einem Gesangbuchstreit, dessen Verlauf den Geist der streitenden Parteien grell beleuchtete. Der Kampf um die neuen oder alten Texte griff selbst in die Dorfgemeinden über und führte da und dort zu einer förmlichen Volksbewegung. Da man von altgläubiger Seite zunächst für die Wiedereinführung der alten Liedertexte in alter Form eintrat, so erschien die litterarische Fehde zugleich als ein Streit zwischen Orthodoxie und Rationalismus. Seltsame Widersprüche kamen dabei zu Tage. Die modernisierten Lieder der aufgeklärten Periode waren schon so lange Gemeingut der Gemeinden geworden, daß diese aus Konservatismus für das Alte einzutreten glaubten, indem sie die scheinbare Neuerung bekämpften, die doch eigentlich nur das Aelteste wiederherstellen wollte. Jede Partei behauptete, für das Recht des Ueberlieferten und gegen aufgedrungene Willkür einzutreten.

Digitized by Google

So hatte die Sache neben ihrer ernsten Seite auch ihren Humor und erinnerte an den berühmten pfälzischen ABCbuchkrieg des vorigen Jahrhunderts, den Kortüm im Leben des Hieronymus Jobs so ergötzlich travestiert hat.

Ich bin nicht hierarchisch gesinnt, weil mir jede Gewaltherrschaft eines Glaubenszwanges fernliegt, ich bin auch nicht orthodox, denn ich bin zu bescheiden, um mich für vollkommen rechtgläubig zu halten; dennoch kann ich mich vom litterarisch-ästhetischen wie vom kirchlichen Standpunkte der Wiederherstellung der herb- und derbkräftigen alten Liedertexte nur freuen. Wir haben kein Recht, Kunstwerke einer vergangenen Zeit zu glätten, zu übermalen, überhaupt in die Formen unsres doch gleichfalls wechselnden Zeitgeschmackes umzugießen. Ich mißbillige die Modernisierung der Gluckschen Iphigenie durch Richard Wagner ebensosehr, wie etwa die Modernisierung von „O Haupt voll Blut und Wunden". Wenn sich harte, dem heutigen Sprachgebrauch widerstrebende Ausdrücke in den meisten alten Liedern finden, so müssen wir uns eben kraft unsrer historischen Bildung in das Altertümliche, was doch zugleich den unersetzlichen Reiz der Kraft und Echtheit hat, hinein zu leben wissen und nicht fordern, daß man uns von Jahrhundert zu Jahrhundert das Alte aufs neue mundgerecht mache, wobei im Laufe der Zeit die ganze Substanz der ursprünglichen Lieder auseinanderfallen würde, die dann zuletzt weder

Digitized by Google

neu noch alt wären. Wir ändern ja auch nicht an Schiller und Goethe, deren Ausdrucksweise gleichfalls bereits nicht mehr überall dem modernen Sprachgebrauche entspricht.

Nun kann man sagen, die Forderung, daß wir uns vielmehr in Geist und Form alter Künstler hineinleben, als ihre Werke modernisieren, könne wohl an den historisch Gebildeten gestellt werden, nicht aber an den gemeinen Mann. Allein die altertümliche Sprache Luthers in seiner Bibelübersetzung, wie die verwandte Sprache jener alten Kirchenlieder hängt so wesentlich mit dem Urgrunde unsrer protestantischen Bildung zusammen, daß selbst in den Volksschulen danach getrachtet werden muß, diese Schriften in ihrer Urform zugleich als kirchliche Denkmale des Protestantismus lebendig zu erhalten. Der Gebildete wie der gemeine Mann wird darum doch nicht die Sprache, welche wir heute sprechen, in das Deutsch des 16. Jahrhunderts zurück künsteln wollen. Auch die großen Klassiker unsrer Nationallitteratur gewannen ihre erste Sprachbildung aus Luthers Bibel und dem Gesangbuch, wofür Schillers und Goethes Jugendwerke genugsam Zeugnis geben, und gestalteten später dennoch ihre Sprache so eigenartig modern, würden sie aber ohne jene Grundlage wohl kaum so kraftvoll ausgeprägt haben.

Bei den Choralmelodien erlebten wir ähnliche Vorgänge wie bei den Liedertexten. Gleichfalls viel

Digitized by Google

bestritten, aber doch nur im engeren Kreise bestritten, war die Zurückführung dieser Gesangesweisen auf ihre ursprüngliche Form. Aeltere Leute erinnern sich noch, wie vor fünfzig Jahren der Choral in vielen evangelischen Kirchen gesungen wurde. Ton für Ton bewegte sich nach schweren Pfundnoten in langsamem Gleichschritt, der zum Schluß jeder Verszeile noch etwas mehr verlangsamt wurde, und nach jeder Zeile improvisierte der Organist einen sogenannten Uebergang zur folgenden oft in den geschmacklosesten Schnörkeln. Der Ursprung des Chorals aus den rhythmisch so reich bewegten liturgischen Sequenzen, dann aus dem Volksliede mit seiner wechselnden Rhythmik war ganz vergessen. Je langsamer und schläfriger im Gleichschritt aller Töne der Choral vorgetragen wurde, um so erbaulicher schien er zu sein. Die Choräle waren aber von Anbeginn nicht bloß beschauliche Weisen der in sich versunkenen Andacht gewesen, sondern zugleich auch Kriegs- und Siegeslieder, Lieder der Erhebung, des freudigen Vertrauens und Jubels. Dies alles hatte sich in dem rhythmischen Choral der Reformationszeit musikalisch so herzbewegend ausgesprochen, und dessen entsann man sich auch wieder, als man zu gleicher Zeit mit der Wiederherstellung der alten Texte zu der mannigfaltigen Rhythmik und dem verschiedenartigen Zeitmaß der alten Choräle zurückgriff. Auch hiergegen erhob sich ein zäher Widerstand, weniger jedoch bei den Gemeinden als bei den stimmführenden

Digitized by Google

Geistlichen und Musikern. Das Zurückgehen zu den rhythmischen Chorälen war in der That ein Fortschritt. Ob er sich bereits überall bis in die Dorfkirchen hinab vollzogen hat, möchte ich bezweifeln. Die verschiedenen Konfessionen innerhalb des Protestantismus, die verschiedenen Landeskirchen, ja das feste Herkommen einzelner Gegenden und Gemeinden hindern hier wie anderswo in Sachen des protestantischen Kultus eine Einheit, die am Ende auch nicht nötig ist. Wo die Leute ihre schleppende, gleichschreitende Sangesweise erbaulicher finden, da mögen sie dieselbe behalten, bis sie sich eines Bessern besonnen haben.

Wenn wir nun aber das Kirchenlied wieder mit den ursprünglichen Texten und in der ursprünglichen Rhythmik vortragen, sollen wir dann auch zugleich zur alten Harmonisierung des 16. Jahrhunderts zurückkehren? Ich stimme hier für größere Freiheit. Das Wesen des Chorals liegt nicht in der Harmonie, sondern in der Melodie, denn er ist eigentlich einstimmiger Gemeindegesang, zu welchem man nur die dem Ohre der Reformationsperiode wie unserm heutigen Ohre unentbehrlichen Harmonien fügte. Daß diese Harmonien nicht bloße Akkordbegleitung sind, wie bei weltlichen Liedern, daß sie nicht in opernhaften Wendungen sich bewegen, daß sie vielmehr im reinsten und strengen Satze, Note für Note, sich zur Oberstimme gesellen und wohl auch kontrapunktisch mit derselben wettsingen, versteht sich bei der Würde des

Digitized by Google

gebundenen Kultusliedes von selber. Aber innerhalb dieser Grenze ist doch dem Organisten ein weiter Spielraum gelassen, ja eine ganz unterschiedene Harmonisierung einer und derselben Choralweise wird sogar notwendig, wenn, wie so häufig Texte von ganz verschiedener Grundstimmung nach derselben Melodie gesungen werden. Es hat zum Beispiel das Trostlied „Befiehl du deine Wege“ dieselbe Melodie, wie das tiefernste Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden“. Ein feinfühliger Organist wird im ersteren Falle dieselbe Melodie anders harmonisieren, wie im zweiten, er wird auch eine Abstufung des Tempos eintreten lassen. Und auch vom historischen Standpunkte dürfen wir uns erinnern, daß den alten Organisten, die so häufig nach einem bloß andeutend bezifferten Basse die Mittelstimmen improvisierten, viel größere Freiheit in der Harmonie vergönnt war, als wir den heutigen Spielern zugestehen.

Ohne Zweifel hat die Behandlung des in den Rahmen des evangelischen Gottesdienstes eingefügten Gemeindegesanges nach Text und Ton entschiedene Fortschritte gemacht gegen eine kaum vergangene Zeit.

Können wir uns gleichen Fortschrittes in betreff des freieren musikalischen Schmuckes rühmen, als dessen protestantische Grundform ich die Motette bezeichnete? Die Antwort ist hier ein entschiedenes Nein! Das Schlimmste ist allmählich eingetreten, der Schmuck des eigentlichen kirchlichen Kunstgesanges neben dem

Digitized by Google

Volksgesange der Gemeinde ist in den allermeisten Kirchen völlig verschwunden, statt früheren Reichtums haben wir jetzt die nackte Armut, und was das Allerschlimmste, dieselbe wird kaum mehr als solche empfunden, ja man preist es wohl gar als einen Gewinn, daß wir so arm geworden sind.

Da viele, selbst künstlerisch und theologisch gelehrte Leute nicht genau wissen, was eigentlich eine Motette ist, so will ich eine Erläuterung hierhersetzen. Die Motette — von mot, motto — ist die vielstimmige Komposition eines Spruches, zumeist eines Bibelspruches, ohne begleitende Instrumente. Die großen Italiener des 16. Jahrhunderts, Palestrina voran, entfalteten in dieser knappen und feinen Form eine reiche Kunst und gewannen der katholischen Kirche einen Motettenschatz, dem sich Hymnen, Psalmen &c. oft technisch ganz nahe verwandt anschließen.

Da die alte lutherische Kirche neben dem Gemeindegesang keineswegs auf einen kunstvollen Chorgesang verzichten wollte, so lag auch ihr die Motette besonders nah, schon weil sie in dem Bibelspruch das Wort Gottes musikalisch verkündete. Dem Bibelspruche sind aber viele Gesangbuchverse nahe verwandt, ja nicht wenige derselben erscheinen geradezu als in den Vers umgesetzte Sprüche. Fügte man nun Vers und Spruch, die textlich harmonierten, auch musikalisch zusammen, so wurde eine erweiterte Motette daraus, die ganz besonders dem protestantischen Gottes-

Digitized by Google

dienste entsprach, der sich ja überall auf Bibel und Gesangbuch aufbaut. Der Tonsetzer konnte in verschiedener Art das musikalische Doppelmotiv des Choralverses und des kontrapunktierten Spruches in einander verweben. Der Spruch z. B. lautete: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich" u. s. w., der Vers: „Nun danket alle Gott". Hier konnte der kontrapunktische Satz des Spruches vorangestellt werden, um zum Abschluß in den kunstreich harmonisierten Choral überzugehen; oder umgekehrt, der reichere Satz des Spruches konnte auf den einfacheren des Chorales folgen; oder endlich, die breite kontrapunktische Bearbeitung des Bibelspruches bildete den durchgehenden Hauptsatz, in welchen aber die einstimmige Choralmelodie als canto fermo eingewoben war. Das herrlichste und wohl allen Lesern bekannte Beispiel eines solchen canto fermo bildet der urgewaltige erste Chor aus Sebastian Bachs Matthäuspassion, über dessen wogendem Stimmengewebe die Choralmelodie „O Lamm Gottes unschuldig" in so ergreifender Majestät sich erhebt. Und mit Bachs Passionsmusiken wären wir dann in der Thal zu der höchsten Formenfülle gekommen, zu welcher sich die im 16. Jahrhundert noch so knappe Motette während zwei Jahrhunderten entwickelt hat.

Aus der kleinen Motette war allmählich die Kirchenkantate geworden, aus vielen Sätzen zusammengefügt, von Chören, Arien und Recitativen durch-

Digitized by Google

woben und vom vollen Orchester begleitet. Oratorienartige Formen hatten sich mit dem streng kirchlichen Motettensatz verbunden, aber in all dieser Fülle und Ueberfülle bleibt jener ursprüngliche Kern doch immer noch erkennbar. Die Motette bildet den Schlüssel zu Bachs fünf Jahrgängen Kirchenkantaten, wie zu seinen Passionen und dem sogenannten Weihnachtsoratorium. Diese Kantaten, deren kunstvolle Mannigfaltigkeit heute unser Staunen erregt, komponierte der fleißige Mann je für einen Sonntag des Jahres, wobei er das Sonntagsevangelium und einen entsprechenden Choral zu Grunde legte, dazwischen aber dem subjektiven Empfinden in Sologesängen Ausdruck gab, deren Texte die stimmungsverwandten, wenn auch mitunter recht geschmacklosen Verse zeitgenössischer Dichter bildeten. Diese Kantaten sind trotz ihres musikalischen Formenreichtums zuletzt doch nichts andres als bis zur äußersten Grenze erweiterte Motetten. Sie wurden allsonntäglich zwischen dem Eingangsgottesdienst und der Predigt vorgetragen, und ganz dieselbe Stelle fanden auch die Passionsmusiken am Karfreitag. Man nennt letztere Werke jetzt wohl auch Oratorien, allein ein Vergleich mit Händels echten Oratorien zeigt, daß Händel das Oratorium als geistliche Oper zum höchsten Kunstgebilde entwickelt hat, Bach dagegen die Motette zum Gipfel eines geistlichen Dramas steigerte.

Vergegenwärtigen wir uns heute einen lutherischen Gottesdienst in Bachs Thomaskirche, so staunen

Digitized by Google

wir über die Fülle freier und gebundener geistlicher Musik, welche damals von einer Gemeinde genossen und ertragen wurde. Denn ohne Zweifel setzten solche überreich mit Musik geschmückten Gottesdienste eine freudige Ausdauer der gläubigen Zuhörer voraus, wie sie in solchem Maße heutzutage kaum mehr denkbar ist. Und andrerseits waren diese kunstgelehrten Kompositionen so schwierig auszuführen und heischten für fast jede Einzelstimme des Gesanges wie der Instrumente so treffliche Künstler, über welche Bach doch keineswegs immer verfügte, daß wir uns eigentlich die Zuhörerschaft selber als künstlerisch im höchsten Sinne denken müßten, welche aus den nur andeutend und mangelhaft zur Geltung gebrachten Schönheiten des Werkes doch im Geiste die innere Vollkommenheit herauszuhören vermocht hätte. Dies war jedoch bei der Thomasgemeinde gewiß nicht der Fall. Aber ich denke mir, der gewaltige Meister hat an seiner Orgel das Ganze zusammenzuhalten, die einzelnen Schwächen zu verdecken und so das hohe Werk dennoch mit seinem erhabenen Geiste zu erfüllen gewußt. Ein andrer hätte das freilich nicht vermocht, und so begreifen wir, daß mit dem Tode des Schöpfers auch seine Werke wieder aus den Gotteshäusern verschwanden.

In den evangelischen Kirchen Bayerns wird heute noch beim sonntäglichen Vorgottesdienste das Kyrie und Gloria der Messe in der Weise vorgetragen, daß der Geistliche am Altar die einzelnen Sätze in deutschen

Digitized by Google

Worten spricht oder singt und die Gemeinde singend respondiert. Zu Bachs Zeiten war es der kunstgeübte Sängerchor, welcher diese beiden Tonsätze in motettenartiger Komposition sang, und zwar in lateinischer Sprache und mit Orchesterbegleitung. Man nannte dies die kleine oder lutherische Messe, im Gegensatz zur großen, katholischen. Doch war die lutherische Messe keineswegs so ganz klein, denn der ausgedehnte Text des Gloria birgt eine Fülle musikalischer Motive und schließt mit einem Amen, welches sogar zu einer breiten Fuge verlocken konnte, wie uns Telemann und andre zeigen. Ich führe dies nur an, damit man ersehe, welcher musikalische Reichtum im vorigen Jahrhundert in den bedeutenderen lutherischen Kirchen noch waltete.

Die zur orchestrierten Kantate erweiterte Motette hat sich in den protestantischen Kirchen Augsburgs bis zur Mitte unsres Jahrhunderts behauptet und verschwand dort erst mit dem Tode Karl Ludwig Drobischs (1854), über welchen letzten deutschen Kantor im Sinne Sebastian Bachs der dritte Band meiner „Musikalischen Charakterköpfe“ nähere Nachricht gibt. Doch unterschied man damals schon zwischen einem protestantischen und katholischen „Kirchenorchester“. Das protestantische durfte alle Streich- und Blasinstrumente enthalten, nur keine Violinen: die E-Saite galt für katholisch, während Bach noch die Violinspieler mit ganz besonderer Vorliebe beschäftigt hat.

Digitized by Google

Auch durfte auf dem Augsburger Kirchenzettel der Name des Komponisten nicht genannt werden, während der Name des Predigers natürlich vorgetragen war. Man wollte vermutlich verhindern, daß nicht Leute wegen einer interessanten Musik in die Kirche gingen, die sonst zu Hause geblieben wären.

Echte, einfache Motetten für reinen Chorgesang sind in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts noch in großer Zahl komponiert worden, wobei ich nur der Werke von Bernhard Klein, Friedrich Schneider, Berner, Bergt, Häring, Rink, Spohr und Mendelssohn gedenke.

Als der kunstreiche Motettengesang aus den meisten Kirchen verschwand (in einigen hat er sich auch heute noch erhalten), verschwand auch diese musikalische Litteratur und sank in Vergessenheit.

Schon im 18. Jahrhundert hatten die rationalistischen Geistlichen, welche den Gottesdienst möglichst „einfach“ gestalten wollten, den kunstreicheren Chorgesang aus den Kirchen verbannt und später folgten die orthodoxen nach aus Gründen eines Puritanismus, der im günstigsten Falle ein gleiches Ziel mit den katholischen Cäcilianern anstrebte und höchstens noch die strengen, herben Kunstgebilde aus der Reformationszeit gelten ließ.

Unsre Gottesdienste sind viel kürzer geworden wie zur Zeit unsrer Urgroßväter, und dieselben Leute, welche vier Stunden lang geduldig ein Musikdrama

Digitized by Google

anhören, können keine zwei Stunden mehr in der Kirche ausdauern.

Wenn nun etwas der gewünschten Kürze geopfert werden mußte, so war es die Musik. Andrerseits fürchteten und fürchten viele Pfarrer ohne Zweifel, daß ein schöner Gesang, der seine Bedeutung als vollgültiges Kunstwerk in sich selber trägt, auf ihre Predigt drücken würde. Es ist nicht leicht, unmittelbar nach einer reich ausgestalteten und wirkungsreichen Musik wirkungsreich zu reden, und besonders schlimm stand es, wenn mitunter die Kantate gut und die Predigt schlecht gewesen wäre. Hier mußte die Kantate weichen. Aber sie mußte es auch im umgekehrten Fall, wenn die Kantate schlecht oder stümperhaft ausgeführt und die Predigt gut war; denn beim Gottesdienste soll alles fest und sicher sein, und Wagnisse, die man im Konzertsaal noch ertragen kann, werden hier zur offenbaren Störung. Also taugte die Musik nichts, wenn sie gut und ebenso wenig, wenn sie schlecht war.

Hierzu kommt noch ein andrer sehr bemerkenswerter Umstand, der den künstlerischen Unterschied der Zeiten charakterisiert. Der alte lutherische Kantor war ein stolzer Mann, bei dem man eine unversiegbare Fülle musikalischer Schöpfungskraft voraussetzte. Er sollte für jeden Sonntag und Feiertag im Jahre, wie dies Bach gethan, eine besondere Motette oder Kantate auf das jedesmalige Evangelium komponieren

Digitized by Google

und stand in diesem Sinne dem Pfarrer gleich, der ja auch alle Sonntage eine neue Predigt schreiben mußte. Allein eine Predigt schreibt sich doch geschwinder als eine polyphone Motette, von einer orchestrierten Kantate ganz abgesehen. Freilich der Pfarrer hielt auch manchmal eine alte Predigt wieder und noch viel mehr konnte der Kantor eine alte Motette ab und zu wieder hervorziehen. Im ganzen aber verlangte man, daß die Kirchenmusik eigens für die bestimmte Kirche und, so weit möglich, immer frisch komponiert sei. Wenigstens war dies bei den musikalisch reich dotierten Hauptkirchen der größeren Reichs- und Fürstenstädte der Fall. Infolgedessen arbeiteten die meisten Kantoren recht faustfertig nach der Schablone und lieferten, wenn sie gut geschult waren, tüchtige Handwerksarbeit, die weder in der Partitur noch im Vortrag auf hohe Kunstvollendung Anspruch machen konnte. War ja doch auch der Innenraum der Kirche weit mehr mit plastischen und malerischen Produkten des Kunsthandwerkes als der reinen Kunst geschmückt. In einer künstlerisch naiven und eben darum im Flusse des Schaffens unerschöpflichen Zeit ging dies sehr wohl an, ja es barg einen erfrischenden Reiz. In unsern Tagen, wo die Kritik zur zehnten Muse geworden ist, wäre dergleichen nicht mehr denkbar.

Dafür aber ist ein so großer Schatz der mannigfaltigsten echten Kunstwerke vergangener Perioden wieder in das lebendige Bewußtsein der Gegenwart

Digitized by Google

aufgenommen worden, daß wir doch unsern sonntäglichen Gottesdienst wechselnd mit den schönsten Motetten schmücken könnten, ohne daß der Kantor mit dem Pfarrer Schritt halten und zu jeder neuen Predigt auch eine neue Musik komponieren müßte.

Viele Geistliche wollen heute den evangelischen Gottesdienst möglichst rein und fein machen, auch wenn er dadurch klein wird, mager und nüchtern. Sie wollen allein herrschen in ihrer Kirche und diese Herrschaft nicht mit dem Künstler teilen. Allein zu allen Zeiten, wo ein großer religiöser Geist schöpferisch und bewegend waltete, war auch die Kirche ein Tempel der Kunst. Quillt doch die Kunst aus den gleichen Tiefen des Gemütes wie die Religion und führt zu verwandtem Schauen im Geiste, wo das Erkennen aufhört. Vertreibt man die Kunst aus der Kirche, so flüchtet sie sich ins Haus, um von dort wieder zur Kirche zurückzukehren.

Dies zeigt die Musikgeschichte des Protestantismus auf vielen Blättern, und auch heute blüht die Pflege religiöser Tonkunst mehr im Hause als in der Kirche. Das beste aber wäre, wenn sie an beiden Stätten blühete. Bei einem Blick auf die moderne Malerei, Musik und Poesie beklagen wir, daß die religiöse Kunst nicht mehr in so bedeutenden Werken hervortritt, daß sie nicht mehr so kraftvoll epochemachend ist wie zu andern Zeiten. Wurden die Künstler ungläubiger oder wurden die Gläubigen unkünstlerischer?

Digitized by Google

Ich glaube beides, und eines bedingt das andre. Wenn aber große Impulse von einer neuen religiösen Kunst wieder ausgehen sollen, dann muß die Kunst vorerst wieder breiter in die Kirchen einziehen. Die Geistlichen können dies nicht einseitig machen und die Künstler können es auch nicht, der Antrieb muß aus dem Kunstbedürfnis der Gemeinde, aus dem künstlerisch religiösen Volksgeiste hervorgehen. Dies wird aber nur geschehen, wenn man Religion und Kirche nicht mehr in ängstlicher, eifersüchtiger Abschließung neben das künstlerische und wissenschaftliche Leben der Nation stellt, sondern dahin wirkt, daß Religion, Kunst und Wissenschaft, die zuletzt doch zu gemeinsamen Idealen führen, sich neidlos vereint durchdringen im Volksgeiste.

Man stellt religiöse und weltliche Kunst nebeneinander und gegeneinander und vergißt dabei, daß die reinste weltliche Kunst zugleich eine höchst religiöse und die tiefste religiöse Kunst eine so rein menschliche ist.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Predigt.

In früheren Zeiten war es die Predigt, welche Tausende in die Kirchen hineinzog; — heute treibt gerade die Predigt Tausende aus den Kirchen heraus.

Als unbefangener Beobachter berichte ich in diesem Buche Thatsachen, die ich erlebt habe. Man wird das Beobachtete bald bestätigen, bald bestreiten, allein die vorstehende Thatsache bestreitet wohl kein Kundiger, der die Augen offen hält. Wir besitzen gegenwärtig viele vortreffliche Prediger, und in überfüllten Kirchen erbauen sie ihre Gemeinden; aber im allgemeinen hat die Predigt, namentlich in den Stadtkirchen, jene geradezu staunenswerte Anziehungskraft verloren, welche sie in vergangenen Perioden besaß. Und doch geschah in unsern Tagen sehr viel für die Verbesserung des Predigtwesens, nicht bloß bei den Protestanten, sondern auch bei den Katholiken.

Die Schuld der sinkenden Teilnahme für die Predigt liegt weniger an den Predigern, als in einer ganzen Summe veränderter Verhältnisse.

Digitized by Google

In jenen Tagen, wo die Pfarrer noch neue Offenbarungen von den Kanzeln verkündigten, wo sie noch Glaubenswahrheiten, die man verhüllt hatte, dem Volke neu entschleierten und eine verfälschte Lehre durch eine gereinigte zu ersetzen behaupteten, da hatten sie einen günstigen Stand. Lernbegierige und gewissensbedrängte Massen lauschten ihnen atemlos, ohne dabei die Kunst des Redners zu prüfen, und selbst die Gegner strömten herbei, um des Neuen, Unerhörten inne zu werden. So war es in den Tagen der mittelalterigen Mystiker vom heiligen Bernhard bis zu Tauler, so besonders in den Tagen der Reformation, wo die ständigen Pfarrer in den Kirchen gar nicht mehr ausreichten und Wanderprediger umherzogen.

Aber auch in friedlicheren Perioden erhob und trug den Kanzelredner dieser Reiz der Neuheit, wenn innerhalb einer Konfession neue theologische Strömungen mit Macht zum Durchbruch kamen, gleichviel ob orthodoxe oder pietistische, rationalistische oder supranaturalistische. Da hatten es die Pfarrer gut und es war leicht zu predigen. Solche Strömungen bestehen auch heute noch und kreuzen und befehden sich; allein der ganze religiöse Geist der Zeit ist friedlicher geworden, man erwartet von der theologischen Polemik keine ungeahnte Offenbarung mehr, die uns plötzlich Umkehr auf dem Wege zum Seelenheil geböte. Wer einen neuen Glauben hören will, der geht nicht in die

Digitized by Google

Kirche, und wer in die Kirche geht, der begehrt vielmehr das uralt Wahre, dessen er schon gewiß ist und worin er nur gefestigt und für das Leben erleuchtet sein will. Das mag vortrefflich sein für den Gläubigen; dem Prediger erschwert es sein Amt. Indem wir uns an dem Vortrag bekannter Wahrheiten erbauen, die uns seit der Schule geläufig, sind wir oft vielmehr begierig auf die Form, in welcher der Redner dem Bekannten Ausdruck gibt, als auf den Inhalt. Wir übersehen wohl gar die Predigt über dem Pfarrer, wir kritisieren ihn, und wenn die andächtigsten Zuhörer aus der Kirche nach Hause gehen, dann sprechen sie untereinander weit häufiger darüber, wie gut oder wie schlecht es der Pfarrer heute wieder gemacht habe, als über das Bezwingende der Glaubenssätze, die den Kern seiner Predigt bildeten. Der wahrhaft hinreißende Prediger ist aber doch nur der, welchen man über seiner Predigt vergißt.

Als Savanarola die Gemüter der Florentiner im Sturme mit sich fortriß, wirkte er solches nicht nur durch die Gewalt seiner zürnenden und strafenden Bußmahnungen, die er in ein gottentfremdetes Treiben schleuderte, nicht nur durch seinen erschütternden Hinweis auf die allein erlösende Gnade Gottes, sondern auch durch seine schonungslosen Enthüllungen der politischen Tyrannei der Medicäer, der sozialen Unterdrückung des gemeinen Volkes durch die Reichen und Vornehmen. Seine Predigten waren so nieder-

Digitized by Google

schmetternd und erhebend, weil sie das Kühnste, was Tausende ahnten, keiner zu sagen wagte, ohne Rückhalt aussprachen, weil sie eben als sozial-politisch-religiöse Agitationsreden überwältigend neu waren.

Könnte heute ein Savanarola noch so gewaltig predigen, wie jener Dominikanermönch? Er könnte es nicht, selbst wenn er es dürfte. Man agitiert ja auch heute auf den Kanzeln und es sollen selbst politische Hetzpredigten vorkommen, aber das Ansehen der Predigt wird hiedurch gewiß nicht gefördert. Wir fordern, daß die Kirche eine Stätte des Friedens sei, und am allerwenigsten wollen wir, daß unser weltlicher Hader, und wäre er auch kirchenpolitischer Natur, auf die Kanzel getragen werde. Es gab auch kriegerische Pfarrer andrer Art in alter Zeit und sie konnten leicht die Massen fesseln und fortreißen, eben weil sie Sturm und Kampf brachten. Der Pfarrer als Verkündiger des Friedens kann höchstens seine Gemeinde erbauen, und das ist viel schwerer.

Zu solch innern Gründen, die die Wirksamkeit der Predigt nicht mehr so augenfällig und gewaltig erscheinen lassen, gesellen sich äußere, nicht minder gewichtige.

Das frei gesprochene Wort wird stets seine Kraft, seinen Zauber üben, allein diese Kraft war viel größer, als man es noch seltener, ja fast allein in den Kirchen vernahm.

Man versetze sich nur in die Tage unsrer Groß-

Digitized by Google

väter zurück. Damals verhandelten die deutschen Landtage, wofern sie überhaupt verhandelten, bei geschlossenen Thüren, es gab noch keine parlamentarische Beredsamkeit; die Gerichte tagten nicht öffentlich und Advokatenreden drangen nicht über den Gerichtssaal hinaus; Vereinsredner gab es nicht, weil es noch kaum Vereine gab, und nur die wenigsten Universitätsprofessoren folgten dem Beispiele Kants und sprachen frei vom Katheder; die meisten zogen es vor, ihre Hefte abzulesen. Der einzige Mann, welcher immer und immer wieder mit freier Rede vor das Volk trat, war der Pfarrer. Er übte eine Kunst, die sonst fast niemand übte, kein Wunder, daß man ihm eifriger zuhörte und mit seinen rednerischen Leistungen zufriedener war, selbst wenn sie sehr mäßig gewesen wären.

Heute ist den Predigern eine ungeheure, fast erdrückende Konkurrenz erwachsen. Wir hören Reden und freie Vorträge überall und vermögen der Sündflut der öffentlichen Beredsamkeit oft kaum zu entrinnen. Jedermann hält Reden vom Fürsten bis zum Arbeiter.

Unsre weltlichen Redner sprechen nun freilich nicht allesamt so vortrefflich, daß die geistlichen vor ihnen das Feld räumen müßten. In Parlamenten, Volksversammlungen und Vereinen wird oft schlecht genug gesprochen; allein unser Volk beginnt doch endlich reden und hören zu lernen, es gibt auch Meister- und

Digitized by Google

Musterredner, die uns früher fehlten, und bei aller Stümperei der Rededilettanten tritt doch ein sachliches, realistisches Streben in der jungen Beredsamkeit erfreulich hervor. Wer heute Eindruck machen will mit dem freien Worte, gleichviel ob es zur Belehrung oder zum Kampfe gesprochen sei, der muß knapp und sachlich reden, durch Thatsachen mehr als durch Bilder überzeugen, den Humor mit dem Ernst verbinden; vor allem aber vermeide er rhetorischen Prunk und deklamatorisches Phrasenwerk. Ein Mann wie Bismarck, der weder überwiegend litterarisch noch künstlerisch gebildet, noch rednerisch geschult ist, konnte darum doch ein so bedeutender Redner werden, daß ihn viele geradezu für den größten halten; er weiß eben immer, was er sagen will und sagt es gerade heraus, und dies ist das tiefste Meistergeheimnis aller Beredsamkeit.

Haben unsre Prediger in dem neuen Wettkampf von ihren Nebenbuhlern gelernt? Einzelne gewiß, die Meisten kaum. Die Kanzelberedsamkeit erscheint mehr und mehr als eine besondere Stilgattung und Vortragsweise bis zum Aeußerlichen des Melos der Stimme und des Tonfalles neben der weltlichen. Nicht immer zu ihrem Vorteile. Und so spricht man von Predigermanieren und Predigerton im abschätzigen Gegensinne zu einer gesunden, frischen und natürlichen Vortragsweise. Der Gegensatz reizt zur Vergleichung, für welche früher das andre Objekt fehlte, und der Pfarrer hat hiedurch wiederum einen härteren Stand.

Digitized by Google

Er soll vom Geiste der modernen Beredsamkeit berührt sein und soll doch nicht modern predigen; denn in der Kirche sollen wir überall an das Altüberlieferte, Dauernde, Unantastbare erinnert werden, selbst in den äußerlichen Formen des Gottesdienstes und nirgends an die Mode. Hiedurch gerät der Geistliche in einen ähnlichen Konflikt, wie der Kirchenkomponist, und die naive Produktivität im Predigen ist heute vielleicht ebenso schwer zu finden, wie in der Kirchenmusik.

Ich möchte aber von der Predigt im Zusammenhang mit unsrer sozialen Lage reden, und so wende ich mich vom Pfarrer zu seiner Gemeinde.

Der Dorfpfarrer ist ein glücklicher Mann, vorab wenn noch eine echte Bauerngemeinde zu seinen Füßen sitzt. Er hat eine gleichgeartete Zuhörerschaft, die keine andern Redner kennt und mit ihm vergleicht, die den Predigtstil als den selbstverständlichen hinnimmt und höchstens zwischen guten und schlechten Predigten unterscheidet. Die guten hört sie lieber wie die schlechten, aber sie will doch Predigten hören und bleibt nicht wegen des Predigens aus der Kirche.

Weit schwerer hat es der Stadtpfarrer. Seine Zuhörerschaft ist aus den verschiedensten sozialen und Bildungsschichten zusammengesetzt und soll es sein, die Ausgleichung und Vereinigung aller sozialen Unterschiede im städtischen Gotteshause bietet ein erhebendes Bild, die soziale Gleichartigkeit in der Dorfkirche ein gemütliches.

Digitized by Google

Ganz vollständig werden freilich die verschiedenen sozialen Gruppen in der Stadtkirche nicht immer vertreten sein; denn von vornherein bleiben alle diejenigen Leute weg, welche sich ihre Predigten selber halten, und deren sind heutzutage nicht wenige, von den Halbgebildeten — die Arbeiter voran — bis zum Hochgebildeten. Während die Höchstgebildeten, Gebildeten und Ungebildeten eine Predigt nicht fliehen.

Hier tritt nun die Person des Pfarrers in den Vordergrund. Er erscheint beim Gottesdienst in zwiefacher Gestalt und die katholische Kirche versinnbildlicht dies auch in zwiefachem Gewand. Der Priester, wenn er die Messe liest, trägt die Kasula, besteigt er aber die Kanzel als Prediger, so legt er die Kasula ab und kommt nur im Chorhemd mit der Stola. Die Protestanten machen keinen solchen Unterschied, und doch ist auch hier der Geistliche am Altare ein andrer als der Geistliche auf der Kanzel. Am Altare, wo er liturgische Formeln, Gebete und den Segen spricht und einen Bibeltext vorliest, tritt seine Persönlichkeit völlig zurück, das Vorgetragene ist nicht sein Eigentum, sondern der Kirche, und mancher Mann, welcher keine Predigt hören mag, erbaut sich an dieser Aussprache des Glaubens unter den Gläubigen, zu der sich noch Orgeltöne und Gemeindegesang gesellen, und macht sich dazu seine eignen Gedanken und Vorstellungen, woran ihn niemand hindert.

Dies wird anders, sowie der Pfarrer die Kanzel

Digitized by Google

besteigt und predigt. Er soll uns zwar das Wort Gottes predigen und nicht sein eignes Wort, und früher nannte man ihn darum auch „Diener am Worte Gottes“. Dieser Diener wird aber Herr des Hauses, sowie er seine Predigt vorträgt. Er gibt uns doch immer seine persönliche Auffassung und Deutung des Textes. Seine Rede in Form und Inhalt wird von seiner persönlichen Begeisterung durchdrungen und getragen sein; ist sie unpersönlich, so wird sie kalt und starr. Freilich darf sich dann doch wieder seine Person nicht zu stark vordrängen. Die vordringlichen Predigten sind nicht die eindringlichsten. Das richtige Maß kennzeichnet auch hier den Meister. Jedenfalls aber müssen wir ihm geduldig zuhören, auch wenn er uns zum Widerspruch reizt, und der moderne Mensch, der selber so viel redet, ist gar nicht mehr gewöhnt, andre schweigend reden zu hören. An die Parlamentsrede knüpft sich die Debatte, an die Volksrede die Gegenrede, nur in der Kirche sollen wir geduldig anhören, was uns gesagt wird, wie die Kinder in der Schule. Das ertragen viele nicht und werden darum aus der Kirche hinausgepredigt.

Von einem höhern Standpunkte werden wir freilich anders sprechen. Wir werden sagen: der Pfarrer ist nicht Herr des Hauses, sondern Gott, denn es ist ein Gotteshaus. Mag der Pfarrer das „Wort“ auch ungenügend oder gar falsch deuten, so bleibt uns doch das Wort und wir werden die Kraft desselben auch

Digitized by Google

aus einer schlechten Predigt heraushören. Der protestantische Pfarrer predigt in demselben Chorrock, den er am Altare trägt, und der Brauch ist mindestens ebenso sinnig und bedeutsam, wie der umgekehrte beim katholischen Priester. Der Chorrock besagt uns nämlich, daß der Pfarrer, auch wenn er predigt, doch nicht als private Persönlichkeit vor uns steht, die wir mit ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten kennen, sondern als der Verkünder des göttlichen Wortes. Diese Auffassung war seit alter Zeit dem naiven Volke eigen und sie wird es nicht minder den Gebildetsten sein, nur die Halbbildung vermag sich nicht zu derselben aufzuschwingen.

Die Wirkung des Gottesdienstes auf uns und andre müssen wir in uns selbst erlebt haben, man kann sie nicht nach bloß äußerer Beobachtung ermessen. Ich spreche darum hier nur von der evangelischen Kirche, nicht von der katholischen.

Die Predigt soll und muß der Mittelpunkt unsres Gottesdienstes sein. Damit sie es aber wirksam sei und bleibe, müssen wir wieder zu einer innigeren Verschmelzung des subjektiven Teiles — der Predigt — mit dem objektiven, dem Altardienst und Gemeindegesang zurückkehren. Ich sage zurückkehren, weil ich glaube, daß diese Verschmelzung zu Luthers Zeiten bereits vorhanden war. Wir sind viel zu weit von der ursprünglichen Form der Predigt als Homilie abgekommen. Der Text sei das Bibelwort, nicht aber

Digitized by Google

ein „Thema", welches man aus demselben synthetisch, analytisch u. s. w. entwickelt, wobei dann oft genug das Ganze zuletzt eine schablonenhaft geordnete Summe moralischer, erbaulicher, lehrender und strafender Betrachtungen und Phrasen wird.

Wer das Bibelwort in seinem Zusammenhange mit dem betreffenden ganzen Abschnitt der Schrift nachweist, nach seinem Wortlaut und nach allen Geheimnissen seines innern Sinnes erläutert, wohl auch die verschiedenen Auffassungen berührt, welche dasselbe in der historischen Entwickelung des christlichen Lebens gefunden hat, und dabei nicht unterläßt, auch den praktischen Wert des Wortes für unsern Wandel und Glauben scharf und klar, doch kurz andeutend zu berühren, der wird am leichtesten eine aufmerksame Gemeinde finden. Er gibt dann eben eine Homilie.

Man kann hundertfältig die Beobachtung machen, daß selbst bei einer schwachen Predigt das Evangelium mit seiner Erklärung teilnahmvoll angehört wird, während bei den folgenden subjektiven Betrachtungen des Pfarrers die Andächtigen ihre Gedanken nach allen Seiten fliegen lassen und zuletzt selbst nicht mehr wissen, was der geistliche Herr eigentlich gesagt hat. Durch die Predigtform der Homilie schwindet der Gegensatz zwischen Kanzel und Altar, und die Kanzelrede erscheint nun auch als eine Aussprache des gemeinsamen Glaubens, gleich der Liturgie, dem Gebete, dem Liede, nicht als ein subjektiver rhetorischer Erguß

Digitized by Google

des Geistlichen. Und doch wird sie immer genug vom persönlichen Geiste des Redners enthalten, sie harmoniert dann aber mit dem von mir so sehr gewünschten ausgebildeten Motettengesang, der auch eine freiere religiöse Kunstschöpfung auf der Grundlage echt kirchlicher Kunsttypen sein soll. Trocken und kalt wird eine gute Homilie nie werden, denn das Wort der Schrift, welches stets das Grundthema bleibt, wird immer belebend und erwärmend wirken. Und so kann selbst eine schwache Homilie dem hochgebildeten Zuhörer, der die Mängel des Redners durchschaut, und dem er sachlich vielleicht gar nichts Neues bringt, höchst erbaulich sein.

Mit dieser einfachen Homilienform wird sich dann naturgemäß auch der einfachste Stil und Vortrag verbinden. Der Stadtpfarrer soll für Gebildete und Ungebildete zugleich reden, ohne daß seine Rede für den Gebildeten trivial oder für den Ungebildeten unverständlich wird. Er kann dies nur, wenn er so schlicht und ohne alle Manier und kunstvolle Rhetorik spricht, wie das Volkslied singt, und das Volkslied in der Kirche ist eben der Choralgesang, der den feinsten musikalischen Kenner nicht minder tief ergreift, wie den einfältigsten Bauern.

In der vollen Harmonie von Altardienst, Gemeindegesang und Predigt liegt die Reform des evangelischen Gottesdienstes.

Ein eifriger junger Geistlicher wird vielleicht be=

Digitized by Google

merken, die Form der Homilie beschränke doch den Kanzelredner allzusehr, und ein eifriger alter Geistlicher stimmt dem vielleicht zu. Beide werden sagen: „Wir stehen auf der Kanzel nicht nur als Glaubensboten, die erbauen, indem sie die Schrift auslegen, wir sind auch Hirten der Gemeinde, Seelsorger. Die private Wirksamkeit der Seelsorger hat in den Städten abgenommen, um so entschiedener müssen wir sie auf die Kanzel tragen. Dort sollen die Leute hören, was sie zu Hause nicht mehr hören wollen. Unsre besten und wirksamsten Predigten sind gerade die persönlichsten, subjektivsten, freie Reden, welche nur lose an den Text anknüpfen, um die innersten Zustände der Gemeinde, Ereignisse des Tages, Wahrnehmung des öffentlichen, ja des Privatlebens in mahnenden, strafenden, ermutigenden und begeisternden Worten den Hörern vor die Seele zu halten. Das ist auch eine alte Predigtweise und vor dreihundert Jahren haben selbst Hofprediger oft genug ihren eigenen Fürsten in Hochdero Schloßkirche Strafreden über ihre fürstlichen Sünden ins Gesicht gesagt, wobei sie sich gewiß nicht der Form der Homilie bedienten."

Ich erwidere hierauf: Das war vor dreihundert Jahren. Heute aber läßt sich kein Schuster mehr vom Pfarrer öffentlich sagen, was sich damals ein Kurfürst sagen ließ. Kanzelreden sind ein zweischneidig Schwert geworden, welches sicher auf der einen Seite schadet, indem es vielleicht auf der andern nützt. Eine

Digitized by Google

Predigt soll keine geistliche Vereinsrede, keine Volksrede, keine Landtagsrede sein. Ich will gewiß nicht das Leben aus der Kirche verweisen, dieses ganze Buch ist vielmehr Zeugnis dafür, daß ich wünsche, die Religion möge inniger in all unser Leben eindringen und das Leben tiefer in die Kirche.

Der Pfarrer wird mit seiner Predigt am sichersten zur Erreichung dieses Zieles beitragen, wenn er möglichst wenig „predigen" will, indem er predigt, vielmehr sich als Glaubensboten erfaßt, welcher der Gemeinde die Schrift verkündet und auslegt, und es jedem überläßt, die Nutzanwendung selber zu ziehen. Dazu soll er sich einer Kürze, Gedrungenheit und Natürlichkeit befleißigen, für die es gar kein besseres Vorbild gibt als die Bibel selber. Eine gute Predigt ist eine freie Rede in strengster Bindung. Auch die gebundene Form hat ihre Freiheit, und die stärkste Kraft bricht hier wie überall aus Maß und Schranke hervor.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

An den Gräbern.

Wenn ich eine fremde Stadt näher kennen lernen will, dann besteige ich zuerst einen Turm, um den Ueberblick über das Ganze zu gewinnen und von oben hinein zu schauen in das wimmelnde Leben und den wogenden Verkehr.

Nachher aber gehe ich auf den Kirchhof, um den stillen, friedsamen Verkehr zu beobachten, den die Lebenden mit ihren Toten führen. Nun habe ich den Anfang und kann meine Einzelforschungen beginnen.

Unsre Friedhöfe in Dorf und Stadt, von Land zu Land, von Stamm zu Stamm sind nicht minder vielgestaltig, als unsre Städte und Dörfer selber. Durch die Reihen der Gräber mit ihren Steinen und Kreuzen schreitend, wandeln wir zwischen fortlebenden Volksaltertümern. Denn nirgends bewahren sich überlieferte Sitten zäher als beim Sterben, bei der Bestattung und den Gräbern. Angesichts des Todes werden wir religiös, wir werden auch konservativ angesichts des Todes.

Digitized by Google

Ein Buch über die deutschen Friedhöfe, auf Grund scharfer Beobachtung und wissenschaftlicher Studien geschrieben, würde ein sehr lehrreiches Buch sein, es würde uns Geheimnisse des Volksgemüts enthüllen, die in unserm geselligen und Arbeitsleben nicht hervortreten. Wer eine Stadt oder ein Dorf noch so genau gesehen hat und hat den Kirchhof nicht gesehen, der kennt den Ort doch nicht genau.

Die Zeiten und Völker haben ihren sehr verschiedenartigen Bestattungsluxus. Er mag mitunter thöricht sein; dennoch betrachte man ihn pietätvoll. Man wird zuletzt finden, daß er fast immer aus gutem Herzen eingeführt worden ist.

Unser deutsches Volk gab in seiner Urzeit, und auch noch lange nachher, den Toten jene Gegenstände mit ins Grab, welche ihren Stand und Beruf bei Lebzeiten charakterisierten. Der Mann erhielt seine Waffen, die Frau häusliches Geräte und Schmucksachen, das Kind sein Spielzeug beigelegt, und zwar wählte man die Waffe von bester Art, den kostbarsten Schmuck. Unsre ganze vorgeschichtliche Wissenschaft wäre sehr arm, ja kaum vorhanden, wenn nicht unzählige Gräberfunde dieser Art unsre Museen füllten.

Warum versenkte man die brauchbarsten und wertvollsten Gegenstände in die Erde? Man wollte es ohne Zweifel den geliebten Toten ermöglichen, in einem andern Leben ebenso standesgemäß und wohlgerüstet aufzutreten wie hienieden; die Eitelkeit der

Digitized by Google

Ueberlebenden konnte ja durch Kostbarkeiten nicht befriedigt werden, welche man für immer in dem Schoß der Erde barg. Es war ein selbstloses Geschenk, das man dem Geschiedenen mitgab.

Die Sitte, den Toten in seinem Standesgewande und mit Attributen seines Standes zu bestatten, behauptete sich dann durchs ganze Mittelalter und teilweise sogar bis in unsre Zeit, hier wenigstens noch bei Fürsten, Offizieren und Geistlichen, wobei freilich die ursprüngliche Bedeutung vergessen war.

Eine unbewußte Fortführung des uralten Brauches erblicke ich auch darin, daß gegenwärtig noch in einem großen Teil von Deutschland der Mann im Frack begraben wird, den er vielleicht vor wenigen Wochen noch auf einem Ball getragen, die Frau im Gesellschaftskleide, in welchem sie noch kurz vorher auf einer Hochzeit erschienen war. Anderswo wird ein einfaches Leichenhemd allen gleichermaßen zu teil.

Im Mittelalter und in der Renaissanceperiode gab man immer noch, wenigstens vornehmen Leuten, sehr kostbare Schmucksachen mit ins Grab, was man heute wohl nicht mehr thut. Merkwürdig ist, daß sich in mittelalterlichen Bischofssärgen auch kleine Blei- oder Steintafeln finden mit Inschriften, welche über den Lebensgang des Verstorbenen Auskunft geben, ja es kam sogar vor, daß man später unechte Tafeln mit absichtlich gefälschten Angaben statt der ursprünglichen unterschob, um dadurch unbegründete Besitz-

Digitized by Google

ansprüche zu beweisen. Was war der Zweck jener echten und vollends jener lügnerischen Bleitafeln? Doch wohl nicht, daß sich der Verstorbene im Himmel als durch eine Legitimationskarte ausweisen könne. Man setzte offenbar voraus, daß die Särge irgend einmal von den Nachkommen eröffnet werden würden, die man dann belehren wollte. Praktischer war es nun aber doch, die Inschrift auf einem Steine über dem Grab jedermann vor Augen zu stellen, und so entwickelte sich allmählich ein immer steigender Luxus künstlerisch mitunter bedeutender Grabdenkmale, zu denen sich die späteren mit Wappen und Inschriften geschmückten hölzernen Totenschilde gesellten, die man an den Wänden der Kirche, oft hoch bis zur Decke aufhing.

In der Zeit des Barock- und Rokokostiles kamen zu den überladenen Formen der Grabdenkmale die endlos langen, prahlerischen und schwülstigen Inschriften, welche heute unser Lächeln erregen, damals aber den notwendigen Bestandteil eines vornehmen Grabes bildeten. Den pomphaften Denkmalen liegt offenbar ein doppeltes Motiv zu Grunde: die Pietät für den Verstorbenen und die Eitelkeit der Ueberlebenden. Als die Zeiten ärmer geworden waren, sparte man auch bei den nüchternen Grabsteinen. Es entsprach zugleich dem Geiste des philosophischen 18. Jahrhunderts, den Kultus des Todes und der Toten als einen überwundenen Standpunkt anzusehen, und sich über diesen

Digitized by Google

wie über andern Pomp des kirchlichen Lebens zu erheben.

Früher hatte eine recht prunkhafte Bestattung für vornehm gegolten, jetzt war die schlichteste die vornehmste. Der aufgeklärte Mann ließ sich wohl in frühester Morgenstunde ohne alles Geleite begraben. Reicher Gräberschmuck war bäuerisch, vielleicht auch noch zopfig, altreichsstädtisch oder adelig. Der Mann von moderner freier Bildung wollte von dergleichen nichts mehr wissen. In unsern rheinischen Gegenden verödeten zudem die Kirchhöfe unter dem noch durch Jahrzehnte nachwirkenden Einfluß der französischen Revolution. Allein die alten Sitten kehrten zuletzt doch wieder zurück.

Das sind kulturgeschichtliche Strömungen, von denen noch mancher alte Leichenstein Nachricht gibt. Sie erstreckten sich aber durchaus nicht gleichmäßig weder über ganz Deutschland, noch über alle Stände. Weil wir konservativ werden angesichts des Todes, drum bleiben wir hier auch sondertümlich. Es wäre lehrreich, zu wissen, wie weit andre, minder individualistisch angelegte Nationen hierin uns gleichen.

Der Luxus der Bestattung geht — heute wie ehemals — von oben nach unten, von den vornehmen zu den geringen Leuten. Die vornehmsten Leute waren in diesem Betracht vordem die Fürsten und Prälaten; heute bilden die Großstädte die Mittelpunkte der vornehmen Welt, und in der Großstadt

Digitized by Google

ist der Reichste der Vornehmste. Die vornehmste Großstadt des Kontinents in diesem Sinne ist Paris, und von Paris ist die Organisation der „Pompes funèbres“ ausgegangen; sie drang nach Wien und andern Großstädten, sie wird weiter dringen trotz des demokratischen Zuges unsrer Zeit. Allein die heutige Demokratie will nicht, daß wir alle gleich seien im Entsagen, sondern in der Fülle des Reichtums.

Den Tod hat man umsonst, das Begrabenwerden ist hingegen sehr teuer geworden. Der Gottesacker ist das rentabelste Grundstück; bei mancher Großstadt wirft er eine höhere Rente ab, als der beste Rheingauer Weinberg.

In Frankreich werden hochverdiente Verstorbene auf Staatskosten bestattet. Angesichts der Kostspieligkeit des Sterbens wurde auch schon angeregt, daß alle Begräbnisse auf Staatskosten übernommen werden sollten. Logisch wäre es, daß dann auch der Staat die Kosten aller Geburten trage.

Wir halten das Mortuarium des Mittelalters, den „Hauptfall“, „Bestfall“, kraft dessen beim Tode des hörigen Hausvaters das beste Stück Vieh dem Grundherrn abgeliefert werden mußte, für eine sehr grausame feudale Abgabe. Allein das Mortuarium, welches heute manche unbemittelte Familie beim Tode ihres Ernährers in der Form von Grabesankauf und Begräbniskosten leisten muß, ist häufig noch weit drückender.

Digitized by Google

Ich zeichne ein Bild in den grellsten Farben, welches jedoch der Wirklichkeit entnommen ist und allmählich auch dorthin weiter nachwirken wird, wo man sich nicht zu solch Aeußerstem versteigen kann oder will.

Versetzen wir uns nach Wien. Der Verstorbene wird durch die „Entreprise des pompes funèbres" bestattet. Die Hinterbliebenen können die „Prachtklasse" wählen, oder die erste oder zweite Klasse; vielleicht hat dies der Verstorbene auch vorbestimmt. Wir begnügen uns mit der ersten Klasse. Die Hausthüre des Trauerhauses ist mit schwarzem Tuch behangen, vor derselben empfängt uns ein beflorter Portier mit großem Stock und Tressenhut, und wenn wir zu der Wohnung des Verstorbenen hinaufsteigen, so begrüßt uns im Vorzimmer ein Kammerdiener in schwarzer Gesellschaftstoilette. Der Verstorbene war ein bürgerlicher Mann, der seine Lebtage keinen Portier und Kammerdiener gehabt hat; der Tod hat ihn plötzlich zum vornehmen Herrn gemacht, und die Entreprise hat jene Diener geliefert, die vielleicht in der nächsten Stunde bei einem andern Toten aufziehen werden. Das Trauerzimmer ist schwarz ausgeschlagen. Alle diese Dekorationen machen den Hinterbliebenen gar keine Mühe, sie brauchen nur zu bezahlen. Der Leichenwagen hält bereits vor der Thüre, ein reich vergoldeter Glaswagen; um die Wahl des Sarges u. dgl. brauchen sich die Angehörigen nicht zu bekümmern, sie be-

Digitized by Google

stimmen nur die „Klasse" und alles ist fertig. Ein stattliches, schwarz behangenes, mit Federkronen geziertes Viergespann ist angeschirrt. Bei Lebzeiten pflegte der Verstorbene nicht vierspännig zu fahren, sondern höchstens in einer Droschke, allein der Tod macht reich, der Tod adelt — für etliche Stunden. Neben dem Leichenwagen rechts und links schreiten je zehn phantastisch gekleidete Männer mit brennenden Lichtern. Hinter dem Leichenwagen folgt ein mit Kränzen, Sträußen, Palmen überladener Zweispänner, oder noch besser mehrere dergleichen Wagen. Die ungeheure Masse der Kränze gibt einen statistischen Nachweis der großen Schar der Freunde und Bekannten des Verblichenen. Zahlreiche Gärtner und Blumenhändler unsrer Großstädte würden brotlos werden, wenn der neuerdings so riesig gesteigerte Blumenluxus am Grabe mit einemmale aufhörte.

Es haben sich in manchen Städten eigene Vereine gegen die Blumenverschwendung bei Begräbnissen gebildet; allein die Gärtner brauchen sich vor ihnen so wenig zu fürchten, wie andre bei der Bestattungsindustrie beteiligte Gewerbetreibende vor den „Vereinen für prunklose Beerdigung".

Hinter dem Blumenwagen kommen die Verwandten und übrigen Leidtragenden in schönen zweispännigen Equipagen; fünfzehn bis zwanzig Karossen bilden ein Gefolge mittlerer Größe, es könnten auch vierzig sein. So geht es zur schwarzverhangenen

Digitized by Google

Kirche, wo die Aussegnung stattfindet, so von da zum Friedhof.

Ich spreche nicht von der kirchlichen Bestattung, ich erwähne nur noch der journalistischen Seite des Beisetzungsaktes. Bevor der Tote in die Erde versinkt, gehört er der Oeffentlichkeit, vielleicht zum erstenmale während seines Erdendaseins. Berichterstatter der Lokalpresse haben sich schon vor Ankunft des Zuges am offenen Grabe eingefunden, sofern der Verstorbene auch nur halbwegs ein notabler Mann war, und am nächsten Morgen lesen wir bereits in den Zeitungen, welche Reden am Grabe gehalten wurden, ganz besonders aber, welche bemerkenswerte Personen am Leichenbegängnis teilgenommen haben. Da die armen Reporter doch nicht alle Leute genau kennen, die Woche für Woche hinter einem Sarge erster oder zweiter Klasse gehen, so werden öfters Personen ehrend erwähnt, die gar nicht anwesend waren, und andre weggelassen, die man hätte erwähnen sollen. Doch das ist das Los aller Tagesneuigkeiten, daß sie in der Regel nur zur Hälfte richtig sind, und die Hinterbliebenen fühlen sich vielleicht geschmeichelter durch den stolzen Zeitungsbericht, als durch die Predigt und die Grabreden.

Ein berühmter deutscher Dichter, der es zum vornehmen Herrn gebracht hatte und sicher in der „Prachtklasse“ begraben wurde, sagte, als er in Wien auf dem Sterbebette lag: „Das wird eine schöne Leiche

Digitized by Google

werden!" Das Gemisch von Ehrgeiz und Ironie über allen Ehrgeiz, welches ihm sein Leben lang eignete, sprach auch noch zuletzt aus diesen Worten.

Das ist nur eine ganz unvollkommene Skizze des modernen Bestattungsluxusses. Allein sie genügt. Die Hauptsache ist für uns die Frage, was denn alles dies bedeute?

Die Hinterbliebenen wollen den Verstorbenen ehren, indem sie denselben nach dem Tode in all dem Glanze irdischen Pompes erscheinen lassen, der ihm bei Lebzeiten ferne lag, und zumeist auch über seinen Stand weit hinausgreift. Der Tod macht uns alle gleich. Im altmodischen Sinne dachte man sich dieses so, daß wir alle gleich arm werden an irdischen Gütern, jetzt möchte man, daß wir alle gleich reich scheinen, wenigstens auf etliche Stunden. Und doch nicht ganz gleich. Denn die verschiedenen Klassen der Entreprise bezeichnen auch wieder Rangstufen, bei denen man möglichst über sich selbst hinausstrebt. Dies entspricht dem sozialen Grundzuge unsrer Zeit: was der Vornehmere ist, will der Geringere auch sein, was der Reichere hat, will der Aermere auch zu haben scheinen. Leider kann der Verstorbene seinen eigenen Pompe funèbre nicht mit ansehen, allein der Gedanke, wie glänzend einmal seine Leiche ausfallen werde, hat ihm doch vielleicht schon vorher die Bitterkeit des Scheidens von dieser irdischen Herrlichkeit ein wenig versüßt.

Wichtiger ist der Bestattungsluxus für die Hinter=

Digitized by Google

bliebenen; sie beurkunden in demselben die Macht und Pracht ihres Hauses vor aller Welt. Alle störende gemütliche Erregung wird dabei aufs geringste Maß zurückgedrängt, alle persönliche Fürsorge für den teuren Toten rasch hinweggenommen, die „Entreprise" besorgt alles.

Der religiöse Akt tritt bei einer solchen Prachtbestattung in den Hintergrund oder er selber wird zu einem Teil des Pompes. Wir sollen uns in Demut dem offenen Grabe nahen, und wir sind von Bildern des Glanzes umgeben; wir sollen uns in uns selbst versenken, indem wir des Toten gedenken, und der ganze Vorgang zerstreut unsern Geist wie unsre Sinne. Ein Leichengefolge erscheint sonst wie eine festgeschlossene, erweiterte Familie, und hier sehen wir ein schaulustiges Publikum das Grab umwogen.

Denken wir zum tröstlichen Gegenbild eine Weile an ein altmodisches, ländliches Begräbnis. Verwandte und Nachbarn des Verstorbenen kleiden den Toten in sein schlichtes Sterbehemd und legen ihn in den einfachen Sarg; sie halten die Leichenwache im Sterbehause; sie tragen den Sarg hinaus auf den Friedhof; sie wählen denselben „Totenweg", auf welchem man alle Leichen trägt; sie dürfen nicht rasch gehen, damit es nicht scheine, als ob man den Toten bald los werden wolle; sie machen unterwegs an denselben „Totenrasten" Halt, an welchen jeder Tote eine Weile gerastet hat; nach dem Gebet und Segen des

Digitized by Google

Pfarrers werfen sie selber die Schollen ins Grab und betten mit liebenden Händen den Verstorbenen ein.

Hier spricht alles zum Gemüt, hier schlummert in jeder unscheinbaren Handlung ein feiner Gedanke und das ganze Begräbnis ist ein Akt tiefer, religiöser Erbauung für die Ueberlebenden.

Der schönste Kirchhof ist der Friedhof eines Dorfes. Die uralte Linde in der Mitte, derselbe Baum, welcher den Marktplatz, den Schloßhof, den Kreuzgang des Domes schmückt, überschattet auch ihn, und wie die Gemeinde sich feierlich oder festlich versammelt unter der Dorflinde, so wird auch die Ruhe der Toten geweiht durch die Kirchhofslinde. Das Grab auf dem kleinen Friedhofe ist und bleibt ein persönliches, bis es versunken, bis das hölzerne Kreuz zerfallen ist.

Nach vielfach verbreiteter Sitte soll keine starre Mauer den Friedhof umgeben, sondern eine lebendige Hecke. Vielleicht liegt er am Waldessaum. Im heiligen Frieden des Waldes liebten schon unsre heidnischen Urahnen ihre Toten zu betten, und der Wald hat so oft ihre Gräber beschützt bis auf diesen Tag. In norddeutschen Gegenden bepflanzt man gern die Kirchhöfe mit Waldbäumen. Wir betreten den alten Kirchhof von Stettin und glauben in einem Walde zu sein, wenn uns nicht die Grabsteine da und dort eines andern belehrten. Ich suchte das Grab Emanuel Geibels auf dem Gottesacker an der Israelsdorfer Allee bei Lübeck. Waldbäume aller Art bedecken den=

Digitized by Google

selben, lebende Hecken umgrenzen ihn und ein herrlicher, hochwüchsiger Wald rauscht von außen herüber zu dem Grabe des Sängers, der den Wald so sehr geliebt und so schön besungen hat. Die freie Natur, die Waldnatur, gibt solchen Stätten des Friedens eine Poesie, die in den prächtigsten Gartenanlagen von Ziersträuchern und Blumenbeeten, in den schönsten Säulenhallen und stattlichsten Denkmalsreihen unsrer Camposantos nicht geboten werden kann.

Was natürlich an uns war, kehrt zur Natur zurück. Die freie Natur um die Gräber predigt diesen Satz am tiefsten.

Ein religiöses Bedenken gegen die Leichenverbrennung habe ich nicht, wohl aber ein gemütliches. Der Mensch legt selber Hand an, um die Hülle des teuren Toten, der noch wie schlummernd vor unsern Augen ruht, plötzlich und mit äußerster Gewalt im Brandofen zu zerstören. Beim Begräbnis lassen wir den Toten „im dunklen Schoß der heil'gen Erde" ruhig weiterschlafen, und die Pflanzen, welche dem Grab entsprießen, sagen uns, daß — mit Angelus Silesius zu reden — aus dem „Zerwerden" rastlos ein neues „Werden" erwächst.

Es gibt auch poesievolle Stadtkirchhöfe. Allein versetzen wir uns noch einmal auf einen großstädtischen Zentralfriedhof. Er gehört zu den hervorragenden Sehenswürdigkeiten der Stadt; im Reisehandbuche ist er mit einem Stern bezeichnet; das Reisepublikum

Digitized by Google

strömt dorthin wie zu den Museen und Theatern; in der Fülle der großen und kleinen dichtgescharten Denkmale erscheint er selber wieder wie eine Stadt der Toten. Wenn wir aus der Fremde kommen und das Grab eines geliebten Verstorbenen suchen wollen, so müssen wir uns vorher einen Kirchhofsplan kaufen oder auf der Kirchhofskanzlei die Nummer nachschlagen lassen. Wen die Großstadt einmal gefangen hält, den läßt sie nicht wieder los, selbst im Tode nicht. Einsamkeit sucht man vergebens, Besuchende und Arbeitende beleben die Gräberstraßen und am Tage der stillsten Totenerinnerung, am Allerseelentag, drängen sich teilnehmende und gleichgültige Menschen in dichten Scharen zwischen den blumen- und lichtergeschmückten Gräbern, an welchen gemietete Klageweiber den ganzen Tag beten, und an den Pforten und Mauern steht mit großen Buchstaben: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Solche Zentralfriedhöfe erinnern an unsre Zentralbahnhöfe, nur daß man dort bloß von Scheidenden Abschied nimmt und keine Wiederkehrenden begrüßt.

Dergleichen großartige Anlagen mögen eine Notwendigkeit sein. Schöner wäre es immer, wenn selbst die größte Großstadt viele und vielartige Friedhöfe besäße, die nach den Stadtvierteln verteilt wären. Der allerschönste Friedhof bleibt aber immer derjenige, welcher der Beschauung und Erbauung der Hinterbliebenen den ungestörtesten Spielraum gibt und die Poesie der Natur mit der Poesie von Tod und Leben verknüpft.

Digitized by Google

Es scheint, daß ich dem am Eingang dieses Kapitels ausgesprochenen Satze gründlich untreu geworden sei. Dort sagte ich: „Der Bestattungsluxus mag mitunter thöricht sein; dennoch betrachte man ihn pietätvoll. Man wird fast immer finden, daß er aus gutem Herzen eingeführt worden ist.“ Dies ist auch ohne Zweifel bei den prunkhaften Begräbnissen unsrer Großstädte der Fall. Man will dem Toten die „letzte Ehre“ erweisen und will die Familie geehrt zeigen. Darum begehrt man auch die kirchliche Einsegnung so häufig selbst dann, wenn der Verstorbene gar nichts von der Kirche hat wissen wollen. Die Hinterbliebenen sehen darin doch eine Ehrung nicht bloß für den Verstorbenen, sondern auch für die Familie; denn sonst würden sie die Einsegnung ja gar nicht verlangt haben. Meines Erachtens soll der Geistliche dieselbe darum auch immer vollziehen, sobald sie erbeten wird. Die Kirche drängt sich nicht auf, aber sie erschließt sich jedem, der sich ihr naht. Und übrigens spricht wenigstens der protestantische Geistliche seine Gebete und seine Rede nicht für den Verstorbenen, sondern für die Lebenden. Wann irgendwo, dann sei die Kirche an den Gräbern die versöhnende Macht des Friedens.

Alle Religion beginnt angesichts des Todes. So habe auch ich diese drei Bücher bunter Studien mit dem Tode begonnen und ende sie — an den Gräbern.

Digitized by Google

Zum Beschluß.

Persönliche Erlebnisse.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Warum ich Theologie studierte.

I.

Ich studierte Theologie, weil ich Pfarrer werden wollte, am liebsten Dorfpfarrer.

So dachte ich, als ich die Universität bezog; ich hatte mir jedoch schon früher dieses Ziel gesteckt. Mein Sinn ging nicht auf höhere Dinge, etwa auf den Beruf eines theologischen Kathedergelehrten und Schriftstellers oder eines leitenden und organisierenden kirchlichen Würdenträgers. Wir besaßen in Nassau einen evangelischen Landesbischof; ich habe aber nie geträumt, daß ich einmal Bischof werden würde.

Dagegen malte ich mir das Leben und Wirken eines Dorfpfarrers aufs allerschönste aus. Es dünkte mir ein herrlicher Beruf, unter schlichten, treuen, von der Kultur noch wenig, von der Kritik noch gar nicht berührten Menschen zu leben, sie zu belehren, zu bessern, zu erbauen, zu trösten, ihnen überall, im Amte wie außer dem Amte, als Helfer und Berater

Digitized by Google

zu erscheinen, teilnehmend in Freud und Leid; an Bildung ihnen überlegen, aber gleich vor Gott im Glauben, Lieben und Hoffen.

Im Mittelalter hatte die Stadtluft frei gemacht, die Dorfluft hörig: für mein damaliges Empfinden schnürte vielmehr die Stadtluft die Brust zusammen und schlug uns in Fesseln, während uns die Landluft erst recht frei aufatmen ließ.

Vom Bauernstande dachte ich mit dem Simplicissimus:

„Es ist doch alles unter dir;
Denn was die Erde bringt herfür,
Wovon ernähret wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand."

Und da ich nun doch einmal kein Bauer war oder werden konnte, so wollte ich wenigstens unter Bauern leben und selber mein kleines Pfarrgütchen und meinen Pfarrgarten bauen, natürlich mit Beihilfe einer Frau Pfarrerin. Schon als Knabe war ich stolz darauf gewesen, daß meine Eltern einen stattlichen Obst- und Gemüsegarten besaßen, und als sie gar noch einen kleinen Kartoffelacker mit zwei großen Apfelbäumen dazu kauften, schien mir dies ein greifbareres Zeugnis gediegenen Wohlstandes als ein ziffernreicher unsichtbarer Kapitalbesitz.

Ich hatte aus schönen alten Liedern gelernt, daß Zufriedenheit der größte Reichtum sei, und Demut und Bescheidenheit der Quell unsrer liebenswertesten Tugen-

Digitized by Google

den. Der Dorfpfarrer konnte und mußte mehr als andre demütig und bescheiden leben, wenn er glücklich leben wollte, und die Zufriedenheit kam ihm dann von selber; wenigstens konnte er sie leichter gewinnen als Tausende, die auf stolzeren Wegen nach dem Glücke jagen.

Das waren ja schon Gründe genug, kindliche Gründe zunächst, die mich bewogen, nach dem bescheidenen und doch so hohen Amte eines Dorfpfarrers zu streben.

Es kamen aber noch weitere hinzu, die man entgegengesetzte Gründe nennen kann; denn unsre Natur ist immer aus doppeltem Garne gewoben.

Mochten die vorgeschilderten Neigungen ein mütterliches Erbteil sein, so besaß ich dagegen als väterliches Erbe einen höchst lebhaften Unabhängigkeitstrieb. Herrschsüchtig bin ich nie gewesen, und wo ich überhaupt einmal etwas zu befehlen hatte, war ich gewiß ein milder Vorgesetzter. Ich wollte aber auch nicht von andern beherrscht werden; sobald mir fremde Einflüsse vordringlich nahe traten, zog ich mich scheu oder trotzig zurück.

Der Beruf eines Dorfpfarrers aber schien mir ein besonders unabhängiger, und er war es auch — vor sechzig Jahren! Der Pfarrer mußte sich vor Gott und seinem Gewissen und vor seiner Gemeinde verantworten, eine vorschreibende und gebietende Maßregelung höherer geistlicher Behörden berührte ihn kaum — wenigstens damals in Nassau.

Digitized by Google

Kein Wunder, daß mich die Aussicht lockte, ein freier Mann zu werden, — freier wie andre Beamte, fast so frei wie ein Bauer — und doch ein im kleinen Kreise bedeutsam und selbständig wirkender und geachteter Mann, ein Mann, der nur herrschen konnte, indem er die Herzen gewann, und der nur beherrscht wurde von den Geboten seines Glaubens und seiner Pflichttreue.

Volkstümliche Meinung war es endlich dazumal, daß die Pfarrer nicht allzuviel zu thun hätten, und trotz ihres knappen Gehaltes doch über einen großen Reichtum verfügten: — über ungeheuer viel freie Zeit.

Ein Müßiggänger wollte ich wahrlich nicht werden; es däuchte mir aber doch sehr schön, neben der amtlichen Arbeit noch breite Muße zu besitzen für meine künstlerischen Neigungen, die mir seit jungen Jahren ins Herz gewachsen und die doch auch eines Geistlichen nicht unwürdig waren, meiner Neigungen für poetische Lektüre, für künstlerisch gestaltetes Erzählen und Schreiben und vorab fürs Musizieren. Opern und Konzerte hätte ich zwar im Dorfe nicht gehabt; allein daran dachte ich gar nicht, weil ich schon frühe gelernt hatte, Musik nicht bloß zu hören, sondern auch im Geiste zu lesen und mir meine Musik selbst zu machen. Ich konnte in Kleinwaldhofen oder Hinterbärenbach weit ungestörter Klavier und Orgel spielen, geigen und singen als in Wien oder Leipzig, und es war in jener quartettseligen Zeit gar nichts Un-

Digitized by Google

erhörtes, daß ein Landpfarrer mit Beihilfe seines Schullehrers und benachbarter Amtsbrüder ein regelmäßiges Streichquartett zusammenbrachte.

Doch genug der äußeren Ursachen, die mich bewogen, Theologie zu studieren, weil ich Pfarrer werden wollte.

Es hätte schlimm gestanden, wenn es die einzigen Ursachen gewesen und nicht noch tiefere Beweggründe hinzugetreten wären, nämlich die eigene Vertiefung in das religiöse Leben und der begeisterte Wunsch, dasselbe auch in andern zu erwecken, zu läutern und zu festigen.

II.

Man erlebt die Religion und erlernt die Theologie. Dieser Satz schließt jedoch nicht aus, daß man auch durch die Lehre dazu kommen kann, die Religion zu erleben und durch das religiöse Erleben zum Erlernen der Theologie. Ich glaube, beides war bei mir der Fall.

Wir sind die Kinder unsrer Eltern und die Kinder unsrer Zeit. Viele Menschen entwickeln sich als Kinder ihrer Zeit trotz ihrer Eltern, andre durch ihre Eltern.

Meine bewußtere Jugend fiel in eine Periode großer, weit auswogender Doppelströmungen des öffent-

Digitized by Google

lichen Lebens. Doch das ist vielleicht immer so, weshalb man jede Epoche eine „Uebergangsepoche" nennen kann. Eigentümlich war nur bei meinem jugendlichen Lebensgange, daß mir die ausflutende Strömung einer alten Zeit beim Vater meiner Mutter, die andrängende einer neuen Zeit bei meinem Vater vor Augen trat, lange bevor ich begriff, was das alles zu bedeuten habe.

Ich will zuerst von meinem Großvater mütterlicherseits erzählen, der bis in mein zehntes Jahr, wo ich ihn durch den Tod verlor, den entschiedensten Einfluß auf mein ganzes Wesen geübt hat. Und dieser Einfluß wurde dann durch die Mutter noch gefestigt und weiterhin lebendig erhalten, ja ich erkannte später erst recht klar durch sie, was mein Großvater eigentlich gewesen und was er mir gewesen war. Und je mehr ich dies erkannte, um so schärfer trat sein Bild in Gegensatz zu dem Bilde meines Vaters.

Der Großvater, Johann Philipp Giesen, war um 1760 zu Marnheim am Donnersberg geboren. In meiner Erinnerung steht er nur als ein alter Mann, der nach viel und schwer bewegter Jugend zu einem glücklicheren Mannesalter durchgedrungen, zuletzt als herzoglich nassauischer Haushofmeister zu Biebrich in Ruhestand getreten war und in voller Geistesfrische und körperlicher Rüstigkeit seine letzten Jahre verlebte.

Er war ein eifriger Wanderer, und ich glaube, die Wanderlust, welche mir allezeit so viel Genuß und Ge-

Digitized by Google

winn brachte, vom Großvater geerbt zu haben. Auf seine täglichen Spaziergänge nahm er mich gerne mit, und wenn wir durch die Felder und Wiesen der Biebricher Gemarkung streiften, dann machte er mich auf das Leben und Weben der Natur aufmerksam und schärfte meine Beobachtung. Die Landschaft erschien ihm — selbst am „Hosenberg“ oder „an der Ochsenbach“ — als der Nachglanz des verlorenen Paradieses und als das Vorgebilde des wieder zu gewinnenden.

Der Großvater liebte es, die Bauern bei der Feldarbeit zu begrüßen, sie nach dem Stand der Früchte und dem Gedeihen ihres Tagewerks zu fragen und sie unbemerkt zu belehren, während er sich scheinbar von ihnen belehren ließ. Er war anfänglich, gleich seinem Vater, Schulmeister in Marnheim gewesen, und der Schulmeister steckte sein Lebenlang in ihm — wie in seinem Enkel.

Besonders lehrhaft trat jedoch auch mir mein Großvater nie gegenüber, am wenigsten in religiösen Dingen, von welchen ich ja noch wenig genug verstanden hätte. Und doch habe ich ihm die tiefsten Grundzüge meines religiösen Denkens und Empfindens zu danken. An guten Versen und Sprüchen war er unerschöpflich und wußte sie geschickt anzubringen, wie er auch kleine selbsterlebte Geschichten gerne erzählte, wobei er mir's selber überließ, die Nutzanwendung herauszufinden.

Er schilderte mir zum Beispiel, wie viel Kreuz

Digitized by Google

und Leiden er mit den Seinen in den bösen „neunziger Jahren" habe erdulden müssen, als der Kampf der französischen und deutschen Heere in seiner pfälzischen Heimat hin und her wogte und Mainz von beiden Seiten wechselnd belagert und erobert wurde. Sein Herr, der Fürst von Nassau-Weilburg, hatte sein linksrheinisches Gebiet mit der Residenz zu Kirchheim-Bolanden verloren, und mein Großvater sollte als einer der zuletzt noch zurückgebliebenen Hofbediensteten von Kirchheim nach Weilburg an der Lahn übersiedeln. Das war nicht leicht; denn der Weg führte mitten durch den Kriegsschauplatz. Mit größter Mühe hatte der Großvater einen Fuhrmannswagen für sich, seine Frau und zwei kleine Kinder und den Transport seiner bescheidenen Habe gemietet, mit zwei alten Gäulen bespannt, welche die Franzosen nicht mitgenommen hatten, weil sie ihnen zu schlecht gewesen waren. Weder bei Mannheim noch bei Mainz konnte das Fuhrwerk über den Rhein kommen; es mußte auf großen Umwegen und bei tagelangen Stockungen einen freien andern Uebergang zu gewinnen suchen. Inzwischen war das jüngere Kind (nachmals meine Mutter) am Scharlach erkrankt und lag fiebernd und ohne ärztliche Hilfe auf dem Wagen; das ältere, ein vierjähriger Knabe, war blind; nach etlichen Tagen erkrankte auch der Vater am „hitzigen Fieber", wie er's nannte; er konnte nicht mehr gehen und mußte sich zwischen das scharlachkranke Mädchen und den

Digitized by Google

blinden Knaben auf den Wagen legen, und nur die Mutter schritt ungebeugt mit dem Fuhrmann nebenher. In diesem jammervollen Aufzuge kamen sie zuerst durch die französischen, dann durch die deutschen Vorposten. „Es war unser Glück," pflegte mein Großvater später zu sagen, „daß wir so unglücklich waren; denn als die Franzosen unser Elend sahen, ließen sie uns ruhig weiter fahren und visitierten nicht einmal unsern Hausrat, und die Deutschen machten es ebenso."

Allein noch Schlimmeres sollte kommen, als sich die Flüchtenden auf dem rechten Rheinufer bereits gerettet glaubten. Nur noch vier Stunden von Weilburg entfernt, verschlimmerte sich der Zustand meines Großvaters so sehr, daß er nicht mehr transportfähig war und man in einem Dorfe Halt machte, damit der arme Kranke wenigstens in Ruhe sterben könne. Dort lag er in einem Bauernwirtshause mehrere Tage im heftigsten Fieber, bis er plötzlich aus seinen Delirien erwachte und erkannte, daß er sterben müsse und die Seinen hilflos und im Elend zurücklassen werde. In seiner Not flehte er inbrünstig zu Gott. Da war es ihm, als höre er eine Stimme, die ihm zurief, er werde jetzt nicht sterben und sein geliebtes krankes Kind werde auch nicht sterben, Segen und Gedeihen werde ihm wiederkehren, und ihm sei noch ein Alter von über siebzig Jahren beschieden. So geschah es auch.

Wir werden den Vorgang ganz erklärlich finden

Digitized by Google

und sagen: das wiedererwachte Bewußtsein des Fieberkranken und die Erkenntnis seiner Lage war an sich schon das Zeichen der günstigen Krisis gewesen, und aus der geheimnisvollen Stimme hatte das Wiederaufleuchten seines Gottvertrauens in ihm selber gesprochen. Aber die „Stimme", mochte sie auch nur aus seinem eigenen Innern tönen, war doch eine segensvolle Verheißung, auch wenn der Kranke nicht über siebzig Jahre alt geworden wäre; denn sie entquoll seinem Vertrauen auf Gott, der über uns wache und uns nicht versinken lasse, und festigte ihn in diesem Glauben für sein ganzes Leben. Hätte er den Todesmut und die Lebenszuversicht, welche ihm bis ans Ende eigneten, wohl ebensogut in der Reflexion über den unabläßig vorschreitenden Sieg des Wahren, Schönen und Guten gefunden? oder in dem Gedanken, daß trotz des ewig notwendigen Stoffwechsels, dem wir alle unterliegen, dennoch kein Atom eines Stoffes im Weltall verloren gehe?

Der Großvater war kein ungebildeter Mann, wenn er auch nicht wissenschaftlich geschult oder gar ein Gelehrter gewesen ist. Er war kenntnisreich — für seinen Stand, weitgereist — für seine Verhältnisse, er hatte Bücher genug gelesen, weil er wenig Bücher gründlich las, er erhob sich über den mittleren Durchschnitt der kleinbürgerlichen Bildung seiner Zeit. Er hatte im Leben wechselnd Glück und Unglück erfahren und pflegte hierüber sogar zu philosophieren, indem er

Digitized by Google

sagte: Alles, was wir „Glück" nennen, kommt uns unverdient, und alles, was wir „Unglück" heißen, haben wir mitverschuldet. Darum soll uns beides antreiben, immer besser zu werden, damit wir die Schuld im Unglücke sühnen und nicht durch Uebermut im Glücke neue Schuld auf uns laden. Für Glück und Unglück aber sollen wir gleicherweise Gott danken.

So setzte sich ihm ein frommer Glaube in werkthätige Sittlichkeit um.

Meine Großmutter, die ihres Mannes Glauben von der Schuld im Unglücke teilte, litt jedoch auch schwer darunter. Ihr ältester Sohn war seit dem zweiten Jahre blind, und die arme Frau glaubte, daß sie dieses Familienunglück nicht nur durch ihre Sünden verdient, sondern auch durch ihre Thorheit direkt mitverschuldet habe. Letzteres nicht ohne Grund. Denn sie hatte das augenleidende Kind durch einen quacksalbernden Marktschreier auf der Frankfurter Messe operieren lassen, der dem armen Kleinen vielmehr die Augen ausstach, welche noch zu retten gewesen wären. Die Großmutter war aber eine allezeit rührige Frau, die sich nicht in selbstquälerischem Brüten verlor. Sie beschloß ihre Schuld zu sühnen, soweit es möglich sei, und setzte im Verein mit ihrem Manne ihre ganze Kraft daran, den Knaben gut zu erziehen und mit vielerlei nützlichen Kenntnissen auszustatten, was dazumal schwerer war als heutzutage. Der Blinde konnte in der gewöhnlichen Schule nicht viel lernen, und

Digitized by Google

eine Blindenschule gab es nicht. Darum erteilte ihm die Mutter den Schulunterricht und später auch, nach Anleitung des Pfarrers, den Konfirmandenunterricht, und als der Vierzehnjährige die Prüfung in der Kirche mitzumachen hatte, bestand er sie von allen am besten, und der Pfarrer erklärte vor der versammelten Gemeinde, daß dieses das Verdienst der Mutter sei, die dem Knaben die Lehren des Glaubens so klar gemacht und so fest eingeprägt habe. Meine Großmutter nannte jenen Tag immer ihren höchsten Ehrentag, an dem sie in der Kirche vor der ganzen Gemeinde gelobt worden sei, und der Enkel hat lange nachher jener Geschichte ein kleines Denkmal zu setzen versucht in seiner Novelle: „Die rechte Mutter.“ Aber auch Züge aus dem Leben meines Großvaters habe ich vielfach in meine Novellen verwoben, denn sie sprachen mir zum Gemüte, wie ich in jenen Dichtungen den Lesern wiederum zum Gemüte sprechen wollte.

Ueber die dogmatische Richtung meines Großvaters kann ich keinen Bescheid geben. Im tiefsten Grunde religiös, redete er nicht viel von Religion. Der Glaube wird ihm, wie der ungeheueren Mehrheit des gläubigen Volkes die unantastbare Sitte der Väter gewesen sein. Darum war er aber doch auch ein Kind seiner Zeit. Er liebte Gellerts geistliche Lieder ganz besonders und kannte sie alle auswendig: der milde Pietismus Gellerts, berührt von einem Hauche des gläubigen Rationalismus, war populär, als mein

Digitized by Google

Großvater jung war, und so mag diese praktische, weltkluge und gefühlsgläubige Frömmigkeit auch für sein weiteres Leben maßgebend gewesen sein.

Er bekannte sich bis zu seinem Tode als „Lutheraner“ und konnte sich mit der seit 1817 in Nassau eingeführten „Evangelischen Union“ niemals recht befreunden. Er meinte, in der Union habe man zu dem lutherischen Weine sehr viel und zu dem reformierten sehr wenig Wasser gegossen und so beiderseits die gleich „starke“ Mischung erhalten. Er war jedoch viel zu verständig, dergleichen gegen mich zu äußern, und ich erfuhr es erst später durch meine Mutter.

Den sonntäglichen Kirchgang versäumte er niemals, ging aber nicht in die nahegelegene Biebricher Schloßkapelle, wo ihm die kleine Gemeinde zu vornehm und der Prediger zu glatt und höfisch war, sondern in die Pfarrkirche zu Mosbach, wo er in einer großen Gemeinde und mitten unter den patriarchalischen Gestalten der ältesten Bauern saß, und wo überdies noch ein Geistlicher von der alten Art predigte, der zwar Bibel und Gebetbuch nur noch mit zitternden Händen halten konnte und mit schwacher Stimme sprach, aber in Kraft des Wortes und Geistes.

Der Großvater nahm mich gerne mit zur Kirche, selbst als ich noch sehr klein war. Ich durfte dann neben ihm sitzen. In der Schule wurden nur die Bauernbuben zum regelmäßigen Kirchenbesuch angehalten; der Schulmeister wagte es nicht, den Kindern

feinerer Leute den freien Sonntag zu verkümmern, der Pfarrer kam bei unsrer konfessionslosen Schule wenig in Betracht, noch weniger später bei der Lateinschule und dem Gymnasium, und hätte mich der Großvater nicht mitgenommen, so würde ich vor der Konfirmation wohl überhaupt in keine Kirche gekommen sein. Meine religiöse Erziehung verdanke ich dem Hause, nicht der Schule.

Die letzten Lebensjahre des Großvaters waren Jahre des Friedens. Es würde einsam geworden sein in seinem Hause, denn seine Frau und der blinde Sohn, für welchen er vierzig Jahre lang treu gesorgt, waren vor ihm heimgegangen; allein er lebte für seine zwei Enkelkinder und wurde wieder jung mit ihnen. Er hatte auch noch andre Pflegbefohlene: — arme Leute, denen er mit Rat und That beistand. Allmählich zu Wohlhabenheit gelangt, wurde er häufig um kleine und größere Darlehen angesprochen, die er noch in altmodischer Weise auf bloße „Handschrift“ unverzinslich gab, wenn ihm der Bittende bedürftig und würdig schien. Nur vergaßen die Leute gern die Rückzahlung und mitunter waren sie von vornherein nicht einmal Würdige gewesen. Als ihm meine Mutter angesichts eines ganzen Haufens solcher „verlorener Handschriften“ vorhielt, er sei zu gut und lasse seine Güte mißbrauchen, antwortete er: „Es ist immer besser zu gut zu sein, als zu schlecht.“

Am 18. Oktober 1832 entschlief Johann Philipp

Digitized by Google

Giesen sanft nach kurzer Krankheit. Ich konnte lange nicht fassen, daß der geliebte Großvater wirklich tot sei, und glaubte, er müsse eines Tages wiederkommen. Er kam nicht wieder, aber das Bild und Beispiel seines Lebens blieb mir unverloren.

III.

Mein Vater — Friedrich Wilhelm Riehl — war ein ganz andrer Mann. Sein Geburtsjahr — das Revolutionsjahr 1789 — hatte ihm die Signatur seines Lebens gegeben. Ein unruhiger Geist, niemals zufrieden mit sich und der Welt, nach Zielen jagend, die er nicht erreichen konnte, besaß er viele Gaben, nur die eine nicht, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und doch war er ein echter Humorist, der andre durch Witz und Laune erheiterte, während er selber hätte weinen mögen, der sich tragisch in sich selbst verzehrte und auch tragisch geendet hat. Ich habe etwas geerbt von seinem Humor, aber gemildert durch das friedsam versöhnte Wesen des Großvaters.

Mein Vater war aufgewachsen in dem Gedanken, sich einem gelehrten Berufe zu widmen; er hatte das Weilburger Gymnasium mit Auszeichnung besucht. Allein die kriegerischen Zeiten waren immer schlechter geworden, die Eltern hatten für neun Kinder zu sorgen

Digitized by Google

und da wurde dem talentvollen Jüngling, der schon vom Abgange zur Universität träumte, zu Hause eröffnet, daß er ein Handwerk lernen müsse, weil die Mittel zum Studium nicht reichten. Als der Lehrer der Oberklasse die Schüler fragte, was sie nun werden wollten, antwortete der eine Jurist, der andre Mediziner, der dritte Theolog, und mein Vater antwortete: — Tapezierer. Die Mitschüler lachten über die völlig unerwartete Antwort. Der Vater erzählte noch in seinen spätesten Tagen, wie tief ihm dieses Lachen ins Herz geschnitten habe.

Er wurde Tapezierer, aber ein Tapezierer von ganz besonderer Art. Er erlernte das Handwerk in Frankfurt a. M. bei dem alten Rumpf, einem sehr angesehenen und strengen Meister, von echtem altreichsstädtischem Schrot und Korn, und da der lateinische Lehrjunge und Geselle die besondere Gunst dieses Mannes gewann, so verschaffte ihm derselbe einen Platz in einem großen Pariser Geschäfte, welches hauptsächlich für die neue Ausstattung der Schlösser Napoleons arbeitete. Von 1808—1812 war mein Vater in dieser Weise in Paris thätig; er sah die Herrlichkeit des Kaiserreichs aus nächster Nähe, er sah das berauschende Treiben der damaligen Hauptstadt des Kontinents, und manchmal konnte er auch die Person des Imperators beobachten, wie derselbe prüfend und befehlend durch die in üppiger Umgestaltung begriffenen Gemächer seiner Paläste schritt.

Digitized by Google

Aber die tiefsten Eindrücke, welche in der Seele des jungen Tapezierergesellen zurückblieben, waren nicht politische oder kriegerische, sondern künstlerische.

In freien Stunden besuchte er fleißig die Galerien und Museen, wo damals der Kunstraub aus aller Herren Ländern zur Schau stand. Wie oft erzählte er später uns Kindern von den herrlichen Gemälden und Statuen, die er da gesehen, von den Pariser Kirchen und Palästen!

Seine Lieblingskunst war jedoch die Musik, und auch für sie war Paris damals neben Wien eine Hauptstadt Europas. Mein Vater hatte schon frühe Violoncell spielen gelernt und es allmählich auf diesem Instrument zu einer Fertigkeit gebracht, die weit über den Dilettanten hinausging. Auch in Paris wurde er seinem Violoncell nicht untreu. Durch Zufall hörte ihn einmal Peter Rode, der, vor kurzem von Petersburg heimgekehrt, auf der Höhe seines Ruhmes stand, und war erstaunt über den vollen, schönen Ton, welchen der junge Tapezierer einer schlechten Baßgeige zu entlocken wußte, die er sich für wenige Franken gekauft hatte. Rode war selber der gefeierte Meister des großen Tones auf der Geige, und er meinte, der junge Mann könne es auch einmal zu einem großen Tone bringen. Er nahm sich seiner an, und mein Vater durfte ihn manchmal besuchen, wo ihm dann Rode Andeutungen gab, wie er's noch besser machen könne, und ihn, da er auch sein sonstiges

Digitized by Google

musikalisches Talent erkannte, zuletzt aufforderte, sich in gründlicher Schule ganz der Musik zu widmen. Mein Vater war glückselig bei diesem Gedanken und doch zugleich tief betrübt; denn seine äußere Lage wehrte ihm jetzt ebensosehr die Laufbahn des Musikers wie früher des Gelehrten.

Es fragt sich, ob mein Vater schmerzerfüllter war, als er das Gymnasium verließ, ohne die Universität besuchen zu dürfen, als da er endlich Paris verlassen mußte, ohne daß er hatte ins Konservatorium eintreten können.

Zur Heimat zurückgekehrt, blieb er freilich nur noch wenige Jahre dem erlernten Handwerke treu.

Nach dem Aussterben der nassau-usingischen Linie fielen die gesamten nassauischen Lande an die weilburgische; sie bildeten ein neu und sehr günstig abgerundetes Herzogtum, und Herzog Wilhelm verlegte seine Residenz von Weilburg nach Biebrich. Er war meinem Vater sehr gewogen, der schon als Knabe mit ihm, dem nur wenige Jahre jüngeren Erbprinzen, im Weilburger Schlosse hatte spielen dürfen, und nahm ihn jetzt in seinen Dienst, daß er als Schloßverwalter das Biebricher Schloß nicht nur verwalten, sondern auch umzugestalten und neu einzurichten helfen solle.

Dieses Schloß war im Anfange des 18. Jahrhunderts nur als Sommerresidenz erbaut worden; Herzog Wilhelm wollte daraus einen prächtigen Fürstensitz zu dauerndem Aufenthalte machen, dessen ganzer

Digitized by Google

innerer Schmuck neu zu schaffen war und im Stile de l'Empire durchgeführt werden sollte, der ja damals allgemein für den besonders fürstlichen galt. Mein Vater erhielt mehr und mehr die Aufgabe, bei der neuen Ausstattung mitzuwirken. Kannte er doch die Vorbilder der napoleonischen Palastherrlichkeit genauer als irgend jemand in Biebrich. Seine Erfahrung, sein Geschmack, seine Bildung und das Vertrauen des Herzogs bewirkten, daß er bald über seine engere dienstliche Stellung weit hinaus wuchs und überall nicht bloß bei der Umgestaltung des Biebricher Schlosses, sondern namentlich auch bei der originellen Innendekoration des neu erbauten Jagdschlosses auf der „Platte" zu Rate gezogen wurde. Sein unruhiger, nach Neuem dürstender Geist fand hier wohl für einige Zeit Befriedigung.

So jung ich noch war, zeigte mir mein Vater doch gerne alles, was da gemacht wurde, er nahm mich auch häufig auf seine Dienstreisen in die Nachbarstädte mit, unbekümmert, ob ich darüber die Schule versäumte; denn er meinte, in der Welt lerne man mehr, als in der Schule. So wurde meine jugendliche Phantasie mit in diesen Strudel gezogen. Welch ein Kontrast gegen die beschaulichen Feldwanderungen mit dem Großvater!

Aber auch die alte Zeit stieg vor meinem Auge auf, freilich mehr in ihrem Versinken, als in ihrem dauernden Gehalt.

Digitized by Google

Aus den verlassenen Schlössern zu Weilburg, Oranienstein, Montabaur, Hachenburg, aus der säkularisierten reichen Abtei Eberbach wurden Kunstwerke und seltsamer alter Hausrat jeglicher Art nach Biebrich gebracht, um teils verkauft, teils für die neue Einrichtung verwendet zu werden. Weitläuftige Magazine, worüber mein Vater die Aufsicht führte, waren mit tausend Dingen dieser Art erfüllt, zwischen welchen die lebensgroßen Oelbilder trierscher Kurfürsten, Eberbacher Aebte und vieler andrer fürstlicher Herren und Damen gespenstisch hervorblickten, zum Teil mit Löchern im Kopf und Rissen durch den halben Leib, gute und schlechte Bilder, aber alle noch gut genug, um als wasserdichte Packleinwand allmählich aufgebraucht zu werden. Wie oft habe ich als Knabe zwischen diesen Bildern versunkener Herrlichkeit gespielt und geträumt: — sie gaben mir den ersten Einblick in den Gang der Weltgeschichte.

Es herrschte damals — bis gegen die Mitte der dreißiger Jahre — ein äußerst angeregtes, bewegtes Leben am Biebricher Hofe. Fürsten erschienen zu längerem und kürzerem Besuche, von denen ich mich noch der stolzen Gestalt des Kaisers Nikolaus von Rußland, der reizvollen Schönheit der Großfürstin Helene, der originellen Figur des Königs Ludwig von Bayern sehr klar erinnere. Künstler kamen und gingen und arbeiteten wohl auch längere Zeit im Schlosse, Kaufleute und Handwerker aus den Nachbarstädten

Digitized by Google

wurden mit Aufträgen bedacht, und gerade für diese Gäste war der kunstsinnige, gesellige und einflußreiche Schloßverwalter eine nicht unwichtige Person.

Noch in späten Jahren sagte mir einmal eine nassauische Prinzessin, die sich dieser Zustände aus ihrer Jugend erinnerte: „Ihr Vater war nur Schloßverwalter, aber er war der gebildetste Mann am Hofe.“

In der That versäumte mein Vater in all dem Getümmel von Menschen und Arbeiten nicht, seine erlernte und erlebte Bildung weiter zu fördern. Der Schloßverwalter legte sich allmählich eine ganz artige Bibliothek guter Bücher an, in welcher ich volle Lesefreiheit hatte; er las ab und zu einen lateinischen Autor im Urtext; die französische Litteratur verfolgte er mit Vorliebe. Er kaufte alte Bilder, die damals noch billig zu haben waren, so daß in unsern Zimmern ein vorzüglicher Johann Heinrich Roos neben rembrandtisierenden Köpfen von Kupetzky prangte und seltenen Guachegemälden von Van der Ulft.

Vor allem aber pflegte er die Musik. Das Riehlsche Hausquartett war weithin bekannt. Es bestand damals eine Hofkapelle von ausgezeichneten Instrumentalisten in Biebrich. Da sich aber der Herzog sehr wenig um Musik kümmerte, so hätten seine Hofmusiker fast gar nichts zu thun gehabt, wenn sie nicht drei- bis viermal wöchentlich beim Schloßverwalter Streichquartett wie auch Kammermusik mit Blasinstrumenten gespielt hätten, und unter diesen tüchtigen

Digitized by Google

Künstlern war mein Vater bei seinem Violoncell nicht der schlechteste. Er ließ sich die Musik viel Geld kosten, brachte eine Sammlung wertvoller Geigen und reicher Musiklitteratur zusammen, und man nannte ihn sogar einen Musiknarren.

Es war für mich ein seltsamer Kontrast, wenn mir der Großvater morgens an seinem alten kleinen Stiftenklavier Liedchen von Schulz und Hiller, die ich wohl verstand, mit tonloser Stimme vorgesungen hatte, und wenn ich dann abends ein volltöniges Beethovensches Quartett vorzüglich vorgetragen hörte, welches ich noch nicht verstand. Jedenfalls aber hörte ich fast immer in kindlich schlichten Sätzchen wie in großartigen und glänzenden Werken nur reine und edle Musik.

Man sollte meinen, der Vater hätte nun das erreichbare Lebensglück erreicht gehabt, zumal er eine treffliche, geliebte Frau gewonnen, zwei frisch aufblühende Kinder um sich sah, und auch zu günstigem Besitzstande aufgestiegen war. Allein befriedet war er nach seiner ungestümen, trotzigen, stets nach Neuem jagenden Natur doch nicht.

Es traten äußere Verhältnisse hinzu, die zur Katastrophe führten. Der alte Hofmarschall, meines Vaters unmittelbarer Vorgesetzter, war ein Kavalier gewesen, der seinen Repräsentationspflichten nachging und sich um den andern Teil seiner Aufgabe, den hauswirtschaftlichen, zuletzt wenig mehr bekümmert

Digitized by Google

hatte. Er überließ dieselbe mehrenteils dem Schloßverwalter, zumal er wußte, daß dieser für seine Pläne fast immer die Billigung des Herzogs fand. So wurde mein Vater gewöhnt, sehr frei zu schalten.

Nun starb aber der alte Hofmarschall und es kam ein neuer, der meinen Vater kaum kannte und gar nicht in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, vielmehr alle Einrichtungen des Hofhaltes selber leiten und bis ins kleinste nach eigenem Ermessen durchführen wollte. Es kam zu fortwährenden Konflikten zwischen ihm und seinem Untergebenen, der sich plötzlich in eine ganz ungewohnte Stellung herabgedrückt sah. Der Zustand war auf die Dauer unhaltbar, allein die Gewogenheit des Herzogs gegen seinen Jugendgespielen und treuen, trotz allen Eigensinnes und aller Eigenmächtigkeit doch sehr nützlichen und in seiner Art unersetzlichen Diener hielt lange Zeit stand. Mein Vater war nicht zu beseitigen.

Ein schwerer Unglücksfall sollte entscheiden. Mein Vater besaß eine große Körperkraft und Gewandtheit. Im Reiten, Klettern und Schwimmen hatte er die tollkühnsten Wagestücke ausgeführt. Er war dabei nicht immer mit heiler Haut davongekommen, denn in jüngeren Jahren hatte er das eine Mal ein Bein, das andre Mal einen Arm, das dritte Mal die Nase gebrochen, aber er war doch immer davongekommen. In der ganzen Umgegend galt er zuletzt noch für den kühnsten Schwimmer. Nun war er einmal bei schwerem

Digitized by Google

Eisgang in Mainz gewesen und fand, als er heimkehren wollte, die Brücke abgebrochen und die Ueberfahrt eingestellt. Trotzdem gewann er, der keine Gefahr kannte, einen Schiffer, welcher ihn gegen hohen Lohn den Rhein quer hinab nach Biebrich fahren wollte. Als aber der Nachen in die Mitte der Strömung gekommen war, warfen ihn die Eisschollen um; der Schiffer ertrank; mein Vater jedoch arbeitete sich durch Eis und Strom hindurch und wurde zuletzt, dem Tode nahe, bei der Kurfürstenmühle ans Land gezogen. Doch der Gerettete schien nur halb gerettet. Es stellte sich bald eine schwere Entzündungskrankheit ein, die an seinem Aufkommen verzweifeln ließ, und ganz gesund ist er niemals wieder geworden. Ein siecher Körper, heftige nervöse Leiden blieben zurück; dabei verfolgte ihn das Gespenst des ertrunkenen Schiffers, dessen Tod er auf dem Gewissen zu haben glaubte, da er den Widerstrebenden zu der unsinnigen Fahrt beredet hatte. Er war auf die Dauer nicht mehr fähig, sein arbeitsvolles und aufregendes Amt weiterzuführen, und wurde an einen stillen Ruheposten versetzt als Schloßverwalter des verwaisten Stammschlosses Weilburg.

Der Herzog, immer in Gnaden gewogen, suchte die notgedrungene Maßregel durch materielle Vorteile zu versüßen, allein mein Vater faßte sie doch als die bitterste Kränkung. Es war ein trauriges Leben, welches er noch dritthalb Jahre in Weilburg führte,

Digitized by Google

weil der Nerv des gewohnten Schaffens und Wirkens seinem unruhigen Geiste abgeschnitten war, und er zählte erst sechsundvierzig Jahre. Es war rührend zu sehen, wie er immer noch etwas thun wollte, wo er eigentlich nichts mehr zu thun hatte. Er brachte Verbesserungen und Verschönerungen im Schlosse an, für die ihm keine „etatsmäßigen Mittel" bewilligt waren, bezahlte sie mitunter aus dem eigenen Beutel und mußte sich hintendrein noch den Vorwurf der Eigenmächtigkeit gefallen lassen. Der Trost des Hausquartettes fehlte ihm nicht ganz. Er zog sich drei feste Militärmusiker zu demselben heran; allein sie boten doch nur einen bescheidenen Ersatz für die so fein zusammengespielten Biebricher Künstler.

Leider war mein Vater selbst auch nur noch ein Schatten seines früheren Wesens. Der lebensprühende joviale Mann wurde tiefsinnig, bald reizbar, jäh aufbrausend, bald stumpf und gleichgültig. Das Nervenleiden steigerte sich und brachte immer rascher wiederkehrende unerträgliche Schmerzen.

Ueberwältigt von der Wucht eines solchen Anfalls öffnete sich der unglückliche Mann die Pulsadern an Händen und Füßen und starb nach drei Tagen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, am 9. Januar 1839.

Digitized by Google

IV.

Ich stehe hier an einem Wendepunkte meines Lebens, an dem Wendepunkte, wo ich mich entschloß, Geistlicher zu werden.

Bevor ich dies erzähle, will ich von den Einflüssen reden, die der Vater auf mein innerstes Wesen übte, und will sie den Einflüssen des Großvaters entgegen halten.

Mein Vater war ein eifriger Freimaurer. Die Loge war seine Kirche. In die andre Kirche ging er selten. Doch stand er derselben nicht gleichgültig oder widersprechend gegenüber; er glaubte vielleicht gerade darum ein guter Protestant zu sein, weil er Maurer war. Die meisten Gebildeten in den Städten meiner mittelrheinischen Heimat zählten damals zur Logenbrüderschaft, und da in der evangelischen Kirche die rationalistische Strömung weitaus vorherrschte, so war zuletzt auch kein großer Unterschied zwischen den Lehren von Gott, Tugend, Unsterblichkeit und allgemeiner Menschenliebe, die man hier von den Kanzeln, dort in der Loge predigte.

Begeistert für religiöse Duldung wollte mein Vater, daß man jeden in seinem Glauben ehre und gewähren lasse; er hat mir öfters die Erzählung von den drei Ringen in Lessings Nathan vorgelesen, schon zu einer Zeit, da ich sie noch ebensowenig verstand wie viele Bibelsprüche. Leichtfertiges Aburteilen oder

Digitized by Google

gar Spott über religiöse Dinge verdammte er und war auch in Paris kein verneinender Freigeist geworden, obgleich er Voltaire gerne las. Er liebte besonders dessen Zadig, Memnon, den Ingenu und ähnliche Novellen wegen der realistischen Lebensweisheit, die sich dort ausspricht, und meinte, in guten Tagen dürfe man leben wie ein Epikuräer, wenn man nur die Kraft behalte, in schlimmen Tagen das Unglück zu ertragen mit dem Stolz und Trotz eines Stoikers und dem Tode entgegen zu gehen wie ein Zeno.

Ich zeichne das Bild meines Vaters: es ist zugleich ein Zeitbild.

In seiner Bibliothek entdeckte ich mehrere Bände Freimaurerlieder und machte mich mit begreiflicher Neugierde darüber. Ich fand mich aber sehr enttäuscht und behielt kein einziges im Gedächtnis; unsre alten evangelischen Gesangbuchslieder in ihrer urwüchsig volkstümlichen Kraft gefielen mir weit besser; von ihnen lernte ich sehr viele auswendig und habe sie in meinem Leben nicht wieder vergessen.

Als ich Gymnasiast war, mochte mein Vater etwas von meiner allmählich aufkeimenden Neigung für den geistlichen Beruf gemerkt haben. Er mahnte mich sehr entschieden davon ab, indem er mir in seiner derben Weise — die aber nicht so schlimm gemeint war — sagte: „Wenn ich wüßte, daß du ein Pfarrer werden wolltest, dann würde ich dich mit beiden Ohren

Digitized by Google

an den Thürpfosten nageln.“ Die Gründe für dieses summarische Verfahren hat er mir freilich nicht angegeben.

Der tiefe Gegensatz zwischen meinem Vater und Großvater sprach sich bei beiden selten im Wortstreite aus, nur durfte die Rede nicht auf Napoleon kommen: — dann platzten die Geister aufeinander. Dem Großvater war Napoleon der böse Dämon, der blutdürstige Tyrann, die Gottesgeißel, von Gott in die Welt gesandt, um die Völker für ihre Sünden zu züchtigen. Der Vater bewunderte in ihm den tragischen Helden, den unvergleichlichen Genius, der Großes gewollt habe und Größeres gekonnt wie alle andern Fürsten seiner Zeit, der aber, weil er alle so weit überragt, in der Maßlosigkeit seiner Pläne sich selber untreu geworden und durch sich selbst zu Grunde gegangen sei. Und darum sei der Konsul Bonaparte doch größer gewesen als der Kaiser Napoleon.

Im letzten Grunde aber stritten sich die beiden Männer hierbei weniger über Napoleon als über die Revolution. Die französische Revolution hielt der Großvater für einen Bruch von Treue und Recht, von Glaube und Sitte, für die Empörung eines ganzen Volkes wider Gottes Gebote, und Napoleon war der Sohn und Erbe dieser Revolution gewesen. Der Vater dagegen sah in der Revolution trotz ihrer Greuel einen Akt der Selbstbefreiung der Völker und zugleich der sühnenden Gerechtigkeit, welcher den

Digitized by Google

Durchbruch zu einer besseren Zeit verkünde, und Napoleon dünkte ihm groß insoweit und solange er den idealen Zielen der Revolution treu geblieben war.

Der weltbürgerliche Geist der Revolutionszeit verblieb meinem Vater auch in späteren Lebensjahren. Er war nicht undeutsch, aber der Großvater war deutsch.

Der Sinn meines Vaters ging gern ins Große und Weite. Er rühmte es, daß der kleine nassauische Hof von Weilburg nach Biebrich übergesiedelt war aus dem engen, abgelegenen Lahnthal an den weltoffenen Rhein, wo der Herzog nun doch als ein souveräner Herr gleich andern Souveränen residiere und Prunk und Repräsentation entfalte und fürstliche Gastfreundschaft. Der Großvater schüttelte den Kopf dazu. Er meinte, der patriarchalisch schlichte Hof in dem stillen Weilburg sei doch besser gewesen. Da sei zwar kein Kaiser von Rußland und keine Könige zum Besuch gekommen, aber der Fürst habe sich beschränkt in den Grenzen seiner Macht und wie ein Vater und Freund mit seinem Volke verkehrt. Prophetisch fügte er hinzu: das alte Weilburger Felsenschloß sei doch fester gebaut und habe länger bestanden als das modische Lustschloß auf dem Biebricher Rheinsand bestehen werde.

In seinem trutzigen Unabhängigkeitssinn war mein Vater nichts weniger als höfisch; dennoch hielt er den Stand eines Hofbediensteten hoch gegenüber

Digitized by Google

der damals so mächtig aufsteigenden Bureaukratie. Man kann eine Bewegung heute kaum mehr nachempfinden, die in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts durch die Kreise der alten Hofdienerschaft und wohl an allen Höfen ging.

Vor der Revolution hatte der Hofdienst, selbst der niederen Stufen, in weit größerem Ansehen gestanden als damals. Ein Kammerdiener, welcher täglich „das Ohr des Herren“ besaß, dünkte sich vornehmer als ein Amtmann draußen auf dem Lande; er hatte in der That mehr Einfluß und bezog auch wohl ein höheres Gehalt. Dies war anders geworden. Die Hofhaltungen wurden vereinfacht, der Dienerluxus nahm ab, und mit der schärferen Scheidung von Hof- und Staatsdienst, mit der wachsenden Selbständigkeit des politischen Lebens stieg das Ansehen der Staatsbeamten. Eine grollende Eifersucht erfaßte die großen und kleinen Hofleute, welche sich herabgedrückt sahen. Von dieser Eifersucht war auch mein Vater nicht frei, und obgleich er lebhaft wünschte, daß ich studieren möge, wollte er doch nicht, daß ich dereinst ein Staatsbeamter werde. Da er mich nun noch weniger als Pfarrer zu sehen wünschte, so blieb nichts andres übrig als — der Arzt.

In der That suchte er mich für diesen Beruf zu begeistern. Ich gab mir auch redliche Mühe, auf seinen Plan einzugehen, allein es gelang mir nicht recht.

In des Vaters schweren letzten Lebensjahren war

Digitized by Google

jedoch von dergleichen kaum mehr die Rede. Unser Haus war freudlos geworden, unser Vermögen zerrüttet; es fragte sich zuletzt, ob noch so viel übrig bleibe, daß ich überhaupt studieren könne. Da sagte mir mein Vater mit bewegter Stimme — es war drei Tage vor seinem Tode, es war das letzte klare Wort, welches ich von ihm hörte: „Es freut mich, daß du so gute Fortschritte auf dem Gymnasium machst, allein gleich mir wird es dir nichts nützen: du wirst nicht studieren, du wirst ein Schuster werden."

Ich will den Schrecken, die Verwirrung und Trauer nicht schildern, welche uns und namentlich meine gute Mutter bei des Vaters jähem Tod erfaßte. Und doch war dieser Tod nicht bloß für ihn, sondern für uns eine Erlösung gewesen, und die Mutter nannte es eine Gnade Gottes, daß ihr Vater die letzten Jahre meines Vaters nicht mehr erlebt habe. Die beiden Männer hatten sich stets geliebt und geachtet, und als mein Großvater von hinnen gegangen war, wußte er nach menschlichem Ermessen das Glück seiner Tochter und seiner Enkel in der Hand eines tüchtigen Gatten und Vaters gesichert. Es war anders gekommen.

Meine Mutter war eine stille, bescheidene, gottergebene, aber tapfere Frau, die den weiblichen Mut des Duldens, Ertragens und pflichttreuen Zugreifens in hohem Maße besaß. Dies bewies sie jetzt in der Not. Es gelang ihr mit Freundeshilfe, die ver-

Digitized by Google

worrenen Vermögensverhältnisse zu ordnen, und es blieb uns so viel übrig, daß sie ihr mäßiges Auskommen fand und mir eröffnete, daß ich bei Fleiß und Sparsamkeit meine Studien fortführen könne. Zwei Klassen des Gymnasiums lagen noch vor mir; ich hatte also noch Frist zu überlegen, welches Studium ich nachher ergreifen wolle. Doch mein Entschluß war bald gefaßt: — ich wollte Theologie studieren.

Unter den niederschlagenden und erschütternden Eindrücken der letzten Jahre war mir das Bild des Großvaters wie eine Lichtgestalt immer stärker vor die Seele getreten; ich glaubte zu wissen, daß er meinen Entschluß billige, wie meine Mutter ihn freudig gebilligt hatte. Der vordem so mächtige Einfluß des Vaters trat zurück.und ist mir doch nicht fürs weitere Leben verloren gegangen. Ohne den Vater und das Biebricher Jugendleben würde ich weder ein Novellist noch ein Kulturhistoriker geworden sein. Jetzt aber hatte ich den Ernst und die Stürme des Lebens in meinem jugendlichen Geiste kennen gelernt und suchte eine Stütze in jener Zuversicht, die uns doch nur die erlebte Religion gibt. Warum sollte ich nicht ein Verkünder dieser Religion werden, ein Bote des Friedens und der Selbstversöhnung?

Ehrgeizige Pläne hatten mein kindliches Gemüt vorher oft heftig bewegt. Jetzt schwur ich solchen Ehrgeiz ab; denn ich erkannte mit Schrecken, wie unglücklich mein reich begabter Vater geworden war,

Digitized by Google

weil er sich nie mit dem hatte begnügen können, „was ihm Gott beschieden", ich sehnte mich nach der unbekannten Glückseligkeit, die darin liegt, daß wir uns in Maß und Schranke tüchtig wissen und im Kleinen groß zu sein trachten. So habe ich denn auch in meinem späteren Leben dem Glücke viel zu danken gehabt, meinem Ehrgeiz außerordentlich wenig.

In jenen schweren Tagen war es, wo mich die Träume von der Idylle des Pfarrhauses, die ich im Eingang schilderte, ganz besonders erfüllten, wo ich mir das Leben und Wirken des Dorfpfarrers so wunderschön ausmalte, des Mannes, der da hilft und bessert, lehrt und tröstet, erbaut und über die Schrecken des Todes erhebt, der, den andern die göttliche Harmonie der Welt predigend, diese Harmonie auch in sich selber zu erringen weiß.

Solche Gedanken waren es, die mich zur Universität begleiteten, und ich möchte sie jedem jungen Theologen zur Mitgabe wünschen, — obgleich ich zuletzt doch kein Pfarrer geworden bin.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Warum ich kein Geistlicher wurde.

I.

Ich kam als ein unbefangener, für die Wissenschaft begeisterter Student zur Universität, die mir als ein Tempel geheimnisvoller Weisheit erschien, welche sich nun meinem Auge entschleiern sollte. Die Hohenpriester dieses Tempels waren die Professoren, zu denen ich mit Verehrung aufblicken zu müssen glaubte. Hatte ich doch bis dahin in meinem Leben noch keinen Universitätsprofessor gesehen. Die schlechtesten Studenten sind die übergescheiten, blasierten, die von vornherein alles besser wissen wie ihre Lehrer, sie sind noch um etwas schlechter als die ganz Dummen. Ich bin niemals ein blasierter Student gewesen; ich wußte, daß ich nichts wußte, und hatte die Absicht, etwas zu lernen.

Ich pries mich glücklich, daß ich nun doch endlich Theologie studieren durfte; ich dachte gar nicht mehr daran, daß ich jemals etwas andres hatte werden wollen als ein tüchtiger Theolog und Pfarrer.

Digitized by Google

Ueber dem ersten akademischen Semester ruht ein eigener Zauber. Wir sind vollauf empfänglich für das Neue, die ersten Eindrücke wirken überall aufs stärkste, und so war es auch bei mir. Die Form des Unterrichts war so ungewohnt, die ganze Umgebung fremdartig und ich selber fühlte mich als einen neuen Menschen. Bei Tausenden ist dieser Anfang entscheidend fürs ganze Leben. Wir mögen später bei berühmteren Lehrern bedeutendere Kollegien hören, wir mögen Tieferes bei ihnen lernen: — der erste Einblick in die Wissenschaft und die erste Selbstzucht des Lernens gehört doch dem ersten Semester und beide wirken maßgebend für all unser weiteres Studium.

Ich schildere darum meine ersten Semester auf der Universität Marburg (in den Jahren 1841 und 1842) etwas ausführlicher.

Am Anfang der Bibel steht das erste Buch Mosis, und so begann ich auch meine exegetischen Bibelstudien mit den Vorlesungen Hupfelds über dieses Buch und fügte dazu noch dessen „Fundamentale der hebräischen Sprache", um meine etwas schwachen hebräischen Kenntnisse zu festigen. Der gelehrte Orientalist stellte große, vielleicht zu große Anforderungen an die sprachliche Vorbildung seiner Zuhörer, zumal er sich gern auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung bewegte, und ich mußte mich weidlich plagen, um mitzukommen. Doch habe ich viel bei ihm gelernt, oder

Digitized by Google

richtiger so viel, daß ich etwas mehr als nichts von den wundersamen Sprachen der Semiten weiß. Der tiefere Einblick in die geheimnisvollen Ursagen von Welt und Menschheit ergriff mich mächtig, und die Kritik über ihre Entstehung und Zusammensetzung hinderte mich nicht, ihren ewigen religiösen Gehalt erst recht zu erkennen.

Minder günstig traf ich's beim Neuen Testament. Ich hätte auch hier so gerne mit dem Anfang begonnen, mit den Evangelien. Allein Professor Kling las in meinem ersten Semester über die Korintherbriefe, und der Student hört an einer kleinen Universität nicht immer, was er hören will, sondern was er hören kann.

Doch war auch das erste Kapitel des ersten Korintherbriefes trefflich geeignet zur Einführung in die Theologie. Denn Paulus verweist den theologisierenden Männern von Korinth, daß sie Spaltungen unter sich haben entstehen lassen, und der eine spreche: ich bin paulisch, der andre: ich bin apollisch, der dritte: ich bin kephisch, der vierte: ich bin christisch. „Wie? ist Christus nun zertrennt unter euch?" Die Theologie ist eine Wissenschaft, folglich werden sich die Theologen immer streiten gleich allen andern Gelehrten; aber weil sie berufen sind — ich bleibe im Texte jenes Kapitels — Christum zu predigen, so sollen sie sich auch immer in der Gemeinschaft Christi einig fühlen und brüderlicher streiten als die andern.

Digitized by Google

Ich glaubte damals noch, das sei auch wirklich so und müsse so sein. Das Studium der Kirchengeschichte aber lehrte mich das Gegenteil, und ich glaube, es gibt auch heute noch Streittheologen, die sich Pauli Worte besser zu Herzen nehmen dürften und sich dabei auch in Demut der weiteren Worte des Textes erinnern sollten, daß Gott erwählt habe, was thöricht ist vor der Welt, auf daß er die Weisen zu Schanden mache.

Uebrigens waren Klings neutestamentliche Vorlesungen friedliche und weihevolle Stunden, an welche ich mit Freuden zurückdenke. Er hielt dieselben in einem kleinen Gartensaal seines Hauses — ein Kollegiengebäude gab es damals in Marburg noch nicht —; durch die großen Fenster öffnete sich uns der Blick in den Garten und darüber hinaus in die freie Landschaft; wir sahen, vom Pult aufblickend, die nahen Apfelbäume blühen und Früchte ansetzen; wir sahen die Aepfel reifen: das war ein natürlicher Kalender, an welchem wir den Fortgang des Semesters erkannten, und wann die ersten Aepfel gebrochen wurden, standen die Ferien vor der Thür.

Kling erklärte uns das Neue Testament in pietätvoll feinsinniger Weise, er zerfaserte die Worte des Textes nicht, daß der Geist darüber verloren ging. Eine würdige Erscheinung, mit greisem Haar und milden Zügen, sprach er mit einem Anflug gemütlich schwäbischen Dialekts und verstand es gar wohl, unsre

Digitized by Google

Herzen für das Evangelium der Liebe zu gewinnen.

Man sieht, ich wurde durch den Beginn meiner theologischen Studien keineswegs von der Theologie abgeschreckt.

Historische Kollegien wurden vor fünfzig Jahren noch entfernt nicht so zahlreich und vielgestaltig an den deutschen Universitäten gelesen wie heutzutage; Litteratur- und Kunstgeschichte standen selten in den Lektionskatalogen, Kulturgeschichte vollends gar nicht. Wer das Geistesleben der Völker in seinem historischen Prozesse wollte kennen lernen, der mußte Geschichte der Philosophie oder Kirchengeschichte neben der politischen hören. Ich hörte beides und kam dadurch auf die kulturgeschichtliche Fährte, ja, ich kann geradezu sagen: durch die Kirchengeschichte bin ich Kulturhistoriker geworden.

Ich begann meine kirchengeschichtlichen Studien bei Professor Rettberg, einem höchst anregenden Lehrer. Er gab uns nicht etwa bloß eine Geschichte des Erwachsens und der äußern Gestaltung der Kirche in ihrem Gegensatz zu den staatlichen und andern Mächten, sondern zugleich ein Bild des fortschreitenden religiösen Geistes der Völker. Die Kirchengeschichte gewinnt erst wahres Leben als Religionsgeschichte. Das Christentum bildet heute und bildete seit so vielen Jahrhunderten den bewegenden Mittelpunkt der europäischen Kultur. Merkwürdigerweise pflegen die Theo-

Digitized by Google

logen — meines Wissens — niemals eine „Geschichte des Christentums" zu lesen, sie kündigen immer nur „Kirchengeschichte" an.

Die Geschichte des Christentums greift so tief in die Geschichte der Wissenschaften und Künste, des staatlichen und sozialen Lebens. Etwas Aehnliches hat die antike Welt nicht gekannt; die hohe Kultur der Griechen und Römer stand nicht entfernt in gleich innigem Verband mit ihrer Religionsgeschichte wie die Kultur der christlichen Zeit. Christi Lehre ist ebensogut der Urgrund unsrer Volksreligion wie der Religion der Gebildetsten, und eine moderne, scheinbar religionslose Humanität schlägt ihre Wurzeln dennoch zuletzt in den Boden der christlichen Liebe, die schon in dunkeln Jahrhunderten alle Menschen als Brüder, als gleiche Kinder Gottes, als gleich erlösungsbedürftig und der gleichen Erlösung teilhaftig zuerst ahnen, dann erkennen lehrte.

So ward mir die Kirchengeschichte zur Religionsgeschichte und diese zur Kulturgeschichte. Da sich aber in der fortschreitenden Gesittung der Völker, welche selbstbewußt sich selber zu ergründen sucht, der Geist der Menschheit darstellt, so muß und wird sich die Kulturgeschichte zuletzt auch zur wahren Philosophie der Geschichte erweitern und vertiefen. Denn Philosophie ist die Erkenntnis des Wesens des Geistes aus den Werken des Geistes, gleichviel ob diese Werke dem Denken, Fühlen und Wollen des Einzelnen oder der Völker entsprangen. Mit diesen Gedanken hatte ich

Digitized by Google

das Hauptproblem meines späteren Lebens gefunden. Aber ich war dadurch von dem Dorfpfarrer schon ein wenig abgekommen.

Ein Buch regte mich mächtig an, welches mir gleich im ersten Semester in die Hände kam, und das ich dauernd lieb gewann: — Karl Hases Kirchengeschichte. Der freie, weite Blick des Verfassers wußte ja das kirchliche Leben der Jahrhunderte so überraschend in seinem Zusammenhang mit der ganzen Gesittung zu erspähen, und der Mann verstand es zugleich so gut, mit klarer, geistvoller Feder den Gang der Ereignisse zu gliedern und zu künstlerisch gerundeten Gruppen zu verbinden. Ich freute mich herzlich darüber, daß ein Theolog so fesselnd zu schreiben verstehe. Hases Stil erschien mir als ein Muster, welches später nicht ohne Einfluß auf meine eigene Schreibweise blieb.

Ich bin in Marburg, wie nachmals in Tübingen und Gießen, sehr unbefangen in die Hörsäle meiner Lehrer getreten. Ich fragte nicht nach ihrem theologischen Parteistandpunkte, wußte auch vorher kaum davon und habe bei strenggläubigen, bei philosophisch spekulativen und bei rationalistischen Theologen gehört, zufrieden, wenn sie meinem Wissensdrang in einigermaßen genießbarer Form Genüge boten. Letzteres war damals freilich noch etwas seltener wie heutzutage. Nur ein Gießener Rationalist des echten alten Schlages schreckte mich ab und reizte meinen Wider-

Digitized by Google

spruch durch seinen unhistorischen Sinn und seine poesielose Nüchternheit.

Auf Universitäten kommt es aber nicht bloß darauf an, welche Kollegien man hört, sondern auch mit welchen studentischen Freunden man umgeht.

Auch hier war ich vom Glücke begünstigt. Das Corpsleben lag mir als Theologen selbstverständlich fern. Allein es hatte sich ein Kreis gleichstrebender Freunde zusammengefunden und zu geistigem Austausch und heiter anregender Geselligkeit verbündet, und diesem Freundeskreise verdanke ich viele der schönsten Stunden meines anderthalbjährigen Marburger Aufenthalts. Es war eine gute Gesellschaft, tüchtige, fleißige Leute, deren Mehrzahl bereits in höhern Semestern stand und weit mehr gelernt und von der Welt gesehen hatte als ich selber. Reine Brot- und Notstudenten, die lediglich aufs Examen büffeln, ohne sich irgend weiter in der Wissenschaft umzusehen, waren nicht darunter. Die meisten waren Philologen, etliche Theologen, einer Nationalökonom, ein andrer studierte sogar Astronomie. Sie stammten aus verschiedenen deutschen Ländern, aus Hessen, Schlesien und Baden, aus den freien Städten Frankfurt, Hamburg und Bremen, nur von meinen nassauischen Landsleuten war keiner dabei. Ich hatte damals noch so wenig von Deutschland gesehen, daß es mir sehr nützlich war, Nord und Süd wenigstens im Freundeskreise beobachten zu können. Das landsmännische Zu-

Digitized by Google

sammenhalten auf Universitäten ist ja sehr schön, in seiner Einseitigkeit aber hat es den Nachteil, daß der Jüngling keinen weiteren, zunächst nationalen Horizont gewinnt, und auf der deutschen Hochschule sollen wir nicht bloß die Wissenschaft, wir sollen auch ein Stück Welt kennen lernen.

Für meine theologischen Studien waren die Anregungen des Freundeskreises nicht sonderlich bedeutend, um so mehr für meine philosophischen. Wir erkannten ein gemeinsames Band der verschiedenen Wissenschaften, welchen wir uns widmeten, in der Philosophie. Dies entsprach dem Geiste der Zeit, der ausklingenden philosophischen Epoche, in welcher die Philosophie seit länger als hundert Jahren die Zentralwissenschaft gewesen war.

Die meisten meiner Freunde schwärmten für Hegel, in welchem sie den größten deutschen Denker der neueren Zeit verehrten. Auch mich lockte die Sphinx der Hegelschen Philosophie. Ich hörte Kollegien bei dem Hegelianer Bayrhoffer, aber auch bei dem Schellingianer Sengler, dann später bei Zeller und Vischer in Tübingen, zuletzt bei Moriz Carriere in Gießen, dem ich viel verdanke und der mein treuer Freund wurde. Zu meiner Studentenzeit erschien und lockte uns Carriere freilich noch als der jugendliche Stürmer und Dränger; den versöhnenden Geist und den sittlichen Adel seiner gereifteren Lehre konnte ich erst später erkennen; zunächst verband uns die gemein=

Digitized by Google

same künstlerische Begeisterung. Vischers kunstphilosophische Vorlesungen packten mich gewaltig, nicht durch die abstrakten Paragraphen, die er diktierend voranschickte, sondern durch die prächtigen, aus dem Leben gegriffenen Analysen des Natur- und Kunstschönen, die er hinterdrein in freiem Redefluß zu farbengesättigten Bildern zu gestalten wußte.

Doch ich kehre nach Marburg zurück. Ich vertiefte mich dort schon in Hegels Schriften und dachte, da das Wenige, was ich verstand, so vortrefflich war, so müsse das Viele, was ich nicht verstand, noch weit vortrefflicher sein. Ein Hegelianer bin ich trotzdem nicht geworden. Ich war viel zu realistisch angelegt, um mich überhaupt in einem philosophischen System verfangen zu können; aber die eifrige Beschäftigung mit der Philosophie schärfte mein Denken, erweiterte meinen Blick und führte mich doch immer wieder zur Geschichte zurück und zur Beobachtung der Lebensthatsachen in und außer mir. Und so war dies zuletzt meine Philosophie, daß mir Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit als ein großer geistiger Kosmos erschien, dessen Ursache und Ursprung wir nicht ergründen, dessen letzte Ziele wir nicht begreifen können, obgleich wir nach denselben ewig fragen und forschen werden. Diese Philosophie aber drängte mich dann doch wieder zur Religion als dem Glauben an das Walten des Geistes Gottes in den unergründlichen Rätseln der Menschheit. Meine Freunde lächelten

Digitized by Google

manchmal darüber, daß ich keinen Widerspruch zwischen dem philosophischen Denken und meinem vom Großvater ererbten kirchlichen Glauben zugestehen wollte, daß ich wie ein Professor kritisierte und systematisierte, um schließlich wie ein Bauer zu glauben. Denn mehrere von ihnen neigten stark auf die junghegelsche Seite und meinten, in unsern Tagen werde die Theologie von der Philosophie verschlungen und nach Bruno Bauer sei es die Aufgabe des wissenschaftlichen Theologen, die Theologie zu zerstören. Dieses Extrem führte mich erst recht zu mir selbst zurück. Es waren heiße und doch schöne Tage innerer Kämpfe, deren ich mit Freuden gedenke.

Ich muß aber auch noch etwas von meinem äußern Leben auf der Universität — und nicht bloß in Marburg — erzählen.

Ich war ein armer Student und doch zugleich ein sehr stolzer Student. Mein ganzer Wechsel belief sich auf etwa 300 Gulden jährlich. Nun hätte ich durch Bewerbung um ein Stipendium, Freitisch und Freikolleg meine Lage wesentlich verbessern können. Allein ich besaß zu viel von dem Riehlschen Stolz und Trotz, den ich von meinem Vater geerbt hatte: ich wollte durchaus auf eigenen Beinen stehen. Darum schränkte ich mich aufs äußerste ein, sparte gar manchmal das Mittagessen, um mich mit einem Stück Brot zu begnügen, und trug den alten, wetterfesten Mantel meines Vaters durch alle Wintersemester. Ich war

Digitized by Google

glücklich in der Entbehrung und beneidete meine Freunde nicht, die zum Teil reicher Leute Kind waren. Ich war stolz, nach den höchsten Schätzen der Wissenschaft zu ringen und Geld und Gut zu verachten. „Nicht der ist reich, welcher viel besitzt, sondern welcher wenig bedarf," — diesen in meinen Schriften öfters wiederkehrenden Wahlspruch habe ich in mir selbst erlebt. Und so war ich doch auch wieder auf dem richtigen Wege zum Dorfpfarrer, der die Kunst verstehen muß, in der Entsagung Meister, in der Armut reich und in der Beschränkung mächtig zu sein. Auch dünkte ich mich viel vornehmer wie die vornehmsten Leute, die nichts Rechtes gelernt haben.

Meine Armut war mir eine heilsame Schule, die ich nachholte, da ich sie in der früheren Jugend nicht durchgemacht hatte. Für meinen wissenschaftlichen Bildungsgang aber brachte sie höchst einschneidende Folgen, welche der eine günstig, der andre ungünstig nennen wird. Ich konnte mir nicht viele Bücher kaufen, also begnügte ich mich mit wenigen, die ich um so öfter und gründlicher las. Rasch lesen, neue Bücher sofort durchfliegen, weil sie neu sind, habe ich niemals gekonnt, und das ist in unsrer Zeit ein großer Mangel; aber das langsam Gelesene nachhaltig bedenken war mir immer eigen. Wenn mir ein Buch gefällt, so bleibe ich darin stecken, weil ich so bald nicht davon loskomme; gefällt es mir nicht, so bleibe ich stecken, weil ich's wegwerfe. Ich belegte

Digitized by Google

nur die notwendigen Kollegien; bei meinem Drang ins Weite, Mannigfaltige würde ich viel mehr Vorlesungen gehört haben, wenn mein Geld weiter gereicht hätte. Ich wäre dann vielleicht ein zunftgerecht gelehrter Sybarit des Wissens geworden, der fort und fort gelernt, das Gelernte mit feinster Zunge geprüft und in den Wissenschaften geschwelgt, aber selber nichts geschaffen hätte. Was man auf Universitäten lernt, ist nicht das Wichtigste; das Wichtigste ist, daß man lernen lernt. Ich lernte aber vorab, mir meine eigenen Gedanken machen, denn meine Gedanken kosteten mich nichts, brachten mir aber doch ein kleines Kapital, woran ich lange zehrte.

Fast alle meine Freunde hatten bereits weitere Reisen gemacht als ich; einer war sogar schon in Italien gewesen. Wie gern wäre auch ich in den nächsten Ferien dorthin gegangen! Weil's aber unmöglich war, so durchwanderte ich die nächsten Berge und Thäler bis in die abgelegensten Winkel, und weil ich mich in den teuren Städten nicht aufhalten konnte, lebte ich mich um so gründlicher in den Dörfern ein und lernte den deutschen Bauersmann kennen — alles zu billigsten Preisen.

So kam ich ganz von selbst zu zwei Hauptaufgaben meines Lebens, die darin bestanden, das Leben des Volkes persönlich zu beobachten und nach dem Leben zu malen, mir aber dabei auch immer zugleich meine eigenen Gedanken zu machen, die um so weiter

Digitized by Google

in Vergangenheit und Gegenwart umherflogen, je begrenzter der Kreis meiner Beobachtungen war. Wäre ich in die weite Welt gereist, so würde dies gerade so gewirkt haben, wie wenn ich mir die ganze Fülle der Litteratur hätte anschaffen, die verschiedensten Kollegien hören und mit vielen ausgezeichneten Gelehrten verkehren können: ich wäre ein ganz andrer, vermutlich ein viel besserer Mann geworden. So aber wurde ich, was ich bin, und ich bin dankbar dafür und zufrieden damit.

Und hiermit bin ich nun doch dem Dorfpfarrer wieder um einige Schritte näher gerückt.

Ich breche darum den Bericht von meinen akademischen Lehrjahren ab, in welchem ich nur zeigen wollte, daß mich das theologische Studium durchaus nicht, wie so manche andre, in klaffenden Widerstreit mit der Theologie brachte, und gehe zu dem neuen Abschnitt meines Lebens, der mit dem theologischen Examen beginnt.

II.

Es war im Herbste 1843. Die nassauischen evangelischen Theologen machten damals nach beendigten Universitätsstudien ihr theoretisches Examen in Herborn, um sodann in das dortige Predigerseminar einzutreten, wo sie sich — nun „Kandidaten“

Digitized by Google

genannt — besonders im Predigen, Katechisieren und andern Aufgaben der Seelsorge zu üben hatten. Hierauf kam das überwiegend praktische Schlußexamen in Wiesbaden, welches dem Kandidaten die Laufbahn des Pfarrers erschloß.

Ich bestand das Herborner Examen. Besonders vorteilhaft war mir dabei der Umstand, daß das Hauptgewicht auf die schriftliche Beantwortung von nicht weniger als vierundzwanzig Fragen gelegt wurde; die nachfolgende mündliche Prüfung diente fast nur zur Ergänzung und Kritik der schriftlichen. Gewandt mit der Feder, konnte ich im Schreiben weiter ausgreifen als bei knapper mündlicher Beantwortung, ich konnte das Thema mitunter in das Gebiet meiner allgemeinen historischen und philosophischen Bildung hinüberspinnen und solchergestalt manche Lücke meines theologischen Wissens decken, indem ich schätzbare Dinge vortrug, die man eigentlich nicht gefragt hatte.[1]

Die Examinatoren kamen mir freundlich entgegen, es war ein angenehmes Examen. Im Universitätsgebäude zu Leiden führte bis zur neuesten Zeit das Prüfungszimmer den offiziellen Namen „die Schwitzkammer". Ich habe jedoch in dem Prüfungsstüblein auf dem alten Herborner Schloß keinen Augenblick Angstschweiß auf meiner Stirne gespürt.

Uebrigens würde man mich wohl auch dann kaum haben durchfallen lassen, wenn ich viel weniger gewußt hätte. Ich war nämlich der einzige Kandidat,

Digitized by Google

welcher sich aus dem ganzen Herzogtum für jenes Jahr zur Prüfung gemeldet hatte. Das war, glaube ich, noch gar nicht dagewesen, seit das Herborner Seminar bestand. Es herrschte so großer Mangel an geistlichem Nachwuchs, daß man zwei Preußen zur nächsten Aushilfe heranzog. Die Aussichten für meine weitere Laufbahn waren also die denkbar günstigsten.

Nun sollte aber gerade der glückliche Umstand, daß ich der Einzige war, bewirken, daß ich doch kein Geistlicher wurde. Man fand es seltsam, für einen einzigen Kandidaten ein ganzes Seminar mit allen Lehrkräften während eines vollen Jahres in Thätigkeit zu setzen, zumal die Lehrer als Seelsorger auch außerdem genug zu thun hatten. Es kam daher eine „höchste Entschließung", daß ich mit einem ansehnlichen Stipendium ausgestattet, nach Bonn geschickt werden solle, um im dortigen homiletischen Seminar die praktischen Uebungen zu machen und Vorlesungen über jene Fächer zu hören, die in Herborn gelehrt wurden.

Ein andrer wäre hocherfreut gewesen über diese Wendung: ein Jahr in der schönen Rheinstadt für ein Jahr in dem abgelegenen Städtchen an der Dill! Ich dachte anfangs nicht so. Ich hatte mich danach gesehnt, vom theologischen Lernen zu den Anfängen der geistlichen Thätigkeit überzugehen, mich zu sammeln, im engsten Kreise praktisch zu wirken, in nahen gemütlichen Verkehr mit meinen Lehrern zu treten.

Digitized by Google

Das hätte ich in Herborn gefunden, in Bonn fand ich es schwerlich; die vornehmen Professoren auf ihren Kathedern waren mir überall persönlich ferne geblieben.

Da sagte mir eines Tages einer meiner Herborner Examinatoren: „Sie werden sich freuen, nach Bonn gehen zu dürfen. Ich fürchte jedoch, wir verlieren Sie durch Bonn. Wären Sie bei uns geblieben, so würden Sie ein guter Pfarrer geworden sein; in Bonn werden Sie vielleicht auf andre Bahnen gelenkt."

Als ich ihn fragte, woraus er dies folgere, erwiderte er: „Aus der Art, wie Sie Ihre Prüfungsfragen beantwortet haben. Uebrigens," fügte er hinzu, „fürchten Sie nicht, daß man Sie nachmals auf ein kleines Dorf setzen und dort verbauern lassen werde. Der ganze Zug Ihres Wesens und Ihrer Studien drängt zur städtischen Wirksamkeit, und die maßgebenden Leute werden dies erkennen und berücksichtigen."

Ich war ganz verblüfft. Was der Mann nicht alles aus der Beantwortung meiner Fragen herausgelesen hatte! Er wollte mir offenbar wohl; er war mein strengster, aber auch mein bester Examinator gewesen. Und nun prophezeite er mir, was ich mir selber bisher gar nicht zu gestehen gewagt hatte. Er war ein scharfer Beobachter, und doch glaubte er bei mir eine Abneigung gegen den Dorfpfarrer zu er-

Digitized by Google

kennen, während ich umgekehrt von jeher kein Stadt-pfarrer, sondern eben ein Dorfpfarrer hatte werden wollen.

Aber je weiter ich nachdachte, um so mehr fand ich, daß der Prophet recht haben könne. Und als ich später schwankend darüber wurde, ob ich überhaupt zum Geistlichen berufen sei, fielen mir seine Worte schwer ins Gewicht, um mich just zu dem zu bestimmen, was er hatte verhindern wollen. Denn ich sagte mir: wenn man dir nach kürzester Beobachtung schon an der Nase ansieht, daß du zum Pfarrer nicht taugst, dann muß dies doch wohl richtig sein.

Es wäre ein feines psychologisches Problem für eine Novelle, zu zeigen, wie jemand auf Wege kommt, die er gar nicht gehen wollte, weil ein dritter ihm prophezeit hat, daß er sie gehen werde, und wie er diese Prophezeiung so lange innerlich bekämpft, bis er sie zuletzt für eine höhere Stimme hält, der er sich beugen, der er folgen müsse.

Auf die angenehmen Prüfungstage folgten bald noch angenehmere Festtage in Herborn. Auch sie warfen ein weiteres Steinchen in die Wagschale.

Das Predigerseminar feierte sein fünfundzwanzig-jähriges Jubiläum. Jubelfeiern nach so kurzer Frist waren damals noch ungewöhnlich: man wartete wenig-stens hundert Jahre, bis man jubilierte; heute sind wir schon zu zwanzig- und zehnjährigen Jubiläen vor-geschritten und werden bald fünfjährige erleben. Allein

Digitized by Google

bei dem Herborner Seminar hatte es doch seine besondere Bewandtnis. Die Anstalt war fast gleichzeitig mit der neuen Kirchenverfassung Nassaus, mit der evangelischen Union entstanden und galt zugleich als karger Ersatz für die aufgehobene Hochschule oder Akademie zu Herborn, die über zwei Jahrhunderte geblüht hatte und von den Nassauern vordem mit Stolz ihre „Universität" genannt worden war. Mannigfache Erinnerungen weihten also das Fest.

Ich war nach dem Examen auf ein paar Tage nach Weilburg heimgekehrt, um mich meiner überglücklichen Mutter als wohlbestandener Kandidat zu zeigen, und ging nun am Tage vor dem Jubelfeste zu Fuß wieder nach Herborn zurück, anfangs in Begleitung zweier Pfarrer aus der Nachbarschaft. Wie wir jedoch weiter durch die Dörfer wanderten, schlossen sich uns fast überall die Pfarrer an, es kamen andre aus seitab gelegenen Orten hinzu, und wir bildeten zuletzt eine stattliche, durchaus geistliche Karawane, da wir abends in die Mauern des sonst so stillen, jetzt so belebten Städtchens an der Dill einzogen, wo uns köstlicher Wein, den der Herzog aus seinem Kabinettskeller gespendet hatte, als Willkommtrunk erquicken sollte. Es gefiel mir ausnehmend, daß alle die künftigen Amtsbrüder, alt und jung, in apostolischer Demut zu Fuß gegangen waren. Nichts verbündet rascher als gemeinsame Wanderschaft, und so fühlten sich die Genossen schon vor dem Beginn der Feier als gute Freunde.

Digitized by Google

Freilich waren dies viele ohnehin schon längst gewesen. Ich allein stand als ein Fremder in der Gesellschaft und merkte wohl, daß man mich als eine seltsam neue Erscheinung betrachtete.

Bei Beilstein schloß sich uns ein alter Westerwälder Pfarrer an, der mit einem andern Amtsbruder längere Zeit neben mir ging, ohne mich besonderer Aufmerksamkeit zu würdigen. Da hörte ich, daß er zu seinem Begleiter sagte: „Jetzt bekommen wir gar einen Hegelianer in unsre Kirche," und sich dann in ziemlich derben Worten über diesen drohenden neuen Zuwachs aussprach. Ich mußte seine Worte hören, weil ich nicht taub war, und konnte sie auch nur auf mich beziehen, weil ich nicht ganz auf den Kopf gefallen war. Ich bemerkte darum sehr ruhig: „Ein Hegelianer, wie Sie zu meinen scheinen, bin ich nicht, obgleich ich mich wohl bemüht habe, das System dieses Denkers kennen zu lernen, welches heute so mächtigen Einfluß auf die deutsche Wissenschaft gewonnen hat." Er sah mich lächelnd an und sprach: „Wenn Sie nach Jahren einmal Pfarrer auf dem hohen Westerwalde sind, dann werden Sie sehen, daß da droben tage- und wochenlang die dicksten Nebel liegen, so dick, daß sie einem manchmal in die Suppenschüssel fallen, und Sie werden dann nicht nötig haben, sich zu dem natürlichen Nebel auch noch einen künstlichen philosophischen zu machen."

Es hatte damals — bis vor kurzem — eine

Digitized by Google

mild rationalistische Richtung in der evangelischen Kirche Nassaus geherrscht, die an den kirchlichen Geist der Gemeinden nur mäßige Anforderungen stellte. Die strebsameren jüngeren Geistlichen dagegen hatten schon seit Jahren eine tiefere, das heißt im Sinne jener Zeit philosophische Bildung von den Universitäten mitgebracht. Der alte Rationalist aber, und ein solcher war auch mein Westerwälder, betrachtete die Philosophen als ein übermütiges Volk, welches durch müßige Spekulationen der Jugend die Köpfe verwirre und sie für Amt und Leben unbrauchbar mache.

Nun begann jedoch durch den neuen evangelischen Landesbischof Heydenreich eine orthodoxe Richtung Boden zu gewinnen, die nicht nur im Glauben auf das altkirchliche Bekenntnis drang, sondern auch in Kirchenzucht und Sitte die Zügel schärfer anzog. Im Volke merkte man diesen Umschwung erst, als der Bischof gegen die Advents- und Silvesterbälle eiferte und auch in den sechs Wochen vor Ostern — während der „Fasten" — nicht getanzt haben wollte. Man erklärte dies für eine katholisierende Neuerung; denn da unsre Protestanten bis dahin nichts von einem Karneval gewußt hatten, so wußten sie auch nichts von einer Fastenzeit und hatten getanzt, wann es ihnen beliebte. Man hielt dies für eine sehr schätzbare „evangelische Freiheit".

War aber den Rationalisten die Hegelsche Philosophie zu mystisch, so war sie den Orthodoxen zu

Digitized by Google

rationalistisch. Die Zeit war vorbei, wo man aus Hegelschen Konstruktionen eine Versöhnung von Glauben und Wissen herausgelesen hatte, man blickte weniger auf den Meister als auf die Jünger, vor allem auf Strauß mit seinem „Leben Jesu“ und seiner Dogmatik, und so erschien die Hegelei als die moderne Lehre des Unglaubens. Ein Theolog, dessen allgemeine Bildung in der Philosophie und vollends in der Hegelschen wurzelte, befand sich in der angenehmen Situation zwischen zwei Mühlsteinen; er erschien dem Pfarrer, gleichviel ob alten oder neuen Stils, wie heute etwa ein Theolog erscheinen würde, der seinen Glauben auf die modernste Naturwissenschaft gründete.

Dergleichen merkte ich während des Herborner Festes an vielen Anzeichen. Meine künftigen Amtsbrüder wußten gar nichts von mir, außer daß sie nicht wußten, was sie aus mir machen sollten.

Schlimmer jedoch war, daß ich auch nichts von ihnen wußte. Sie sahen mich als einen Fremden an, und ich fühlte mich als ein Fremder unter Fremden.

Das war natürlich. Ich hatte in den letzten Jahren zwar viel mit der Theologie verkehrt, aber niemals mit einem Pfarrer. Mein zurückgezogenes Universitätleben bot hierzu auch wenig Gelegenheit, und ich wollte mich nicht aufdrängen.

Ich schwärmte für das deutsche Pfarrhaus auf dem Lande; allein ich hatte in meinem ganzen Leben nur ein einziges Mal, allerdings volle zwei Tage, unter

Digitized by Google

dem gastlichen Dach eines solchen verweilt. Das Dorfpfarrhaus war eine Idylle, die ich mir in meiner Phantasie ausgedichtet hatte. Ob die Wirklichkeit derselben entsprach? Nun befand ich mich plötzlich in einer großen Pfarrersgesellschaft und lauschte und beobachtete. Ich hörte aber nicht, was ich hätte hören mögen. Warum sollten auch die trefflichen Männer, wie sie hier festlich und gesellig zusammensaßen, von sich selber reden? von ihrem Haus und ihrer Kirche und Gemeinde, vom Innersten ihres Lebens? Sie tauschten lieber ihre alten Erinnerungen an Herborn aus, wo die meisten früher studiert hatten, sie sprachen vom Jubiläum und andern nächstliegenden Dingen, was mich wenig interessierte.

Ich hatte keine Familienverbindungen unter der Geistlichkeit des Landes. Jetzt erst erkannte ich, wie wichtig es ist, daß so viele Pfarrerssöhne wieder Pfarrer werden und so viele Pfarrerstöchter sich an Pfarrer verheiraten. Es schien mir auf einmal, daß man nicht bloß die Religion erleben müsse, sondern auch die Pfarrei, daß man aus einer Pfarrersfamilie hervorgegangen sein müsse, um selber wieder das richtige Pfarrhaus zu gründen. Ich fühlte mich so einsam in der lauten, bewegten Menge. Sollte ich mich dereinst einmal ebenso einsam im Pfarrhause fühlen wie hier unter hundert Pfarrern?

Es dünkte mir eine der schlimmsten Folgen des Cölibats, daß die katholischen Pfarrer nicht Pfarrers-

Digitized by Google

söhne sein und keine Pfarrerstöchter heiraten können. Aber sie sind häufig Bauernsöhne; die Bauernschaft ist die große Familie, aus welcher neun Zehntel des katholischen Klerus hervorgehen, und der Bauernjunge, welcher geistlich werden will, hat darum oft genug einen Oheim oder Vetter, der es bereits geworden ist, oder eine Base, die im Kloster lebt. Er blickte von Kindheit an zu dem vetterlichen Herrn Benefiziaten oder Dechanten wie zu einem höheren Wesen empor und war von Vater und Mutter für den geistlichen Beruf schon vorbestimmt, als er zum erstenmal zur Schule geführt wurde, ja wohl gar schon bevor er auf die Welt kam, und wurde im Hause dann auch weiter als der künftige geistliche Herr erzogen. Der katholische Klerus hat seinen Familienhintergrund kaum minder wie der evangelische, nur in andrer Weise.

Diese sozialen Thatsachen sind für den festen Zusammenhalt der Kirche in unsrer unkirchlichen Zeit von größter Bedeutung. Sie waren es übrigens auch schon in den hochkirchlichen Tagen des Mittelalters und der Reformationsperiode.

Solchen Gedanken hing ich nach, während ich beim Festmahle saß und Steinberger Vierunddreißiger aus dem herzoglichen Kabinettskeller trank. Ich versöhnte mich jetzt aber vollständig mit dem Gedanken, noch auf ein Jahr nach Bonn zu gehen. Seltsamer Widerspruch! Während des Herborner Jahres hätte ich mich ja eingelebt in die persönlichen Beziehungen zur Geist-

Digitized by Google

lichkeit von Stadt und Dorf und in den geistlichen Beruf; in Bonn mußte ich mich alledem erst recht entfremden.

Es war aber nicht bloß beim Festmahl, wo ich mich einsam fühlte, sondern auch beim Festgottesdienste. Im Chor der Kirche war ein Platz vorbehalten für die Kandidaten des Seminars. Der Landesbischof, welcher von Wiesbaden herübergekommen war, hielt nach der Predigt eine feierliche Ansprache an mich, als den jungen Nachwuchs der Landeskirche. Der Bischof glaubte drei vor sich zu haben, da man noch die beiden aus Preußen zur Ergänzung berufenen Kandidaten erwartet hatte; sie waren aber ausgeblieben. Und so redete mich der ehrwürdige alte Herr, belehrend und ermahnend, fortwährend in der Mehrzahl an. Doch ich stand ihm allein gegenüber.

Der feierliche Akt berührte mich tief; am tiefsten aber empfand ich nachher, daß ich so einsam und verlassen in der überfüllten Kirche gestanden.

III.

In Marburg, Tübingen und Gießen hatte ich Theologie studiert und einiges andere daneben; in Bonn studierte ich einiges andere und daneben auch Theologie.

Digitized by Google

Ich war von Herborn aus insbesondere an Nitzsch und Sack gewiesen. Was ich bei Karl Immanuel Nitzsch hörte, blieb mir vielfach ein versiegeltes Buch, doch ahnte ich die Bedeutung des hervorragenden Gelehrten, wenn ich sie auch nicht klar erkannte; ich hätte dazu wohl länger sein Schüler sein müssen.

Näher trat ich zu Professor Sack, unter dessen Leitung ich in der Universitätskirche gepredigt und katechetische Uebungen in der Volksschule gemacht habe. Sack war immer sehr zugeknöpft gegen mich, und so vermochte ich mich auch nicht gegen ihn zu erschließen. Seine Persönlichkeit hätte so manches Fesselnde für mich haben können: er war 1813 freiwilliger Jäger gewesen, um 1814 das Schwert mit der Bibel zu vertauschen und Feldprediger zu werden. Dieser Lebensgang gefiel mir. Er war ein Schüler Schleiermachers, des neueren deutschen Theologen, den ich am höchsten stellte; nur merkte man in seinen Kollegien nicht viel Schleiermacherschen Geist. Ein gründlicher Kenner des Predigtwesens hat er (später) ein Buch über die Geschichte der deutschen Predigt veröffentlicht. An meinen Predigtentwürfen, die er korrigierte und kritisierte, fand er darum begreiflicherweise kein besonderes Gefallen; mir gefielen sie auch nicht. Ich habe niemals einen guten Aufsatz über ein gegebenes Thema schreiben können, mit steter Rücksicht, ob auch jedes Wort einem dritten recht sein werde. Darum schrieb und redete ich so oft über Gegenstände, von denen kein Mensch

Digitized by Google

etwas lesen und hören wollte, und fand doch aufmerksame Leser und Hörer.

Hätte ich eine Predigt auf Grund einer strengen Disposition frei sprechen dürfen, so würde ich begeistert und wahrscheinlich auch nicht ganz schlecht gesprochen haben. Nun sagten mir aber meine theologischen Landsleute, in Nassau müsse ich's als Vikar, ja noch als Pfarrer, gerade so machen wie hier bei Sack: — die Predigten niederschreiben und auswendig lernen; denn die Kirchenvisitation fordere schriftliche Vorlage aller Predigten durchs ganze Jahr. Dies war mir geradezu ein Schreckbild. Die Begeisterung für das Predigen, für das frei gesprochene Wort, hatte mich ganz besonders für den geistlichen Beruf erwärmt; jetzt überfiel mich die Ernüchterung, die Furcht vor der auswendig gelernten Predigt.

In einem Kollegium, welches Gottfried Kinkel damals noch über Kirchengeschichte las, erkannte ich, wie trocken und tot auch ein hochbegabter, geistvoller und formgewandter Lehrer wird, wenn er mit dem Herzen nicht bei der Sache ist.

Wie ganz anders muteten mich dagegen Ernst Moriz Arndts Vorträge über „vergleichende Völkergeschichte" an! Der alte Patriot galt uns überweisen Jungen ja gar nicht für einen zunftgelehrten richtigen Professor, der auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehe; und er war es auch nicht. Allein wie eifrig besuchte ich sein Kolleg! Ein jugendfrischer Greis, sprach

Digitized by Google

Arndt so frei von der Leber weg, er sprach nicht im akademischen Togastil, sondern ganz so, wie er vordem in seinen zündenden volkstümlichen Schriften geschrieben hatte. Positives gelernt habe ich bei ihm nicht viel, aber entscheidende Anregungen für meine Zukunft gewonnen, und die wichtigsten nicht aus dem, was er gesagt, sondern was ich mir über das Gesagte gedacht hatte. Er verglich die Nationen Europas und zeichnete ihre Charaktere in Geschichtsbildern, die er am liebsten aus der großen miterlebten Zeit der Befreiung unsers eigenen Volkes schöpfte. Und der alte Arndt war es doch immer, welcher sprach, selber ein Geschichtsbild aus jenen vergangenen Tagen und doch so lebensvoll gegenwärtig. Ich hätte auch gerne Großes erleben mögen, um Großes erzählen zu können. Allein beim Volke und vollends beim eigenen Volke ist auch das Kleine groß. Ich hatte noch wenig vom deutschen Volke gesehen, nur Bruchteile hatte ich um so gründlicher betrachtet, weil ich sie mit Liebe betrachtet hatte. Mich ergriff die Sehnsucht, die ganze deutsche Nation zu erforschen und nach dem Leben zu malen, und so nahm ich meine Wanderungen durch die nächsten Dörfer wieder eifrigst auf, und merkte bald, daß ich mir doch auch vorher schon in Nassau, wie im Schwaben- und Hessenland manche schöne Kenntnis erwandert hatte. Nur konnte ich mir jetzt erst ungefähr vorstellen, was mit solchen Kenntnissen anzufangen sei, und dies hatte ich vorher nicht gewußt.

Digitized by Google

Von ganz andrer Seite regte mich Dahlmann an, dessen „Politik" ich hörte. Das System der politischen Formen ließ mich zwar etwas kalt, bis ich zu der Auffassung kam, daß der Staat das organisierte Volk, daß er um des Volkes willen da sei, daß die Staatskunst auf die Bedürfnisse des Volkes ziele, daß sie aus dem Volksgeiste erwachsen und in der steten Erforschung des Volkslebens gegründet sein müsse. Es dämmerte mir die soziale Politik.

Ich hatte neue Impulse für mein geistiges Leben gefunden. Mit meinem religiösen Glauben kam ich hierdurch in keinen Konflikt, nur von der Theologie geriet ich etwas weit seitab.

Uebrigens verbrachte ich ein gut Stück meiner freien Zeit in Kirchen, nämlich im Bonner Münster, in der merkwürdigen Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, in den romanischen und gotischen Kirchen Kölns. Ich hatte ja schon seit Jahren am Mittelrhein, am Main und vorab an der Lahn so viele Denkmale altdeutscher Baukunst aufmerksam betrachtet und in ihrer Schönheit geschwelgt, ich war an den alten Kirchen Württembergs nicht achtlos vorüber gegangen und hatte schon in meinem ersten Semester Franz Kuglers eben erscheinende Kunstgeschichte mit heißem Eifer studiert. Und nun erschloß sich mir die reichste Fülle der erhabenen Kunst unsrer Vorfahren.

Es hätte scheinen können, als sei ich da wieder auf ein ganz fremdes Gebiet abgeirrt. Allein zu

Digitized by Google

gleicher Zeit fielen mir Schnaases „Niederländische Briefe" in die Hand, worin sich mir die Kunstgeschichte mit der Kulturgeschichte so neu, tief und anmutig verbunden zeigte. Ich ahnte den Zusammenhang des Volksstudiums mit dem Kunststudium. Waren jene Denkmale, deren Beschauung mich entzückte, nicht auch historische Urkunden des Volksgeistes und vollends des religiösen Geistes? Und so führten sie mich auch wieder zur Kirchengeschichte und mehr zur Religionsgeschichte und Religionsphilosophie zurück. Sie brachten mir keine Zerstreuung, sondern ein einigendes Band des neuen Wissensfeldes, das sich jetzt wie eine große harmonische Totalität meinem geistigen Auge erschloß.

Dazu gesellte sich die Musik. Ich war ihr, dem väterlichen Erbe, während meiner akademischen Jahre niemals untreu geworden; ich hatte still für mich musiziert und Berge von Noten gelesen und geschrieben. Aber in ein Konzert oder eine Oper war ich kaum gekommen. Jetzt hörte ich in Bonn wiederholt das treffliche Kölner Streichquartett; es spielte die Meisterwerke, welche ich immer im Geiste getragen, welche ich mir in Partitur gesetzt, so vollendet, wie ich sie nur als Kind im Elternhause gehört hatte. Dazu gab die Kölner Oper Vorstellungen im Bonner Theater. Ich hörte zum erstenmal Fidelio! — höchst mittelmäßig dargestellt, in unwürdiger Ausstattung. Und doch war ich aufs tiefste ergriffen. Bei dem wundersamen Chor der Gefangenen wurden die armen Sänger ausgelacht;

Digitized by Google

ich hörte kaum ihre falschen Töne, — ich hörte Beethoven.

Sollte ich Fidelio zum ersten- und letztenmal gehört haben? Als Pfarrer hätte ich ja gar nicht mehr ins Theater gehen dürfen. Und wie sollte ich im Pfarrhause meine kunstgeschichtlichen Studien fortsetzen, für welche ich zunächst noch viel und gründlich reisen mußte? Hatte uns doch Professor Sack im Kolleg erklärt, daß die künstlerische Anlage der Kirchen überwiegend katholisch sei, beim protestantischen Kirchenbau walte mit Recht mehr nur das „mäuerliche Interesse“ vor. Leider baute man protestantische Gotteshäuser in der That damals gerne nur allzu „mäuerlich“. Und ich selbst kam später bei meinen Landsleuten in den Verdacht, katholisch geworden zu sein, weil sie nicht begriffen, warum ich kein protestantischer Pfarrer hatte werden wollen und so viel in katholischen Kirchen zu finden war. Auf das Verständnis meines künstlerischen Strebens konnte ich also in diesen Kreisen schwerlich rechnen.

Zum katholischen Geistlichen habe ich aber gewiß noch weit weniger getaugt und zum Klosterbruder gar nicht. Ich war und blieb doch ein Weltkind, nicht nur weil ich ins Weite strebte und in und mit der Welt leben und die Welt im großen erfassen wollte, sondern auch weil mich der tiefste Drang nach persönlicher Freiheit beseelte. Andre beherrschen wollte ich nicht, — dies hätte ich als Geistlicher gekonnt —; ich wollte nur

Digitized by Google

von niemand beherrscht werden: ich dürstete nach Unabhängigkeit.

Hätte ich als Pfarrer einen kurzen Rock tragen wollen, so hätte man mir gesagt: du mußt einen langen tragen; hätte ich mir einen Bart gezogen, so würde man mir befohlen haben, ihn abzurasieren. Man sieht, ich hätte auch nicht zum Offizier getaugt: ich bin niemals ein Freund von Uniformen gewesen.

Das sind kindische Dinge; ich dachte aber dennoch daran, weil Tieferes dahinter steckte. Es war eine steigende Bewegung in unsre Kirche gekommen, ein neues Kirchenregiment, neue Forderungen an die Diener der Kirche; viele sagten auch: die Verpflichtung auf einen neuen Glauben. Ich hatte bei der Konfirmation noch ein Bekenntnis in drei ganz kurzen Sätzen gesprochen, bei denen man sich denken konnte, was man wollte. Jetzt wurde das apostolische Glaubensbekenntnis verlangt. Die Grundlage unsers von einem Geistlichen erteilten Religionsunterrichtes auf dem Gymnasium bildete August Hermann Niemeyers weitverbreitetes „Lehrbuch der Religion". Wir hatten das Buch gern gehabt; es war aber jetzt für Preußen vom Minister Eichhorn verboten worden. Von den symbolischen Büchern wußten unsre alten Pfarrer nicht viel; jetzt vernahm man, daß die jungen darauf verpflichtet werden sollten. Was uns altüberliefert gewesen, wurde für eine haltlose Neuerung erklärt und

Digitized by Google

ein Neuestes an dessen Stelle gesetzt, welches vielmehr das Urälteste sei.

So wie man diesen Umschwung damals noch faßte, wäre er für mich kein Grund gewesen, auf den geistlichen Beruf zu verzichten. Ich will meine Ansicht über das apostolische Glaubensbekenntnis darlegen, wie ich sie damals schon hatte, später aber noch klarer durchbildete. Gilt es hier doch Fragen, die auch heute wieder die Gemüter so stark erhitzen.

Das apostolische Glaubensbekenntnis in seiner ursprünglichen Form schien mir weit kräftiger und würdiger als der willkürliche, inhaltsarme Auszug, welchen die Rationalisten daraus gemacht hatten. Schon als Poet, Stilist und Freund des altertümlich Echten mußte ich so denken. Ist dieses Bekenntnis auch nicht von den Aposteln verfaßt, entstammt es auch erst dem zweiten Jahrhundert und teilweise sogar einer noch späteren Zeit, so gibt es doch die älteste, urchristliche Aussprache eines gemeinsamen Glaubenssymbols, auf welches seit mehr als anderthalb Jahrtausenden ungezählte Millionen von Christen getauft worden sind, und welches auch heute noch Katholiken und Protestanten verbindet. Das Wort „Symbol" bedeutete zuerst ein Erkennungszeichen, später ein Sinnbild, und das Apostolikum ist beides. Wir haben vielerlei kirchliche Symbole; auch die äußere Form der Taufe, des Abendmahles, der Liturgie ist symbolisch in jenem Doppelsinne. All diese Symbolik ist nebenbei auch

Digitized by Google

durch das Alter geweiht, ja das Alter wird hier selber zum Symbol, zum Sinnbild des Unantastbaren und Notwendigen, welches über der Zeit, das heißt über menschlicher Willkür steht. Man soll hieran nicht rütteln, und es läßt sich aus der Natur des Einzelgeistes wie des Volksgeistes begründen, daß die Kirche selbst in Aeußerlichkeiten konservativ sein muß, wenn sie überhaupt als Kirche im Volksbewußtsein bestehen will. Aendern wir doch auch den Text alter Gesangbuchslieder nicht, selbst wo sein Wortlaut unserm heutigen Sprachgebrauche widerstrebt, und trotzdem solche Lieder jenem freien Gebiet schon nahe stehen, wo die kirchliche Kunst das Recht hat, sich im Geiste der Zeit fortzubilden. Gerade der Kampf hierüber und die Schranke, welche der echte Künstler sich setzen wird, spricht gleichfalls für die Altersweihe der Symbole.

Vielen ist das apostolische Glaubensbekenntnis zu lang; sie möchten es kürzen, vorab um etliche textkritisch antastbare spätere Zusätze. Jene Zusätze sind aber — richtig erfaßt — weniger bedenklich als das Kürzen. Ich kannte einen Pfarrer, dem war umgekehrt das Vaterunser zu kurz. Er sprach es darum, selbst beim Altardienste, stets mit Zusätzen, die er in freier Phantasie zu jeder Bitte einschob. Solchergestalt schien ihm das Vaterunser erst zeitgemäß geworden zu sein; denn die heutigen Menschen reden in der That viel breiter wie Jesus Christus.

Das Apostolikum ist aber nicht bloß Symbol als

Digitized by Google

Erkennungszeichen, es ist jenes auch, weil es vielfach symbolisch redet, die Sprache des Sinnbildes. Die Religion kann des Bildes nicht entbehren, denn sie quillt aus dem Gemüte und wendet sich mehr an das Gemüt und den sittlichen Willen als an den kritischen Verstand. Der Glaube ist die Gewißheit dessen, was man nicht sieht; wir wollen aber doch sehen und erblicken das Unsichtbare im geistigen Bilde. Zahllose Stellen der Evangelien sind symbolisch: redeten sie nicht im Bild und Gleichnis, so würde „das Evangelium“ gar nicht siegreich durch die Völker und Zeiten gegangen sein.

Den Sinn eines Symbols muß sich aber ein jeder selbst erarbeiten, er muß es sich deuten und die tiefsten Symbole sind zugleich die vieldeutigsten. Dies gilt auch vom apostolischen Glaubensbekenntnis. Wer es nur nach seinem Wortlaute bekennt und sich nichts dabei denkt, der hat eine Schale ohne Kern. Freilich die Auslegung wird eine sehr verschiedene sein, grob und fein, dumm und gescheit, je nach der Natur des Auslegers. Wir bekennen den dreieinigen Gott. Aber welche Summe von Vorstellungen, Phantasien und Philosophemen weist die Kirchengeschichte auf über die Art und Weise, wie theologische Köpfe die dreifache Manifestation des einigen Gottes erfaßten! Das wird so fortgehen, denn selbst ökumenische Konzilien verhindern auf die Dauer nicht, daß Gläubige und Ungläubige sich klar zu werden suchen über religiöse

Digitized by Google

Probleme, auch wenn sie dabei erst recht in die tollste Unklarheit verfallen. Das Glaubensbekenntnis gibt die Grundlage des Glaubens in knappster, altertümlicher, nur aus dem Geiste einer längst vergangenen Zeit voll verständlicher Sprache, und überläßt die Ausdeutung — der Kirche, den Theologen und einem jeglichen, der sich seinen Glauben selbst erringen will. Und nur der selbsterrungene Glaube hat wahren Wert.

Christus ist niedergefahren zur Hölle, — so steht im apostolischen Glaubensbekenntnis. Ich will nur die Auslegung zweier guter Christen über Christi Höllenfahrt nebeneinander stellen. Der eine spricht: Ich glaube daran; dieses Wort des Symbolums ist selber symbolisch und besagt, daß Christus, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen, auch dem Verworfensten seine Gnade nicht entzieht und so die Pforten der Hölle besiegt hat. Der andre dagegen malt sich den Vorgang nach dem Buchstaben aus; für ihn ist Christus unter den Erdboden gestiegen, wo die Verdammten im ewigen Feuer sitzen, wofern sie nicht gar, wie die Verräter bei Dante, im ewigen Eise eingefroren sind. Christus aber hat sie von des Teufels Macht befreit. Beide vereinigen sich zuletzt in dem gleichen Grundgedanken und könnten sich also brüderlich die Hand reichen. Aber wahrscheinlicher ist, daß der zweite den ersten des Unglaubens, der erste den zweiten des Unverstandes zeiht.

Zwischen diesen Extremen liegt dann eine ganze

Digitized by Google

Stufenleiter anders gearteter Deutungen, wofür wiederum die Kirchengeschichte von Marcion und Origines bis zur neuesten Zeit die Belege gibt. Das gleiche aber könnten wir bei allen Sätzen des Bekenntnisses, auch in der Gegenwart, beobachten, wenn wir die Leute nur auf ihre geheimsten Gedanken zu prüfen vermöchten. Wir fänden dann zugleich, daß sie in ihren Deutungen sehr wenig Neues brächten, sondern daß alles in den dogmatischen Parteiungen der Jahrhunderte schon einmal dagewesen ist.

Dem Katholiken sagt seine Kirche nicht nur was er glauben, sondern auch wie er's glauben soll; der Protestant dagegen wird sich gerade als treues Glied seiner Kirche das Recht und die Pflicht des selbsterrungenen Glaubens wahren.

Aber auch der Protestant hat wenigstens einen Wegweiser für die Deutung der Glaubensgrundlage, und das sind die „Symbolischen Bücher". Welcher Protestant? Doch nur der Lutheraner; denn der Reformierte hat andre Glaubensschriften, vielleicht auch gar keine. Die lutherischen Symbole aber sind von sehr verschiedenem Gewicht, und selbst der strenge Lutheraner wird die Konkordienformel nicht gleichwertig erachten der Augsburgischen Konfession. Diese symbolischen Bücher widersprechen sich auch da und dort. Sie sind höchst ehrwürdige, grundlegende Urkunden der lutherischen Kirche, allezeit ernsten Studiums würdig, geschrieben von gottbegeisterten Meistern der

Digitized by Google

Gottesgelehrtheit in einer Zeit, wo der religiöse Genius gewaltiger die Reformatoren erfüllte als die frömmsten Männer späterer Tage. Trotzdem sind sie kein Evangelium, sie sind und bleiben theologische Werke, und die Theologie ist eine menschliche Wissenschaft, die sich in Satz und Gegensatz fortbildet wie jede andre. Schon Johannes Wessel, den Luther als seinen Vorgänger preist, hat gesagt: „Thomas (von Aquin) war ein Doktor, ich bin auch ein Doktor" — und hat sich hiermit die Freiheit seiner Auslegung gewahrt.

So etwa dachte ich vor fünfzig Jahren, und so denke ich auch heute. Ich war damals vielleicht orthodoxer als die meisten meiner künftigen Amtsbrüder in Nassau; dennoch erkannte ich mich als wenig geeignet zum geistlichen Berufe, nicht weil ich zu oppositionell gewesen wäre, sondern weil ich zu friedfertig war.

In dieser Ueberzeugung und in der wachsenden Erkenntnis, daß ich zu etwas andrem berufen sei, beschloß ich im Frühjahr 1844, der lockenden Aussicht auf baldige Anstellung zu entsagen und mich ganz dem Studium unsres Volks und seiner Gesittung zu widmen. Es war der verwegene Entschluß eines Idealisten; aber leichtsinnig habe ich ihn wahrlich nicht gefaßt, sondern nach reiflichem Erwägen und schweren inneren Kämpfen. Den schwersten Kampf brachte mir der Gedanke an meine gute arme Mutter, die alle

Digitized by Google

Opfer vergebens gebracht sah und mich schon für einen Verlorenen halten mußte. Was ich ihr schrieb, konnte sie nur erschrecken, nicht beruhigen. Die Nachricht meines Entschlusses erschütterte sie so sehr, daß sie krank wurde. Doch voll Liebe und Güte gegen mich, wie immer, ließ sie mir durch meine Schwester schreiben, wenn es gegen meine Ueberzeugung gehe, ein Geistlicher zu werden, so wolle auch sie sich fügen, aber sie wolle auch ihr Letztes aufwenden, mir die Mittel zu schaffen, daß ich wieder von vorn anfange, mich für ein andres Amt auszubilden, etwa zum Forstmann oder Architekten, das seien die kürzesten und billigsten Studien.

Ich mußte sie mündlich überzeugen und beruhigen. Darum ging ich, es war ohnedies vor Semesterschluß, nach Hause, natürlich zu Fuß.

Es war eine unvergeßliche Wanderung. Der Rhein hatte großes Hochwasser mit Eisgang. Die Landstraße von Bonn nach Koblenz stand an vielen Stellen unter Wasser, die Rheindörfer waren derart überschwemmt, daß in den niederen Gassen nur noch die Dächer aus der Flut aufragten. Ich mußte häufig durch Felder und Weinberge weit seitab gehen und an den Bergvorsprüngen hinaufklimmen, um vorwärts zu kommen. Ein gewaltiger Sturm brauste anfangs und als er sich legte, fiel dicker Nebel ein. So war ich unter schweren Mühen bis zur einbrechenden Dunkelheit nur etwas über Andernach gekommen. Begegnende

Digitized by Google

warnten mich, weiter zu gehen, da die ganze Niederung gegen Koblenz überschwemmt sei. Das kümmerte mich nicht; ich glaubte das Wasser auch diesmal wieder umgehen zu können. Allein schon bei der Mündung der Nette sah ich mich plötzlich durch Fluten umringt, die dieses sonst so harmlose Flüßchen zum Rhein wälzte, wo der Abfluß durch Eismassen gestaut wurde. Es war stichdunkel geworden. Ich erreichte eine niedere Gartenmauer, die ich erstieg; allein auch sie war bald überschwemmt; da gelang es mir noch, einen nebenan stehenden Nußbaum zu erklettern. Dort saß ich hilferufend stundenlang, während die Wasser immer gewaltiger heranbrausten. Endlich wurden meine Rufe auf der Nettemühle gehört. Ein braver Mühlknecht drang mit einem Kahn zu mir herüber und befreite mich. Ich verbrachte den Rest der Nacht in der Mühle, aber mit Tagesgrauen war ich schon wieder auf den Beinen und setzte meinen Marsch bis Koblenz fort. Dort drohte ein neues Hindernis. Die Schiffbrücke war nicht zur rechten Zeit abgefahren worden, sie stand, auf beiden Seiten umflutet, mitten im Wasser, die Joche waren so hoch gespannt, daß man jeden Augenblick das Zerreißen der Brücke befürchtete. Ich fuhr in einem Kahn auf die ganz verlassene Brücke, eilte im schnellsten Lauf darüber und wurde am andern Ende wieder von einem Kahne abgeholt. Nun war ich froh: hatte ich doch festen Boden unter den Füßen bis nach Weilburg.

Digitized by Google

Ich habe den abenteuerlichen Marsch in meiner Novelle „Meister Martin Hildebrand“ aus frischester Erinnerung genau geschildert, wo ich ihn von dem jungen Hildebrand zu der Großväter Zeiten machen lasse. Die Gedanken, welche mich beim Trotze gegen Sturm und Flut umbrausten, waren freilich andre als des jungen Schlossergesellen, und doch aus verwandter Stimmung geboren.

Es war mir eine Lust, wider alle die Hindernisse zu kämpfen, die sich mir in den Weg stellten. Ich fühlte mich gehobenen Mutes: ich kam doch durch! Gerade so dachte ich mir meinen neuen Lebensweg; ich wollte nicht Ruhe und Sicherheit, ich wollte den Kampf herausfordern. Ich mußte immer abseits der Heerstraße vordringen, bald im Sturm, bald im Nebel; ich freute mich auf beides.

Während jener Wandertage zerarbeitete ich mich rastlos mit meinem neuen Lebensplan. In der Scenerie des Eisgangs und der Ueberschwemmung nahm er sich weit romantischer aus, als wenn ich ihn jetzt am Schreibtisch nüchtern entwickle.

Ich dürstete nach einer freien wissenschaftlichen Thätigkeit, und diese hätte ich eigentlich nur als Universitätslehrer finden können. Hierzu hatte ich aber noch viel zu wenig in jenen Fächern gelernt, die mir erst jüngst als meine eigensten erschienen waren. Um den Weg eines Privatdozenten einzuschlagen, mußte man meines Erachtens entweder ein Genie oder ein

Digitized by Google

reicher Mann sein. Für das eine hielt ich mich nicht und das andre war ich nicht. Jedenfalls mußte ich zunächst noch etliche Jahre lernen, wenn ich überhaupt etwas Ordentliches werden wollte. Bei meiner Mittellosigkeit aber mußte ich mir das Lernen zugleich selbst verdienen. Ich hatte bisher mit 300 Gulden während zweier Semester auskommen müssen; während der Ferien hatte ich freilich die Beine unter meiner Mutter Tisch gestreckt. Wenn ich mir nun 400 Gulden jährlich verdiente, dann wäre ich geborgen fürs ganze Jahr. Dieser Gedanke elektrisierte mich: die 400 Gulden waren der finanzielle Grundpfeiler, auf welchen ich meine Zukunft baute. Hatte ich diese Jahressumme fürs ganze Leben, so war ich ein glücklicher Mann und konnte lernen und lehren soviel ich wollte.

Mein Kalkül stand nicht ganz in der Luft, wenigstens soweit es die Einnahmen betraf. Ich hatte in den letzten Semestern mancherlei geschrieben: kleine musikgeschichtliche Aufsätze, aus welchen später die „Musikalischen Charakterköpfe" hervorwuchsen, Wanderbilder, als Vorläufer von „Land und Leuten", dazu auch mehrere Novellen, die gottlob kein Mensch mehr kennt und ich selber auch nicht. Diese Arbeiten waren von belletristischen Blättern willig aufgenommen und sogar honoriert worden, sehr mäßig nach heutigen Begriffen, ganz gut nach damaligen. Der kleine Ehrensold hatte meine Lage schon wesentlich verbessert. Was hinderte mich denn, etwas mehr zu schreiben,

Digitized by Google

daß ich auf meine 400 Gulden kam? So geschah es auch, und ich habe anderthalb Jahre von solch bescheidenen Einnahmen sehr vergnügt gelebt.

Dabei nahm ich mir aber heilig vor, mir im Schreiben stets meine volle Freiheit zu wahren; denn um der Freiheit willen gab ich ja alles andre auf. Das heißt, ich wollte immer nur schreiben, was ich wollte, und mir keine Aufträge, auch nicht die lockendsten, von dritten geben lassen, nicht einmal vom Geschmack und der Lesesucht des Publikums. Ganz besonders aber wollte ich nur schreiben, was ein Ausfluß des Gesamtplans meiner Studien war, und was ich später auch für ein Buch benutzen könnte. So sind mir meine journalistischen Arbeiten, gute und schlechte, allezeit das gewesen, was dem Maler sein Skizzenbuch. Sie waren darum fast niemals „tagesgemäß“, allein ich kam hierdurch um die gefährlichsten Klippen des Litteratentums glücklich herum.

Ich erzähle dies alles nur, damit man sieht, daß ich kein Narr war, als ich durch Wind und Nebel den Rhein hinauf stürmte.

Also wäre ich bloß aus dem negativen Grunde ein Litterat geworden, weil ich kein Pfarrer werden wollte und kein Professor werden konnte? Doch nicht ganz. Das heute so abgegriffene Wort „Litterat“ klang mir damals sehr stolz und lockend. Es barg für mich den Inbegriff der freiesten Geistesarbeit, des persönlichsten Berufs, bei welchem der Mann das Amt

Digitized by Google

macht und nicht das Amt den Mann. Ich faßte diesen Beruf als ein echter Idealist, hätte ich ihn als der kluge Praktiker erfaßt, so würde nichts aus mir geworden sein.

Man muß aber auch die Zeit berücksichtigen, welche solch einem individualistischen Gesellen, wie ich war und bin, weit günstiger gewesen ist als die heutige staatssozialistische.

Es ist mir später vorgekommen, daß mich ganz oder halb studierte junge Leute um Rat fragten, ob sie nicht die freie Schriftstellerlaufbahn einschlagen sollten? Ich antwortete dann mit der Gegenfrage: „In welchem Jahre leben wir jetzt?" Und wenn sie mir nach einiger Verblüffung etwa erwiderten: „Im Jahre 1890", dann sagte ich: „Schade, daß wir nicht 1846 schreiben, dann hätten Sie's vielleicht wagen können", und setzte noch die weitere Frage hinzu: „Wie heißen Sie denn eigentlich?" Und wenn sie wieder nach einigem Staunen antworteten: Kaspar Meyer oder Melchior Schmidt oder Balthasar Müller, dann bemerkte ich: „Schade, daß Sie nicht Wilhelm Heinrich Riehl heißen, dann würde ich Ihnen vor fünfzig Jahren geraten haben, Litteraten zu werden; heute könnte ich's Ihnen selbst dann nicht raten."

Doch ich nehme den abgebrochenen Faden wieder auf. Nachdem ich den gescheiten Streich gewagt hatte, ganzen Herzens ein Schriftsteller zu werden, statt halben Herzens ein Geistlicher, ist es mir immer gut gegangen.

Digitized by Google

Ich zog zunächst wieder in eine kleine und stille Universitätsstadt, nach Gießen, also keineswegs an einen buchhändlerischen oder litterarischen Mittelpunkt, wie wohl die meisten gethan hätten. Ich atmete akademische Luft, verkehrte mit Männern der Wissenschaft und hörte ihre Kollegien, schrieb wenig und lernte viel. So befähigte ich mich, eine weitere, nicht gefahrlose Schule durchzumachen, die journalistische. Entscheidend ward mir hier das Jahr 1848. Dieses Sturmjahr und das folgende sind meine wichtigste Lehrzeit gewesen und zugleich meine Feuerprobe. Andre wurden durch die Revolution aus ihren Bahnen gerissen, ich wurde durch sie in meine eigenste Bahn und in mich selbst zurückgedrängt. Ich beobachtete; ich lernte das politische und soziale Leben in täglicher Anschauung kennen und füllte mein Skizzenbuch mit Dutzenden von Studien, die ich bald nachher in meiner „Naturgeschichte des Volkes" verwertete. Allezeit eine konservativ angelegte Natur, bin ich doch durch das Jahr 48 erst bewußt konservativ geworden.

So kam ich vom Leben zum Schreiben, vom Aufsatz zum Buche und durch das Buch zur Universitätsprofessur, die ich mir so oft im stillen gewünscht, aber kaum je zu hoffen gewagt hatte. Zehn Jahre nach meinem Abzug von Bonn war ich bereits Professor, und meine Mutter hatte die Freude, dies noch zu erleben.

Der originelle Gang meiner zehn litterarischen

Digitized by Google

Lehrjahre wäre anmutig zu erzählen, vielleicht auch anmutig zu lesen; doch das gehört nicht hierher.

Ich war gar häufig unzufrieden mit mir selber, aber niemals unzufrieden mit Gott und der Welt: dies ist die erste Vorbedingung zu einem glücklichen Leben. Im Gottvertrauen gewann ich Selbstvertrauen: das ist die zweite Vorbedingung. Weil ich mich mit 400 Gulden jährlich begnügen wollte, erhielt ich bald viel mehr. Ohne persönliche Verbindungen, ohne Anschluß an eine Partei oder Zunft kam ich doch vorwärts. Ich habe mich niemals um ein Amt beworben und wurde doch zu meiner eigenen Ueberraschung zu sehr ansehnlichen Aemtern berufen. Ich habe mich überhaupt mein lebenlang um gar nichts beworben, — ausgenommen um die Hand meiner Frau.

Ich erkannte bald, daß meine theologischen Studien doch nicht vergebens gewesen waren; ich hatte bei ihnen zuerst wissenschaftliche Methode gelernt, ich hatte mich durch sie gewöhnt, in allen Erscheinungen des Menschenlebens auch die bewußt und unbewußt treibende Kraft der Religion zu erfassen; ich selber war religiöser geworden.

Trotzdem war und blieb ich ein Weltkind in dem Sinne, daß mir Gott und Welt unlösbar verbunden erschien, daß ich die schroffe Scheidung des Geistlichen und Weltlichen für bedenklich ansah, daß ich ein frohes und herzensreines Genießen des Daseins für religiöser erachtete als griesgrämliche Weltflucht, daß mir auch

Digitized by Google

die hohen Offenbarungen der Kunst gottinnig deuchten und das selbstlose Ringen im Forschen nach wissenschaftlicher Wahrheit eine sittliche That, die uns dem unerforschlichen Gotte näher führt.

Durch meine Bücher geht ein religiöser Zug; ich habe ihn nicht beabsichtigt, sondern er ist mir immer von selbst gekommen. Dies gilt ganz besonders von meinen Novellen, welche ich lediglich in der Absicht schrieb, den Lesern ein kleines Kunstwerk, einen behaglichen Kunstgenuß zu bieten. Weil ich mir aber den wahren, warmblütigen Menschen gar nicht denken kann ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen und Lieben, so mußten diese Bewegungen bald leise verschleiert, bald hell und stark, bald bejahend, bald verneinend auch in meinen Novellengestalten hervortreten, wie bei deren Schicksalen der freie Wille und — die Fügung Gottes.

Zudem kann ich mir ein echtes Kunstwerk nicht denken, welches nicht von sittlichem Geiste durchweht wäre. Gerade darum habe ich niemals moralische oder religiöse Tendenznovellen geschrieben; denn Religion und Sittlichkeit war mir allezeit ein natürlicher und selbstverständlicher Teil echten Menschentums. Und dieses in lebenswahren Bildern zu spiegeln, ist die eigenste Aufgabe des Poeten.

Ein Landsmann und theologischer Studiengenosse, der mich seit unsern Universitätstagen nicht mehr gesehen hatte, traf nach vierzig Jahren wieder einmal

Digitized by Google

mit mir zusammen. Er war jetzt ein alter Pfarrer und ich ein nicht mehr junger Professor. Er meinte, vor Zeiten habe er den Verlust meiner frischen Kraft für die nassauische Landeskirche beklagt; allein wenn er jetzt auf meine Bücher blicke, dann glaube er fast, ich habe eindringlicher gepredigt, als wenn ich auf der besten nassauischen Kanzel gestanden hätte. Nun, wenn ich dies that, so geschah es eben darum, weil ich in meinen Büchern immer sagte, was ich dachte, aber niemals predigen wollte.

So ist auch dieses Buch, welches von religiösen Dingen handelt, das Buch eines „Weltkindes“. Die zwei letzten Kapitel erklären das Wort, aber hoffentlich erklärt es auch das ganze Buch.

Man fragt heute bei einem neuen Buche immer zuerst nach dessen „Tendenz“. Dieses Buch hat gar keine. Es hat nur verschiedene leitende Grundgedanken, die aus einem einzigen hervorgewachsen sind und auch wieder in ihm verbunden zusammenlaufen. Es schildert religiöse Zustände, es gibt religiöse Betrachtungen und Untersuchungen in wechselnd zwangloser Form. Die Religion soll uns dem Leben nicht entfremden, noch gar mit dem Leben entzweien, sondern sie soll uns das Leben erst recht lebenswert machen. Der Glaube soll das Wissen nicht befehden, noch das Wissen den Glauben; denn das Reich des einen beginnt da, wo das Reich des andern aufhört, und doch streben beide nach gleichem Ziele. Die Bekenntnisse trennen

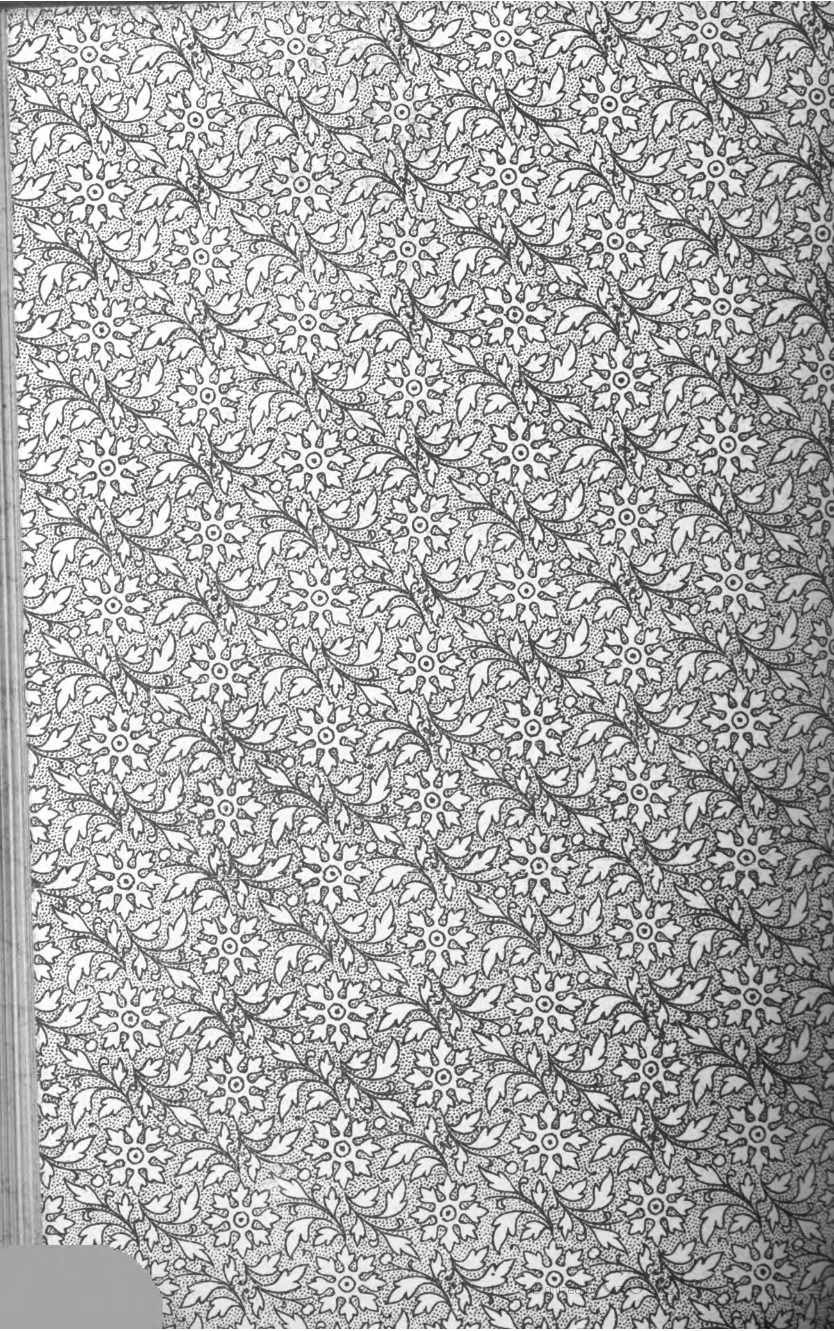
Digitized by Google

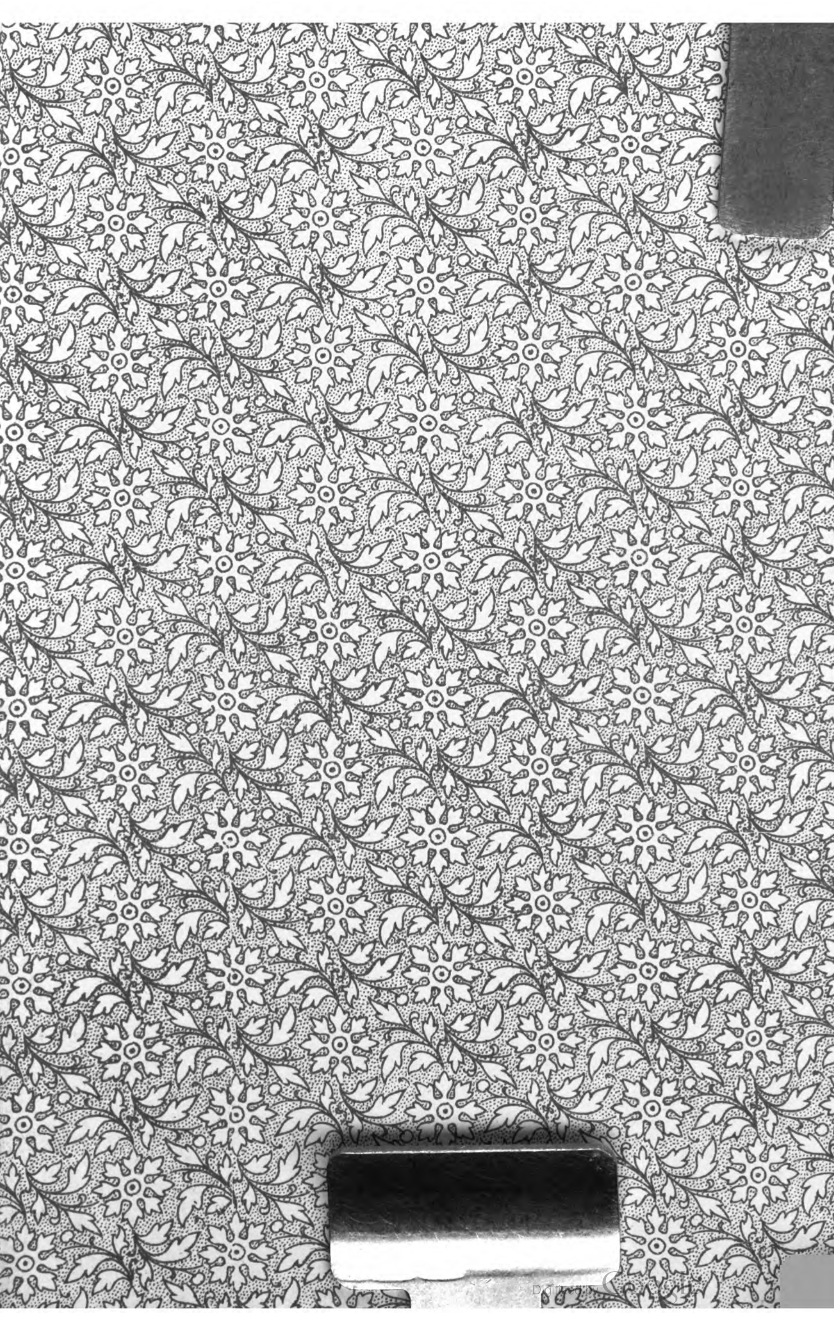
die Menschen, und die Glaubenseinheit steht zur Zeit noch in nebelgrauer Ferne, um so stärker und klarer erscheint wachsend das gemeinsame Bedürfnis des Trostes, des Friedens und der Erlösung, und die Gemeinsamkeit dessen, was wir suchen, bildet oft ein stärkeres Band als die Gemeinsamkeit dessen, was wir besitzen.

So ist es der Grundgedanke der religiösen Versöhnung, welcher durch dieses tendenzlose Buch geht, ein Gedanke, der die größte Fülle des Glaubens und der That wirken kann; denn er hebt uns empor zu dem Herren und Meister, dessen Jünger wir alle sind, auch wenn wir's gar nicht merken, zu dem Meister, der Himmel und Erde die Versöhnung gebracht hat.

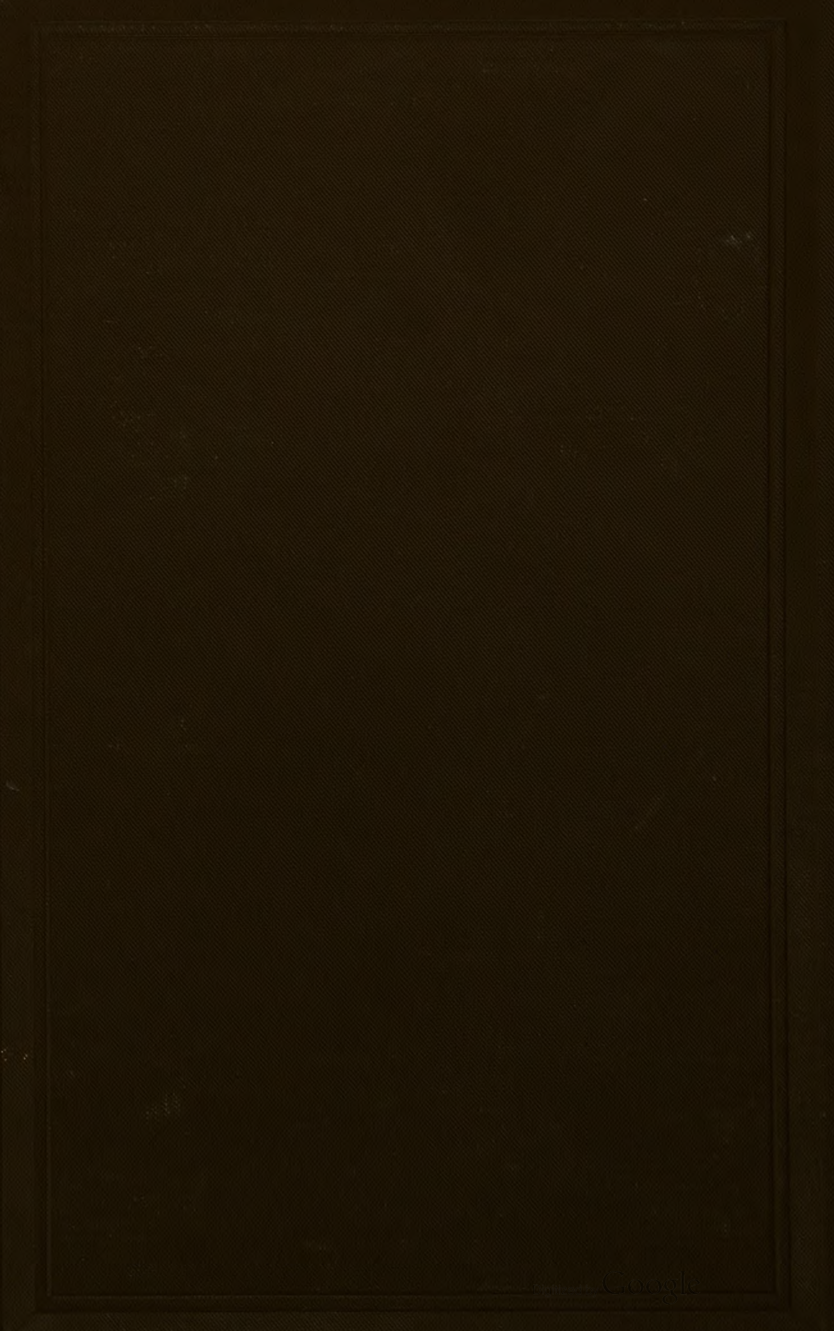
Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google


Digitized by Google